

Mannigfaltigkeiten

zum

Nutzen und Vergnügen

für die

Besitzer dieses Kalenders.

Wannist die Zeit

III

Wannist die Zeit

III

Wannist die Zeit

3
Bun
bey
ober
Frei
Pub
Auf
eder
Auf
begu
n t
ober
ober
o d e
fen
t i g
Län
Ken
hast
seyn
ein
ner
Ber
öfent
wed
vate
Sti
über
gebi
den

Preis von neunhundert Gulden. Für die Mitarbeiter des Hesperus.

Wer dieses Journal, so wie es gegenwärtig ausgestattet erscheint, mit seinem Beginnen vor Jahren vergleicht, wird seine Ausdauer unter den ungünstigsten Umständen, und seine fortschreitende Zunahme an innerm, eigenthümlichem Werthe und Gehalt, in solcher Art eingestehen müssen, wie dieß bey wenig andern Zeitschriften des In- und Auslandes der Fall seyn dürfte, die entweder stehen blieben, oder zurück-, oder gänzlich eingiengen.

Das Verdienst hievon gebührt einigen 30 Mitarbeitern des In- und Auslandes. Ihre treue Freundschaft und Unterstützung wird den Herausgeber zu ewigem Dank verpflichten, und auch beym Publikum seine Schätzung finden. Sie setze in den Stand, dieß Blatt hauptsächlich durch Original-Aufsätze zu zieren, von Gehalt, von Interesse für den Freund des Vaterlandes, der Wissenschaften und jeder Kultur, durch welche Hesperus für immer die Fundgrube einer Menge schätzbarer Nachrichten, Aufklärungen und Discussionen bleibt, die man nur hier, und nirgends sonst findet.

Aber auch mit diesem erreichten Ziele, so lohnend es ist, glaubte sich der Unternehmer noch nicht begnügen zu müssen. Er strebt weiter. Er fühlt Verpflichtung und Wunsch:

- a) Nicht nur Vielerley von Vielen, sondern das Beste zu erhalten und zu geben.
- b) Genie, Talent und Geisteskraft, oft im Verborgenen schlummernd, reger zu wecken.
- c) Die der Auszeichnung Würdigen und Bedürftigen auch mit Lohn oder Ehre zu krönen.

Alle die Zwecke zu erreichen, setzte er von nun an fest

einen Preis

entweder für denjenigen Original-Aufsatz, welcher der wichtigste, interessanteste, gemeinnützigste, oder lehrreichste — in Bezug auf Vaterland und dessen Wohl, oder in Bezug auf Wissenschaft und Kunst — oder unabhängig von beyden, in sich der vortrefflichste, als reines Kunstwerk erklärt werden wird — oder für diejenige Idee, welche eine Reihe der wichtigsten, interessantesten, gemeinnützigsten, lehrreichsten, oder in sich vortrefflichsten Aufsätze veranlaßt, oder für denjenigen Mitarbeiter, welcher am thätigsten das Interesse gebildeter Leser durch die besten Original-Arbeiten befriedigte; wobey es nicht auf Länge, sondern auf Neuheit, Interesse u. s. w. ankommt, und z. B. gar wohl derjenige, der die anziehendsten und mannigfaltigsten Correspondenz-Notizen im Laufe des Jahres lieferte, des Preises theilhaftig werden kann. Um die Verfasser wieder zu erkennen, werden Signaturen unter ihre Aufsätze nöthig seyn, im Falle sie sich nicht selbst nennen wollen.

Die Concurrenzfrist beginnt 2 Monate nach Erscheinung dieser Bekanntmachung, und dauert ein Jahr.

Die Preis-Summe beläuft sich dormalen, da die ganze Idee erst zufällig bey einigen Gönnern und Freunden in Anregung gebracht worden, nach beygefügter Subscription auf 900 fl. W. W.

Ich zweifle nicht, daß sich mehrere Freunde der Aufklärung, Gönner der Wissenschaften, und Verehrer des Vaterlandes finden werden, welche unwillig über den Schatten, in den man so lange die österrreichische Literatur gestellt, diesen Anlaß ergreifen werden, ihr Schärfelein beizutragen, gute Köpfe zu wecken, zu ehren, zu lohnen, und durch Verstärkung der Preis-Summe, wohlthätige Beförderer der vaterländischen Literatur zu werden.

Wer den Preis verdiene, hierüber hat, meines Erachtens, jeder Leser das Recht, seine Stimme längstens bis letzten December 1817 abzugeben. Die Entscheidung wird den Preisrichtern überlassen. Diese sind zunächst:

- 1) Alle die, welche zu obiger Preis-Summe beygetragen haben.
- 2) Noch einige anerkannte Männer von Geist, vielseitigen Kenntnissen, Geschmaack und Bildung, die man ersuchen wird, sich diesem Geschäfte zu unterziehen.

Diese werden bestimmen: ob die Preis-Summe unter Mehrere zu theilen sey, oder nur Einem gebühre.

Da nicht wenige Mitarbeiter von solchem Range sind, und sich in solchen Vermögens-Umständen befinden, daß sie schwerlich für sich einen Preis aussprechen werden, zu dem sie vielleicht selbst bey-

getragen haben; da ihnen und vielleicht auch Anderen die öffentlich ausgesprochene Achtung und Beyfall Bezeigung mehr werth ist, als eine Geldbelohnung: so bleibt ihnen dann doch das Recht, darüber irgend eine Art für Andere, oder zum Besten der Wissenschaft und Kultur zu disponiren.

Es erübrigt nichts, als das für Hesperus gewählte Motto den Concurrenten und Richtern Erinnerung zu bringen:

„Mittheilung der Erfindungen, Künste, Wissenschaften, Verbreitung der Aufklärung, Geil
 „Bildung, der Vernunft, der Einsichten und des Frohsynns ist Weltbürgerpflicht. Achtung und
 „theidigung der Regierung, der Gesetze, des Eigenthums ist Staats-Bürgerpflicht.“

Brünn, im August 1816.

Fehr. v. Ehrenfels in Wien, welcher subscribirt und deponirt

100

Ein ungenannt bleiben wollender Beförderer der Literatur H * * gleichfalls

100

Hugo Altgraf zu Salm eben so

200

Graf Joseph von Auersperg eben so

200

Der Herausgeber C. C. Andre eben so

100

Der Verleger Calve eben so

200

900

Alle Herausgeber öffentlicher Blätter, Journale, Zeitungen ic. werden ersucht, diese Aufgabe aufzunehmen, und so zur allgemeinsten Wissenschaft zu bringen.

I n h a l t.

- I. Merkwürdigkeiten am Himmel. Ein Versuch für ganz Ungelehrte. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) 22. Der Mond.
- II. Feste und Feiertage der Christen. (Nachträge zu diesem Artikel in den vorigen Jahrgängen des Kalenders 1. Das Gallusfest. 2. Ein ganz anderes Fest zu Weinigen.
- III. Zur Geschichte der Kalender. 1. Eine merkwürdige Kalender-Epoche in den kaisert. österr. Staate. 2. Ankdote vom alten und neuen Kalender.
- IV. Cyrill und Method, eine Rede zur Gedächtnißfeyer der mährischen Landespatrone, vom Herrn Professor Richter. (Man sehe den vorigen Jahrgang. Nr. VII.)
- V. Die Schutzpatrone der österr. Provinzen. (Fortsetzung vom Pfarrer Bieder. (Man sehe Nr. VII. im vorigen Jahrgange.) 3. Leopold der Heilige, Markgraf und Landespatron von Oesterreich. 4. Johann von Nepomuk, Landespatron von Böhmen.
- VI. An Kaiser Franz I. bey seiner Ankunft in Gitschin. Junius 1813. v. Herrn Justiziar Schneider
- VII. Ein Volks- und Fürstensest.
- VIII. Aberglauben und Vorurtheile. 1. Hergenglaube noch im Jahre 1799, vom Herrn Pfarrer Wacel. 2. Erneuerung eines grausamen Vorurtheils.
- IX. Wiegenlied für Erwachsene.
- X. Kurzer Unterricht über die gewöhnlichen und alltäglichen Erscheinungen in der Natur. Der leichteren Faßlichkeit wegen in Fragen und Antworten vorgetragen. (Mitgetheilt vom Pfarrer Bieder.)
- XI. Noch ein Unterricht in der Kunst, Kupferstiche auf Holz abzuzeichnen. (Man sehe den Kalender auf 1815. Nr. VII.)
- XII. Gemeinfaßlicher Unterricht, wie man die Verfälschungen der Lebensmittel erkennen kann. Vom H. Direct W. (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange. Nr. XII.)
 Von der Butter. Von dem Käse. Von den Eiern. Von dem Essig.
- XIII. Die Fahrt zur Karthause. Vom Herrn Schneider.

XIV.	Die eßbaren Schwämme. (Man sehe den 2ten Jahrgang dieses Kalenders, Nr. XXVII. Fröhliches Kennzeichen giftiger Schwämme. Merkwürdige Champignon.)	71
XV.	Der Hirt, der sein gefundenes Schäschen auf dem Rücken heimträgt. Von einem Schweizer	77
XVI.	Seltene Befangennehmung des in der Kopidner Gegend vor 39 Jahren berüchtigten Räubers Johann Weig. Wahre Geschichte, erzählt vom Herrn Pfarrer Wacel.	79
XVII.	Neueste Gesellen- und Zuschickordnung für die Hutmacher-Zunft in Wien	99
XVIII.	Feldherrn-Ränke, ein komisches Gedicht in 6 Gesängen von Präzel. Erster und zweyter Gesang.	107
XIX.	Der Schuster Flink.	123
XX.	Erdäpfel geben eine gute Brandsalbe. Vom Hrn. Bar. v. Apfaltrer.	127
XXI.	Erinnerung an die vorzügliche Heilkrast des Leinöls. Von eben demselben.	127
XXII.	Mittel gegen erfrorne Glieder. Von eben demselben.	139
XXIII.	Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechtes. (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.) A. Die Bessern und Vernünftigen	131
	1. Ehret das Alter auch im Bauernkittel. 2. Der 105jährige Greis, Jakob Linhardt, Müller von Bilsko, auf der gräßlich Schlickischen Bütschinoweser Herrschaft, vom Herrn Pfarrer Wacel. 3. Die edeln Kosaken. 4. Patriotismus der Großhändler in Wien. 5. Bartholomäus Berhel von Welsch in Mähren, der edle Ketrout. 6. Macht der kindlichen Liebe. 7. Löbliche That und Gesinnung. 8. Der menschenfreundliche Arzt. 9. Die brave Gemeinde. 10. Ehre den Frauen. 11. Der Kaufmann Kleinnecht in Nürnberg. 12. Der brave Schweizer Matthias Hungard. B. Die Schlechtern und Unvernünftigen. 1. Habsucht und Mord. 2. Der Mörder seines Weibes. 3. Ausführlicher Bericht über den von Joseph Montinot zu Baden-Baden begangenen Diebstahl. 4. Hinrichtung des Advokaten Scholtis zu Osn. 5. Raubmord am Banquier Herz zu Emmerich. 6. Sannerstreiche. 7. Der grausame Chermann. 8. Der dreysfache Raubmörder zu Prag. 9. Folgen des Zornes und Kleinmüthes. 10. Selbstmord aus Schwermuth. 11. Folgen der Neckerrey und Zaghaftigkeit, vielleicht auch des bösen Gewissens. 12. Der Brandstifter in Gallizien. 13. Der pflichtvergeßene Beamte.	
XXIV.	Anekdoten und kleine Erzählungen. (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)	153
	1. Der tapfere Student. 2. Muth eines neunjährigen Knaben. 3. Gleiches mit Gleichem. 4. Der Bauernrath. 5. Schreiben an den Feldmarschall Blücher. 6. Dreyßigtausend Schwimmende Keller. 7. Der blinde Bothe. 8. Feihe Geistes-Entwicklung. 9. Merkwürdige Lebensfrist eines Ochsen. 10. Der Gastwirth in Oesterreich. 11. Der dreiste Dieb. 12. Die gutmüthige Kuh. 13. Schuppach der Wunderdoctor. Schuppach treibt 7 Teufel aus. 14. Weinverbrauch der Verbändeten in Frankreich.	
XXV.	Notizen während der Belagerung Prag's 1742. Preise der Lebensmittel und andere Curiositäten.	165
XXVI.	Die dankbare Gemeinde auf der gräßlich Schlickischen Herrschaft in Böhmen.	169
	I. Brief der Strzewazer Gemeinde an den Wirthschafts-Director Herrn Rumlcr. II. Antwort der Frau Gräfin Schlick, Excellenz. (Mitgetheilt vom Herrn Pfarrer Wacel.)	
XXVII.	Die sonderbare Entenmutter.	171
XXVIII.	a) Einige Vortheile in der Hauswirthschaft. (Fortsetzung der Jahrgänge 1811, 1814, 1816.)	171
	1. Ueber das Spinnen des Flachses, ein Beytrag für fleißige Spinnerinnen und Hauswirthinnen. (Mit Abbildung eines verbesserten Spinnrades. 2. Eine Kiste zum Verpichen der Bouceillen. 3. Ueber Aufbewahrung des ungemahlten Getraides und Mehles. 4. Kaffee, Ersparniß.	
XXVIII.	b) Die Sonntags-Drescher. (Mit Musik von Polt.)	185
XXIX.	Aufmunterung zur Freude. (Mit Musik.)	187
XXX.	a) Vaterlands-Kunde. Rudolph von Habsburg und Dittofar von Böhmen.	187
XXX.	b) Einige Vortheile in der Landwirthschaft.	205
	I. Was hat man bey Viehseuchen zu beobachten? (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.) II. Ueber das Sehen des Getraides. Gespräch eines Reisenden mit den Bauern zu Kubach. (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange und Beschluß.) III. Ueber die Hindernisse, die dem bessern Betriebe der Landwirthschaft, besonders der Wechselwirthschaft im Wege stehen. Von Hrn. S.	
XXXI.	Die größte und schlechteste Schule in der Welt	211
XXXII.	Wie Wehrli seine armen Kinder singen lehrt. (Zur Nachahmung für Schullehrer.)	221
		223

XXXIII. Mein Vorfahr und Ich. Ein Spiegel für Schullehrer.

XXXIV. Oesterreichische Heiden.

1. Zwifere Handlung des Marine-Cadeten Brunetti. 2. Speckbacher, der Tyroler.

XXXV. Zwey Gespenster-Geschichten. (Fortsetzung des vorigen Jahrganges.)

1. Ein wirklich furchtbares Gespenst mit Ketten. 2. Wer in einem Hause spuket.

XXXVI. Wie sieht es denn außer dem Vaterlande aus? (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

XXXVII. Das stille Dörflein. Wahrheit und Dichtung. Vom Herrn Dechant Paur, zu Gaisern in Oberösterreich

Erstes Kapitel. Woher das Dörflein, sonst Waldheim genannt, diesen Namen hat? Die schöne Stille. Zweytes Kapitel. Womit sich die Leute beschäftigen, und wie sie ihre Geschäfte treiben? Was du thust, thue recht und gut. Drittes Kapitel. Sittenspiegel. Viertes Kapitel. Kinderzucht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Die Mütter. Die Schule. Die Hauschule. Der Samstag. Die Schule überall. Fünftes Kapitel. Vom Gottesdienst. Der Sonntag. Die Bethenden. Das Gotteshaus. Der Kirchengang. Messe und Predigt. Das Gebeth für den Landesfürsten.

XXXVIII. Das Bild einer edeln Obrigkeit und würdiger Vorgesetzten jeder Art. Vom Herrn Senior Pöhllein.

XXXIX. Kurze Anrede ans Volk über das siebente Gebeth. Zur Nachlesung und Beherzigung für Jedermann. Vom Pfarrer Bieber.

XL. Gewitter-Gefahren. (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

1. Hohe Gegenstände und Metalle leiten den Blitz. 2. Hagel und Sturm. 3. Gewittersturm wüthet schrecklich. Es regnet Baumäste. 4. Bäume leiten den Blitz.

XLI. Feuersgefahr durch Selbstentzündung. (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

Beispiele merkwürdiger Selbstentzündung durch D.

XLII. Die Wasserfahrt.

XLIII. Merkwürdige Lebensrettungen. (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

9. Vierte Rettung aus Wassernoth. 1. Ein zweytes von einem Lammegeyer entführtes Kind. 2. Der blutige Jossanal. 3. Rettung durch einen Wollsch. 4. Der Scheintodte. 2 Fälle. 5. Ein Fudel rettet 2 Menschen das Leben. 6. Gefahr und Rettung aus Wassernoth. 7. Zweyte Rettung aus Wassernoth. 8. Dritte Rettung aus Wassernoth.

XLIV. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

1. Unglück durch Wasser. 2 Fälle. 2. Unglücksfälle wegen vernachlässigter Kinder-Aufsicht. 2 Fälle. 3. Unglück durch unvorsichtige Spiele der Kinder. 2 Fälle. 4. Unglück durch Unvorsichtigkeit bey Arbeit. 5. Der Organist Stöff im Markte Marienburg in Siebenbürgen erfriert am Altensfuß. 6. Vergiftungen. 1) Durch Bier. 2) Durch eine Quacksalberer-Kur. 7. Unglück durch einen Fall. 8. Durch Gewehr. Fünftes Warnungs-Beispiel. Sechstes Warnungs-Beispiel. Siebentes Warnungs-Beispiel. 9. Unglück durch unbekannte Fremde. 10. Unglück durch Feuer. 11. Verschiedene Unglücksfälle, die sich im Herzogthume Hildburghausen ereignet.

XLV. Das Faulthier und das Eichhörnchen. Eine Fabel.

XLVI. Empfehlungswerthe Volksschriften. (Fortsetzung vom V. und VI. Jahrgange.)

Dank und Entschuldigung. Wunsch und Bitt. Aufforderung. Anempfehlung.

Preis von neunhundert Gulden für die Mitarbeiter des Hesperus.

Jahrmärkte-Verzeichniß (ist auf den beiden letzten Seiten des 4ten Kalender-Bogens gedruckt).

Postbericht von Wien und Prag.

Tabelle über den Gebrauch des Stempels.

Der neue englische Wahrsager, enthaltend die Genealogie der regierenden Häuser in Europa, nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet von —.

Über Bestand und Fortsetzung einiger, jedem gebildeten Vaterlands-Freunde nahe angehenden Unternehmungen, sind ausführlichere Anzeigen am Schluß beygebunden, so wie auch einige andere nützliche Werke auf den Vorfach-Blättern angezeigt sind.

I.

Merkwürdigkeiten am Himmel.

Ein Versuch für ganz Ungelehrte. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.)

22. Der Mond.

Er ist unter allen Sternen am Himmel unserer Erde am nächsten, dennoch 51,353 deutsche oder geographische Meilen weit in seiner mittleren Entfernung von ihr getrennt. Dreyßig unserer Erdkugeln, dicht an einander gestellt, würden erst den Mond erreichen. Aber 50 Mondeskugeln könnten aus einer einzigen Erdkugel gebildet werden. Der Mond ist ein dunkler Weltkörper, und erhält sein Licht von der Sonne, wie unsre Erde, die auf dem Monde ungefähr eben so erleuchtet erscheint, wie wir den Mond sehen. Er erscheint uns darum größer, als die übrigen Sterne, weil er uns am nächsten ist.

Er hat 486 deutsche Meilen im Durchmesser, (dagegen unsere Erde 1709 bis 1710 Meilen unter dem Aequator im Durchmesser hat, und sein Umfang ist 1470 deutsche Meilen, dagegen unsere Erde nach einer runden Zahl 5400 deutsche Meilen im Umfange hat.) Auf dem Monde wird die Erde drey bis viermal größer erscheinen, als der Mond auf der Erde. In der Wirklichkeit ist aber die erleuchtete Fläche des Mondes 14 — 15 Mal kleiner als die der Erde.

Der Mond läuft in 27 Tagen und fast 8 Stunden um die Erde, legt in dieser Zeit einen Weg von 34000 Meilen zurück, und kommt dabey jedesmal einmal zwischen die Sonne und die Erde, und einmal hinter die Erde (nach der Sonne zu), doch bald über, bald unter der Fläche der Erdbahn. Kommt er aber gerade zwischen die Sonne und die Erde, so entsteht die Sonnenfinsterniß, die man wieder mehr eine Erdfinsterniß nennen sollte, weil dann der Mond der Erde einen Theil des Sonnen-

lichts raubt. Kommt der Mond hinter die Erde, und also die Erde zwischen den Mond und die Sonne, und zwar gerade, zu stehen, so entsteht die Mondfinsterniß, indem die Erde dem Monde ganz, oder zum Theil, das Sonnenlicht raubt. Alle 19 Jahre stellen alle Finsternisse sich so wieder ein, wie vor 19 Jahren.

Die Erdbewohner können nur immer dieselbe Seite des Mondes sehen, ohnerachtet er sich unaufhörlich um seine Ase dreht. Die andere Halbkugel desselben ist uns gänzlich unbekannt, weil wir sie nicht zu sehen bekommen können. Die Ursache ist, weil der Mond sich gerade in der Zeit, in welcher derselbe seinen Lauf um die Erde vollendet, nur einmal um seine eigene Ase dreht.

Auf dem Monde muß ein Tag 14 unserer Tage, und eben so eine Nacht 14 unserer Nächte lang seyn.

Einem Fernrohre des berühmten Herschels von 40 Fuß Länge, 4 Fuß im Durchmesser, und einem Umfange von 12 Fuß, worin ein Mensch sitzen kann, und noch mehr, den Beobachtungen des Oberamtmann Schröters in Lilienthal, mit seinem 27fußigen Fernrohr hat man unter andern folgende nähere Kenntniß von der Oberfläche des Mondes zu danken.

Der Mond erscheint voller Hügel und Berge. Die großen dunkelgrauen Flecken, die wir mit bloßen Augen auf der Mondscheibe sehen, erscheinen dem Fernrohre mit hellleuchtenden Punkten angefüllt, mit einer Bergkette wie mit einem Walle umgeben. In ihrer Mitte haben die Berge tiefe und weite Einsenkungen, welche den Kratern der feuerpeinenden Berge gleichen. Die Berge werfen ihren Schatten

oft viele Meilen weit in Ebenen und Thälern. Aber keine Spuren von Flüssen oder Meeren bemerkt man.

Merkwürdig ist die außerordentliche Höhe der Mondberge, in Vergleichung mit den Erdbergen, ohnerachtet der Mond viel kleiner ist, als die Erde.

Der höchste bekannte Berg auf unserer Erde, der Chimborasso in Amerika, hat 19320 Fuß Höhe, was noch nicht ganz eine deutsche Meile ausmacht. Im Monde giebt es aber (auf der unsichtbaren Seite) acht Berge, 25000 Fuß und noch höher.

Sonst hielt man die hellen Punkte auf dem dunklen Grunde für brennende Vulkane. Schröter findet das nicht, sondern behauptet, daß sie ihren Grund in dem zurückgeworfenen Erdlichte oder Erdscheine haben. Unsere Erde erleuchtet nämlich die dunkle Mondfläche eben so, wie der Mond unsere Nächte, und man kann durch das Fernrohr sogar die Schatten deutlich wahrnehmen. Besonders zeigen denn die hohen Spitzen der Berge, als helle Flecken auf der dunkeln Seite des Mondes.

So wie die Erde in einen Luftkreis gehüllt ist, und mit dieser weichen Hülle sich um Welträume fortwälzt, so ist auch der Mondkörper mit einer ähnlichen Hülle umgeben, welche aber trockner, feiner und reiner als unser Luftkreis ist. Da auf dem Monde keine Ausdünstungen aus Flüssen und Meeren statt finden, so hat seine Atmosphäre auch keine Wolken, ungefähr so wie der immer heitere Himmel über den Ebenen des trockenen Arabiens.

Schon aus dem Mangel an Wasser, und dann aus der Feinheit des Luftkreises, darf man schließen, daß die Mondgeschöpfe wohl anders gebaut seyn möchten, als wir.

Wie oft ist der Mond unser angenehmer Begleiter in düstern Abendstunden! Mit dem von der Sonne aufgefangenen Lichte erhellet er uns die Wege und Gegenstände, und wird unser unterhaltender Gesellschaft. Schade, daß er uns sein Antlitz nicht immer leuchten lassen kann. Das ist aber nicht möglich! denn er wälzt sich so auf seiner Laufbahn fort, daß die erleuchtete Seite seiner Kugel nicht immer gegen die Erde gerichtet, sondern zum Theil oder ganz von ihr abgekehrt ist. Kommt er nämlich dahin, daß er nahe bey der Sonne, gleich zwischen uns und der Sonne, oder unserer Ansicht nach, hinter der Sonne steht, so ist's natürlich, daß die Sonnenstrahlen die uns zugekehrte Fläche nicht treffen können. Da werden wir nichts von ihm gewahr.

Dann sagen wir: Es ist Neumond. Nach drei oder vier Tagen rückt er so weit vor, daß die Sonnenstrahlen so viel von der einen Seite der uns zugekehrten Fläche treffen, daß wir einen bogenförmigen Ausschnitt erleuchtet sehen, der die Gestalt einer Sichel hat. Dieser wird täglich etwas größer, bis wir am fünften oder achten Tage die Hälfte dieser Fläche erleuchtet sehen. Das nennen wir: das erste Viertel. Diese lichte Fläche nimmt täglich etwas ab, bis der Mond etwa am vierzehnten Tage der Sonne gerade gegen über steht. Hier zeigt sich nicht seine ganze Fläche im schönsten Lichte. Das ist der volle Mond. Da er aber stets seine Bahn rings um die Erde fortsetzt, so steht er nach sieben Tagen so, daß die Sonnenstrahlen die andere Seite nur zur Hälfte treffen. Das nennen wir das letzte Viertel. Nun rückt er immer weiter, kommt der Sonne wieder näher; das Licht wird täglich kleiner, bis er nach 29 Tagen, 12 Stunden und 48 Minuten wieder Neumond macht. Er geht's immer fort. Zwar endet er seinen Lauf auf seiner Bahn schon in 27 Tagen, 7 Stunden und 43 Minuten: aber die Erde ist indeß in ihrer Bahn ebenfalls um etwas vorgerückt, da gehen noch 2 Tage, 5 Stunden und 5 Minuten hin, ehe wir ihn wieder als Neumond sehen. Das ist die Ursache, warum wir in einem Jahre nur 12 Monate zählen, da der Mond seine Bahn 13mal umläuft.

Er kann uns also die Nächte nur so lange hellen, so lange er in gehöriger Entfernung von der Sonne steht. Beym ersten Viertel geht er schon am Mittag auf, und erleuchtet unsere Abendstunden bis gegen Mitternacht, wo er unter den Gesichtskreis tritt. Im Vollmond geht er auf, wenn die Sonne untergeht, da scheint er die ganze Nacht hindurch. Beym letzten Viertel geht er ohngefähr um Mitternacht auf, und erhellet den letzten Theil der Nacht, von Mitternacht bis Morgen, da das Licht von dem hellen Sonnenglanze übertroffen wird und uns unsichtbar scheint, ob er schon den Weg über unserm Gesichtskreise zieht. Welche Wirkung that er uns dadurch erzeugt, darf ich nicht erst sagen. Doch das ist nicht seine einzige Wirkung auf unsere Erde. Er hat auch einen Einfluß in der Dunstkreis, und folglich in die Witterung der Erde, besonders wenn er in seiner Bahn der Erde am nächsten steht. Da sehen wir oft merkliche Veränderungen an unsern Wettergläsern und am Wetter selbst, bey Veränderung des Mondstandes. Auch es nicht unmöglich, daß er durch die Luft, welche

Wir doch einathmen, auch einigen Einfluß in die Bewegung der Säfte unseres Körpers haben könne. Ob auch gewisse Kuren besser gelingen bey abnehmendem Mondeslichte, als bey zunehmendem: oder Sied die Pflanzen, von welchen wir viele und gute Früchte wünschen, im zunehmenden, und die, deren Wurzeln wir groß und schön haben wollen, im abnehmenden Mondeslichte gesäet werden müssen, ist wohl noch nicht durch hinlängliche Erfahrungen als ausgemacht bewiesen. Andere Einflüsse des Mondeslichtes in das Gelingen oder Mißrathen gewisser Unternehmungen und Geschäfte bestehen offenbar nur in der Einbildung und das Vertrauen darauf ist nichts als Aberglaube.

Aber die merkwürdige Erscheinung am Wasser des Meeres, die wir Ebbe und Fluth nennen, wer-

den wir wohl dem Monde zuschreiben müssen; denn die Erfahrung lehrt, daß das Wasser allemal in einer Gegend anschwillt, wenn der Mond durch den Mittagkreis derselben gegangen ist, und wieder fällt, wenn er den Horizont verläßt. Wie nun der Mond, wegen seiner Bewegung, zusammen mit der Bewegung der Erde, täglich etwa 50 Minuten später aufgeht; so tritt auch die Fluth gerade um so viel später ein. Auch ist die Fluth stärker, wenn der Mond in der Erdnähe, als wenn er in der Ferne steht. In der Gegend um die Pole der Erde ist die Fluth schwächer, als um die Mittellinie, weil das Mondlicht schiefer dorthin fällt. Um die Zeit des Neu- und Vollmondes ist die Fluth stärker, als zur Zeit der Mondesviertel.

II.

Feste und Feyertage der Christen.

Nachträge zu diesem Artikel in den vorigen Jahrgängen des Kalenders.

I. Das Gallusfest.

Das Gallus- oder Hahn-Fest wird den 10ten October am Gallustage in einigen Städten von der Schuljugend und ihren Lehrern auf folgende Weise gefeyert. Die sämmtliche Schuljugend versammelt sich in der Schule, und der Schüler bringt dem Lehrer einen Hahn, oder in Ermangelung eines Hahns 3 ggr. Nach gehöriger Aufzeichnung der Kampflustigen zieht die Schule mit dem Gesang:

Gott Lob das Gallusfest ist wieder
Gefundt erlebt; der Hahn und Hahn
Sich tapfer beißt und schmeißt darnieder
Auf unsern Schul- und Tugendplan,
Drum hört man schon das Federstechen früh
Mit seinem Kikeriki.

Der Zug geht durch alle Gassen. Voran geht ein Fahnenträger; auf der einen Seite der Fahne sind zwey streifende Hähne, auf der andern ein Adler gemahlt. In der Mitte des Zuges gehen die vorjährigen Hahnenkönige, geschmückt mit Blumen und Bändern, Kronen und Sceptern. Nach geen-

digtem feyerlichen Abzuge wird ein Amphitheater in der Schule errichtet, und die Hähne, mit Knoblauch wohl gefüttert, beginnen in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung den Kampf. Diejenigen bestickten Athleten, welche am tapfersten kämpfen, und die andern bestechen, erringen den Knaben, die sie dargebracht, die Krone, und sie werden Hahnenkönige. Diese müssen darauf den Lehrern Geschenke bringen, oder einen kleinen Schmaus geben. Sodann werden sie ebenfalls geschmückt und feyerlich unter Gesang: Victoria u. in Procession einhergeführt.

Die feigen und schwachen Hähne werden aus dem Kampfsplatz geworfen. Einige bleiben bisweilen auf dem Kampfsplatz und sterben den Heldentod. Ist aber retten sich die Geängstigten und Berruppten, zer schlagen Fenster und zerbrechen zarte Gesichter. In diesem tragischen Schauspiele ergötzen sich Kinder beyderley Geschlechts. Sehr oft nehmen auch Eltern daran Theil, und versehen sich mit inniger Theilnahme in ihre Jugendzeit.

Sollten aber nicht bey der Feyer solcher Feste

die sanften Gefühle des Mitleids erstickt werden? Sollten nicht Reid und Haß bey diesen Spielen in jugendlichen Herzen rege werden? Wird nicht Nachahmungslucht, ähnliche Kämpfe zu beginnen, mächtig auf Kinder wirken? — Gewiß nicht ganz unnütze pädagogische Fragen! — Die Aereopagiten in Griechenland verdamnten einen Knaben zum Tode, weil er gefühllos Wacheln die Augen ausstach, und urtheilten, daß er einst ein böser Mensch werden würde. Und wir lassen Thiere zur Belustigung unserer Kinder auf Tod und Leben kämpfen? — Gewiß! das Mitgefühl an ihren Leiden wird abgestumpft, und eine der Moralität im Verhältnisse zu andern Menschen sehr dienfame natürliche Anlage wird durch die Qual eines Thiers geschwächt. Bald noch einem solchen Kampfe sah ich zwey Knaben im Bersseyn anderer ein so ernstes Hahngesecht beginnen, daß sie die Haare sich ausraufen, sich kratzen und schrecklich zerfleischten, und mit vieler Mühe durch Erwachsene kaum konnten getrennt werden. Ueberdies bedenke man, wie herabwürdigend für verdienstvolle Schullehrer es ist, auf so lächerliche Schauspiele und Bettelgänge halten zu müssen, um nicht einen karglichen Theil ihres Einkommens zu verlieren. Wie herabwürdigend für Lehrer, die eine bessere Nachwelt bilden sollen, eine kindische Harlequinade durch einen feyerlichen Aufzug schmücken zu müssen. O ihr Obrigkeitlichen, ihr Vorsteher der Schulen! Gebt den Lehrern mehr Ansehen und Gehalt, und würdigt sie nicht durch solche Narrenfeste herab! — In einigen Städten soll es auch schon auf Befehl der Regierung abgeschafft worden seyn! — Wüchste es weisen Regierungen gefallen, die Neujahrszüge und ähnliche Aufzüge, z. B. Gregoriusfeste, aufzuheben, und die Lehrer auf andere Weise zu entschädigen! —

2. Ein ganz anderes Fest zu Meiningen.

Die höchste Stufe der Beredlung erreicht der Sterbliche im Erdenleben in solchen — leider! nur vorübergehenden Stunden, wo er auf den Flügeln der Andacht sich über alles Irdische emporschwingt, und im Gefühle der Gegenwart des Unendlichen seiner selbst vergißt; und das nicht in stiller Einsamkeit, sondern wo Tausende, vom gleichen Gefühle durchdrungen, Herz und Geist zu Gott erheben, als Kinder zu einem Vater. Solche Erhebungen des Menschen über den Erdenstaub und Sand sollten

alle Versammlungen der Christen zur Verehrung gewähren, und — sie könnten es. In Meiningen ward am 15ten October 1815 eine solche Handlung verrichtet, woran nicht nur die Bewohner der Stadt, sondern auch die des Landes durch geordnete Theil nahmen, alle mit innigster Rührung und Erbauung. Es war die feyerliche Weihe allgeliebten minderjährigen Herzogs zum selbststänigen Christen beym Uebertritt aus dem kindlichen das Jünglings-Alter. Es muß in Erinnerung gebracht werden, daß der unvergeßliche, zu früh ewigte Herzog Georg, der Vater des jetzigen Herzogs, bey dessen Taufe, wo er ihm die bedeutungsvollen Namen Bernhard, Erich, Freudenthal, sämmtliche Bewohner seines Landes allen Ständen zu Taufzeugen erwählt hatte, um Band der Liebe zwischen dem Fürsten und Volke durch diese religiöse Verbindung noch fester zu verknüpfen, und daß die Zahl der dieser heiligen Handlung als Gebatter beywohnenden Abgeordneten aller Stände, Städte und Dörfer über 400 war. Nun machte die allgeliebte Mutter und Vormünderin Regentin den Unterthanen die Freude, auf gleiche Weise an diesem zweyten hohen Lebensfeste ihrer Fürsten Theil zu nehmen, laut folgenden Bericht:

„Mit freudigem Verlangen sahen die Bewohner des Meiningen-Landes in diesem Jahre einen allgemein wichtigen Tage der feyerlichen Consecration des allgeliebten minderjährigen Herzogs entgegen. Der lang ersehnte Tag rückt heran. Sämmtliche noch lebende Taufzeugen, und aus den Herzogthume neu hinzugekommenen Dörtern die Taufzeugen und die Stellvertreter der Gemeinden treten Tags vorher und am Morgen in der Hauptstadt ein, wo sie von den Bürgern aufgenommen werden. Immer näher und näher rückt die wichtige Stunde, da die Zahlreich wogen die Einwohner und Fremden in die Straßen auf die Schlosskirche zu. Bald verkündet der Glockenhall das Beginnen der Feyer, und erfüllt alle bereits in großer Anzahl versammelten Anwesenden mit Gefühlen der Andacht. Ein langer Zug von beynähe dreyhundert Taufzeugen und Gebatter eingetragenen Stellvertretern der Gemeinden unter welchen ein ehrwürdiger Greis von 98 Jahren von der Last seines Alters das silberweiße Haar tief zum Boden senkend — schreitet still und langsam

*) Man sehe die Beschreibung dieser in ihrer Art einzigen Taufhandlung im Jahrgang 1801. St. 3. der National-zeitung der Deutschen.

urch die Hallen des heiligen Tempels Gottes, und stellt sich — die ältesten in der vordern Reihe — in mehreren Halbkreisen vor dem Altar auf. Kurz darauf erscheint die glückliche Fürstennutter, den geliebten einzigen Sohn an der Seite, von ihren geliebten Töchtern, einem zahlreichen Gefolge der Vornehmsten der Stadt, und vielen Mitgliedern der Behörden des Landes begleitet, welche seitwärts neben dem Altare ihre Stellen einnehmen, den jungen Herzog ausgenommen, der dicht vor dem Altare einen Platz findet. Diese Rührung bezeugen alle seine Gesichtszüge, und in dem Auge glänzt die reine Thräne der Unschuld. Ganz durchdrungen von erhabenen Gefühlen hart er des großen Augenblicks, wo er mit dem heiligen Schwure der Treue und des festen unverbrüchlichen Haltens der heilbringenden Befehle Gottes, uns durch den Heiland verkündet, den wichtigen Schritt vom Kinde zum Jüngling, d. i. zum selbstständigen Bewahrer der Tugend und Gottesfurcht thun will. Vor ihm stehen auf den Stufen des Altars der Oberhosprediger Bierling, und der würdige Führer und Lehrer des Geweihten, Assessor Mosengeil. Nach Abfingung des Liedes Nr. 281 des neuen Gesangbuches nimmt jener zuerst das Wort, und eröffnet in einem herzeindringenden Vortrage dem erlauchten Confirmanden und der versammelten Menge die hohe Bedeutung der Feyer. Darauf beginnt die Prüfung nach dem christlichen Glaubensbekenntnisse durch den Assessor Mosengeil, welcher nach Beendigung derselben seinem allgeliebten Zögling, in einer Rede voll Salbung und Fülle, die heiligen Pflichten, die ihm jetzt, und noch mehr in der Zukunft obliegen, an das Herz legt. Endlich nimmt der Oberhosprediger dem Vor-

stehenden den heiligen Schwur ab, und ertheilt ihm den Segen des Allmächtigen. Den Beschluß der Feyerlichkeit macht das Lied Nr. 238 des neuen Gesangbuches, und der geweihte Jüngling, im vollen Lichte eines neu begonnenen Lebens, verläßt, seine erlauchte Mutter am Arme, die heilige Stätte, und alle Anwesenden, mit Thränen im Auge und den Segen des Himmels für ihn ersiehend, folgen ihm schweigend."

"Die durchlauchtigste Frau Herzogin gab hernach den Taufzeugen und andern Stellvertretern des Landes ein großes Mittagsmahl im sogenannten Riesensaale des herzoglichen Schlosses. Frohsinn und Munterkeit herrschte in der zahlreichen Tischgesellschaft, welche zum höchsten Jubel stiegen, als die allverehrte Spenderin so reicher Gaben mit ihrem ganzen Gefolge die versammelten Gäste zu befehlen kam, und der 93jährige Greis sprach mit zitternder Stimme, als ihm sein erlauchter Vathe die Hand reichte: „nun will ich gerne sterben, wenn ich so große Ehre und Freude genossen" — und Thränen der Rührung floßen aus den halb erstorbenen Augenlidern herab."

"Auch ließen die Frau Herzogin Durchlaucht einige Tage nachher an sämtliche Arme der Stadt eine beträchtliche Unterstützung an Geld vertheilen. Eine glänzende Erleuchtung der ganzen Stadt beschloß diesen festlichen Tag, an welchem die Regensfamilie mit allen Bewohnern des Meininger Landes den Bund der Treue und der wechselseitigen Liebe erneuert hatte." *)

*) National-Zeitung XI. 1815. S. 863.

III.

Zur Geschichte der Kalender.

1. Eine merkwürdige Kalender-Epoche in den kaiserlich-österreichischen Staaten.

Unter der Regierung Maria Theresia's waren verschiedene gelehrte Männer öfters darauf

bedacht, Wien eine Academie der Wissenschaften zu geben. Aber die Schwierigkeiten der Ausfindung eines hinlänglichen Fonds waren allen ihren Entwürfen ungünstig, bis man auf das Kalenderwesen aufmerksam wurde, auf dessen Einkünfte die Academien in England, zu Berlin, München it.

gegründet sind, und die in den k. k. Erbstaaten wohl mehr als hinreichend seyn würden, eine Wiener-Academie, zum Nutzen der Wissenschaften, Künste und Handwerke, der Manufacturen, des Ackerbaues und der Handlung — und folglich des Staates — zu erhalten, ohne diesem dabey auch nur im Geringsten eine Last dafür aufzulegen.

Die Sache wurde wirklich der Kaiserin im Jahre 1773 vorgezellt, erhielt den gewünschten Beyfall, und sie bewilligte, daß von dieser Zeit an alle den erbländischen Verlegern verliehene Kalenderdruck-Privilegien, wie sie nach und nach verlöschen würden, nicht mehr erneuert, und unter der Direction des Herrn Pater Hell (damaligen k. k. Astronomen) zugleich akademische Kalender einstweilen herausgegeben werden sollten, bis der nöthige akademische Fundus also gegründet, und nach und nach das ganze Kalenderwesen in die Hände der Direction gekommen wäre (wozu nur wenige Jahre erforderlich gewesen; denn alle Privilegien waren schon vor vielen Jahren, und jedes nur auf zehn derselben verliehen), worauf denn die Akademie errichtet werden sollte. Die Huld der Kaiserin ging noch weiter: sie bestimmte noch für die Akademie einen ansehnlichen Theil des Pachtzollses des Wiener Diariums, und andere dergleichen Zuflüsse. Alles war voll freudiger Ausichten.

Alles dieses wurde unter der Leitung des Studien-Referenten, Herrn Hofraths Baron Martini, auf das thätigste betrieben. Indessen dieser schon verschiedene Privilegien eingezogen hatte, und verschiedene gelehrte und einsichtsvolle Männer Vorschläge zur Academie bearbeiteten, versfertigte bereits Herr Hell für das Jahr 1774 akademische Kalender, welche sehr gut aufgenommen wurden.

Indessen die rechtschaffenen Patrioten sich freuten, und das Fortkommen dieser wohlthätigen und ruhmvollen Anstalten mit Muth betrieben, bestrebte sich Herr Thomass von Trattner aus allen Kräften gegen ihre Bemühungen. Er, der den Kalenderverlag als eine seiner besten Einkünfte ansah, die er für das Wohl des Staates schlechterdings nicht wollte fahren lassen, suchte Mittel, sich ihrer zu verschern, müßte auch die Akademie zu Grunde geben. Er drang vor die Kaiserin, gab seinen und seiner Gläubiger Ruin vor, wenn er seinen Kalenderverlag verlore, wies die ihm vom Hofe gnädigst verliehenen Privilegien (obchon sie bereits vor zwölf Jahren verfallen, und nicht erneuert worden waren), lärmte und suchte, und die

Kaiserin, deren gränzenlose Güte mit Worten auch nicht eines einzigen Schaden wollte, ließ gewinnen, und opferte diesem Manne die glücklichsten Aussichten einer Akademie, und das allgemeine Bewußtsein einer neuen Kalender-Privilegien ihm und andern Vergern gegeben, und der Plan für die Akademie der Wissenschaften (den bereits Herr Ignaz Math. v. Hefß, damaliger Professor der Universal-Literar-Geschichte an der Universität zu Wien verworfen hatte) verfiel, wie jener der Gymnasien.

2. Anekdote vom alten und neuen Kalender.

Der große Widerstand, den die Einführung des Gregorianischen Kalenders bey den Reformirten in der Schweiz fand, ist satfam bekannt**); die Graubündner insbesondere warfen ihn hartnäckig. Ein Landammann von Chur, wo man von dem Kalender nichts hören wollte, und ein Rathsherr von Uri, wo er angenommen war, beyde friedfertigen Sinnes, trafen einst zusammen; sie bedauerten die aus der Neuerung zwischen guten Nachbarn veranlaßten Zwiste, und berietben sich gutmüthig bey dem Glase Wein, wie die Trennung der Meinungen am besten zu heben wäre. Der Unterschied der zwey Kalender betrug damals zehn Tage, und sie fanden, das sicherste Mittel, beyde Theile zufriednen zu stellen, dürfte seyn, wenn Jeder dem Andern freundschaftlich auf halbem Wege entgegenkommen, und einer dem Andern fünf Tage abtreten würde. Den Vergleichsvorschlag wollte der Eine dem Rathe zu Chur, der Andere der Landsgemeinde von Uri eröffnen. Sie würden es auch Zweifels ohne gethan haben, hätte nicht ein Dritter, der ihrem Gespräche zuhörte, sie aufmerksam gemacht, daß, weit entfernt, die Schwierigkeit zu heben, diese vielmehr durch die dann nöthige Aufstellung einer dritten Kalendergattung nur vermehrt würde.

*) Ignaz Math. v. Hefß kleinere Schriften über Schulwesen, Erziehung und Wissenschaften, Wien 1781 bey Joseph Edle v. Kurzbeil. Vorbericht zu dessen Entwurf einer k. k. Akademie der Wissenschaften. S. 116 — 118.

***) Man sehe den 3ten Jahrgang dieses Kalenders vom Jahre 1813. S. 13 — 15.

IV.

Cyrill und Method.

Eine Rede zur Gedächtnißfeier der mährischen Landespatrone. Vorgetragen am 9ten März 1816 zu Brünn in der Pfarrkirche zum h. Jacob. Verfaßt von Franz Xaver Richter, Gymnasial-Professor und corresp. Mitgliede der k. k. m. f. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde. (Man sehe den vorigen Jahrgang St. VII.)

Brüder! Gedenket an eure Vorsteher, die euch das Wort Gottes gepredigt haben, sehet den Ausgang ihres Wandels an, und folget ihrem Glauben.
Heb. 13, 7.

Wir haben gesehen, wie weit es führt, wenn ein Volk im aufbrausenden Gefühle seiner Kraft, im Taumel glücklichen Uebermuthes, die göttlichen Dinge von sich wirft, die dahin zielenden ehrwürdigen Anstalten und Gebräuche umstürzt, und auf solchen Trümmern die Leibsärben einer irregeleiteten, verblendeten Vernunft aufpflanzt. Es hat sich bewährt, daß der Mensch, nachdem er das sanfte Joch Jesu abgeworfen, bald auch die heilsamen Schranken bürgerlicher Ordnung durchbrochen, und daß mit dem zertretenen Glanze der Kirche, mit dem verspotteten Glauben an Zukunft und einen über Welt und Zeit erhabenen Richter, zugleich die Ordnung und die Ruhe des Staates, die Achtung der Gesetze, und sofort auch das irdische Wohl der Menschheit zu Grabe gegangen sey. Diese Lehre wollen wir tief in unsere Seele graben, und sie pflanzen von Munde zu Munde, und vererben bis auf die spätesten Enkel. Fürchtlich ist von je der Ewige in's Gericht gegangen mit denen, die seinem ewigen Willen tollkühn trosteten, und, sey es mit Waffen oder mit Spott, gegen seine heilige Ordnung zu Felde zogen.

Das Heil aber, das Jesus dem Menschengeschlechte vom Himmel gebracht, und durch seine Gesandten nach allen vier Winden verbreitet hat, ist viel höherer Natur, als daß es sich bloß auf das zeitliche Wohl des Menschengeschlechtes erstrecken sollte. Jenwärts — am Ziele alles Menschenlebens, soll es erst vollkommen kund werden, wozu die von Jesu gestiftete Heilsordnung? Dort. erst. werden.

wir begreifen, daß außer seinem Heile kein Heil in alle Ewigkeit sey. — Dieses Heil ist den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes zufolge im 863ten Jahre der christlichen Zeitrechnung durch Cyrill und Method im mährischen Lande unsern Vorältern zuerst mit Nutzen und Erfolg verkündigt worden. Welcher mährische Christ, welcher Vaterlandsfreund könnte das Andenken an diese große vaterländische Begebenheit, könnte das Gedächtniß der beyden Nationalwohlthäter und Landesbeschützer wohl anders feyern, als mit der wärmsten Theilnahme und mit dankbarem Aufblick zu dem Ewigen, der nach seiner unendlichen Weisheit zur rechten Zeit ein jedes Land heim sucht, und die von ihm verirrtten Völker in sein Reich, in das Reich der Wahrheit und Tugend zurückführt? —

Hat irgend ein Volk Ursache, mit Vorliebe seine Landespatronen zu preisen, und mit Wohlgefallen die Art und Weise in's Gedächtniß zurückzurufen, wie das Christenthum bey ihm Wurzel faßte, so sind es die Mährer. Nicht zu gedenken, daß die Bekehrung der mährischen Heiden nicht durch die Gewalt des Schwertes, wie in so manchen andern Ländern, vollendet ward, sondern daß sie in rein apostolischer Manier durch Belehrung und Ueberzeugung von statten ging, so war diese mährische Bekehrung zugleich der Uebertritt einer damals großen Nation aus der Barbarey in die Reihe gesitteter Völker; denn mit dem Glauben an den wahren Gott kam Christ und also Licht in's Land, und zwar Nationalschrift, und daraus hervorgehende Nationalbildung. Darum laßt uns, ihr mährischen Christen, die Absicht unserer Kirche bey der Einsetzung des heutigen Festes mit Dank erkennend, an der Hand der Geschichte zurückgehen in jene fernern Jahrhunderte, und die Verdienste der heiligen Cyrill und Method um unser

Waterland näher betrachten, und dann aus den hervorstehenden Zügen dieser beyden Brüder uns Lebens-Borschriften sammeln, durch deren Beobachtung wir uns um unsere Zeit, und um die Nachwelt, wie jene, verdient machen, und nach der Krone der Gerechtigkeit streben, womit unsere Landespatronen vor Gottes Angesichte schon geschmückt sind.

Du aber, ewig r Gott! der du nach eben so ewigen Rathschlüssen Cyrill und Method erweckt, in unser Waterland das beseligende Christenthum zu tragen, stärke diese deine in Christo versammelte Gemeinde, damit, was wir uns vorgenommen, wir zu deiner Ehre und unserem Heile vollbringen.

I. Abtheilung. *)

Cyrril, (sonst auch Constantin genannt) und Method waren die Söhne eines vornehmen Bürgers mit Namen Leo aus der Stadt Thessalonich. Von ihrer Jugendgeschichte ist nichts bekannt; doch bey sorgfältiger und gottesfürchtiger Erziehung nahmen sie nach dem Beyspiele Jesu zu an Weisheit und Gnade bey Gott und den Menschen, so, daß Cyrril in der Gottesgelehrtheit sich dergestalt auszeichnete, daß er den Beynahmen des Philosophen erhielt, und mit seinen außerordentlichen Talenten selbst in Constantinopel, dem damaligen Sitze der griechischen Kaiser und griechischen Gelehrsamkeit großes Aufsehen machte, während Method in der stillen Klosterzelle ein Gott geweihtes Leben führte, und sich zu der großen Rolle eines Völker-Apostels vorbereitete. Beyde hatten in ihrer Jugend, was unter den Griechen nicht so häufig war, vielleicht schon von ihrem Vater die slavische Sprache erlernt, und dieß eben setzte Cyrril in den Stand, mit Verzichtleistung auf alle hohen geistlichen Würden Constantinopel zu verlassen, und das Evangelium im Lande der Chasaren und Bulgaren zu predigen.

Mit welchem Ruhme er dieß gethan, ersieht man daraus, daß sein Nahme und sein Eifer in der Bekehrung der heidnischen Slaven nach allen Gegenden, und endlich bis zum mährischen Könige Rostislaw gedrungen, und dieser alsogleich zum griechischen Kaiser Michael eine Gesandtschaft abfertigte mit folgender Bitte: Daß sein Volk, die Mährer, den Borschriften des Christenthums gemäß zu leben wünschten, daß sie aber keinen Lehrer hätten, der

sie im Lesen und im Christenthume vorzukommen unterrichte. Er bitte daher, daß ein frommer Mann in sein Land zu schicken, der im Stande wäre, seinem Volke den wahren Glauben, die Ordnung des göttlichen Gesetzes und den Weg der Wahrheit zu zeigen. Und der Kaiser Michael sendte den als Slavenapostel schon berühmten Cyrril sammt einem frommen Bruder Method nach Mähren, und überhäufte sie mit Gnaden und Wohlthaten. In der Überreste des aufgefundenen heiligen Clemens mit sich führend betraten nun diese gelehrten und frommen Männer unser Waterland, und schritten an dem großen Werk, den mährischen König sammt seinem Volke in der himmlischen Lehre Jesu zu unterrichten.

Bethend und singend durchpilgerten sie unangeseht durch fünfzig Monathe die Gemeinden, und predigten mit geläufiger Zunge slavisch die Worte des Lebens. Kirchen erhoben sich zur Ehre des wahren Gottes, und Schulen, wo einst Götzentempel standen; denn eingedenk der Worte Jesu: „Lasset die Kleinen zu mir kommen,“ versammelten die rastlosen Apostel die mährische Jugend zur Schule, und lehrten sie, die schriftliche ihre eigene Sprache lesen und schreiben, und verstehen das durch den heiligen Geist eingegebene göttliche Gesetz. Gott segnete das apostolische Wirken. Alt und Jung begriff den hohen Sinn der himmlischen Botschaft, König und Volk, gereinigt durch die heilige Taufe, priesen den wahren Gott in frommen Gesängen, und dankten ihm für das durch Cyrril und Method gesendete Heil, während die Freude entzückten Brüder das erstmal in diesem Lande das hohe Geheimniß der Christenheit feyerten. Eine neue Ordnung, ein neues Leben waltete durch das ganze Land, — das Reich Gottes war zu den Mählern gekommen. —

Wer sieht nicht, daß zu solch' einem Werk entschlossener Muth, himmlische Geduld, ein Tag und Nächte hinopfernder Fleiß, ein gänzlich Besüchtigen auf Ruhe und Bequemlichkeit gehört? oder sollten die frommen Apostel keine Hindernisse zu überwinden gehabt haben? Wo ein großer entschlossener Geist etwas Außerordentliches wirkt, da fällt es seit Anbeginn der Welt bis zur Stunde nicht einer hämischen und neidischen Mittelmaßigkeit, welche das schöne Werk und seinen Werkmeister verunglimpfen. Nicht zu gedenken, daß unsere Apostel mit den heidnischen Völkern und den suchten regellosen Sitten

*) Acta S. S. Boland. ad 9. Martii.

Slaven einen gefährlichen Kampf bestanden, so, daß es ihnen, wie dem heiligen Paulus, nicht an Gefahren unter falschen Brüdern gefehlt haben dürfte, so wurden ihre frommen Bemühungen, ihr himmlisches Werk, selbst dem Oberhaupt der Kirche als eine gefährliche Kezerey geschildert. Abgerufen von ihrer Heerde mußten sie Rede stehen vor dem Statthalter Jesu auf Erden. Und sie standen in Mähren zur Ehre Gottes geschehen, widerlegte mit becheidener Freymüthigkeit die Anschuldigungen seiner Feinde, und der ganze hohe geistliche Rath erkannte die Unschuld der Slaven = Apostel, und lobte ihren Eifer im Weinberge des Herrn. Sofort wurden sie zu Bischöfen von Mähren geweiht, und zur Beschämung der Verläumber kehrte Method zur mährischen Kirche zurück.

Aber wie sehr hatte sich hier die Gestalt der Dinge verändert! Svjatoplk, obgleich der Zögling des heiligen Method, hatte seinen königlichen Oheim und das Vaterland durch schändlichen Verrath in die Hände der Feinde geliefert, und befreyte dasselbe bald auf eine nicht weniger verabscheuungswürdige Art von dem drückenden Joch der Fremdlinge, riß die Macht an sich, und sein Ruhm als furchtbarer Herrscher wuchs, wie die Schlechtigkeit seines Herzens, wie die Verworfenheit seines Gemüthes. Übermüthig im Glück stürzte er sich, von höffischen Wohlthenern überberathen, aus einem betäubenden Laster in's andere, warf endlich den von seinem Jugendlehrer erhaltenen Glauben und mit ihm die Furcht vor einem höheren Richter von sich, und Mährens Bischof wurde sonach das Gespötte eines entarteten Hofes. Noch nicht genug; der Wüstling Svjatoplk mißhandelte in Gefolge roher Jagdgesellen den Priester des Allerhöchsten am Altare vor der ganzen christlichen Gemeinde. *)

So gekränkt, und ohne Hoffnung, noch ferner in Mähren zur Ehre Gottes wirken zu können, nahm er seinen Stab, und pilgerte nach Rom, in die Brust des geliebten Bruders Cyrill die Leiden seiner Seele auszuschütten. Allein er fand ihn nicht mehr; dieser war hinüber gegangen in ein besseres Land. —

Wer hat ein fühlendes Herz, und zerfließt nicht in Wehmuth über die Seelenschmerzen dieses ehrwürdigen bischöflichen Dulders? Dennoch, obwohl er mit seinem göttlichen Meister sagen konnte: „Meine

Seele ist betrübt bis in den Tod!“ blickte er mit Ergebung zum Himmel, weinte dem Bruder Thränen der innigsten Liebe, verzieh seinen Feinden, vergaß die erbuldeten Beleidigungen, und kehrte auf dringendes Bitten der mährischen Gesandten zu seiner Heerde zurück, die er wohl dem Leibe, nimmer der Seele nach verlassen hatte.

Nach allem diesem, meine christlichen Freunde, wäre eigentlich sehr viel zu sagen, wenn ich alle herrlichen Züge im Charakter unserer beyden Landesapostel gebührend preisen, und der gegenwärtigen Zeit zur Nachahmung aufstellen wollte. So könnte ich beyde Landespatronen als Muster ächter Gottgefälliger Geschwisterliebe zur Nachahmung empfehlen, könnte der studierenden Jugend an Cyrill, dem Gottesgelahrten und Philosophen, anschaulich zeigen, daß sich Gelehrsamkeit und hohe Frömmigkeit sehr wohl vereinigen lassen, könnte die mährischen Volks- und Jugendlehrer hinweisen auf den standhaften, sich selbst hinopfernden Eifer der ersten Nationallehrer in Mähren, und sie dadurch zur willigen Ertragung aller mit ihrem hohen Berufe verbundenen Ungemächlichkeiten und Beschwernisse ermuntern. Auch dürfte es nicht zur unrechten Zeit seyn, den Eifer der heiligen mährischen Christen für Gott und Religion mit jenem der mährischen Apostel und ihrer ersten Zöglinge zu vergleichen, und die lauen und kalten Gottesverherer an dem Feuer zu erwärmen, womit Cyrill und Method das Christenthum gepredigt. Diesem allem und ähnlichem ziehe ich jedoch vor, den heiligen Cyrill als ein Vorbild ächter christlicher Thätigkeit, den heiligen Method als Muster im christlichen Leiden und Dulden aufzustellen.

Gesegnet ist die Stunde, wenn uns aus dem Evangelium und dem Beyspiele unserer Landesapostel klar geworden, was zu einem ächt christlichen Wirken und Leiden gehört, und wenn wir uns dann für beydes ernstlich entschließen.

II. Abtheilung.

Ohne dem Glauben ist das Leben des Einzelnen, so wie der ganzen Menschheit eine unerklärbare, verwirrungsvolle Abwechslung von Wirken und Leiden für sich oder für andere in der vielleicht gegründeten, vielleicht aber ganz trügerischen Hoffnung: es werde besser werden.

Nur durch die Religion erhält das Leben Bedeutung, Ansicht und Stützpunkt, und die beste Be-

*) Pulkava.

igion, die Religion Jesu giebt nicht nur die richtige, sondern eine wahrhaft erhabene Ansicht des Lebens. Wenn man das geschriebene und mündlich überlieferte Gesetz Gottes, besonders das Leben unsers göttlichen Lehrmeisters von seinem zwölften Jahre, da er ihm Tempel lehrend und sich belehrend der bekümmerten Mutter erwiderte: „Wißt ihr denn nicht, daß ich mich mit den Dingen beschäftigen muß, die meinen Vater angehen?“ bis auf den erhabenen Augenblick, da er vom Kreuze herab die Worte sprach: „Es ist vollbracht!“ wenn man sofort das Leben der Apostel, besonders jenes inhaltsreiche des unermüdeten Paulus und anderer berühmten Gottesdiener, lehrens auch die Schicksale unserer Landesapostel überdenkt und fragt: Was ist das Leben des Christen, oder was soll es seyn? so muß man sich gestehen, das Leben des ächten Christen ist und soll nichts anderes seyn, als: ein ununterbrochenes Wirken und Leiden in Gott und um Gottes Willen.

Mit irdischer Hoffnung tröstet sich der Mensch, mit Gott der Christ — und das Wirken und Leiden ist so verschieden, als die Hoffnung, an die man sich anklammert. Irdische Hoffnung ist Sand, auf den ein Kluger sein Haus nicht bauen sollte, also rath Jesus, und ein alter Kenner des menschlichen Lebens sang: Bauet nicht auf Fürsten- und Menschenkinder, bey ihnen ist kein Heil.

Nur wem Gott das Endziel aller Hoffnungen und Bestrebungen ist, der hat den Sinn, die wahre Bedeutung, und darum auch die eigentliche Aufgabe oder das Tagewerk seines Lebens gefunden. Dieses Tagewerk aber heißt: Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden durch wahrhaft christliches Wirken und Leiden.

Ein wahrhaft christliches Wirken erkennt man aber:

1) Aus den Beweggründen, die uns zur Vollbringung unseres Tagewerks bestimmen. Die Schwachen treibt Furcht vor der Strafe oder Hoffnung des Lohns, doch wer durch Christus stark geworden, der wirkt um Gottes Willen, und damit ist alles gesagt. —

2) Einen solchen wird eben darum nicht die Welt mit all ihrer List, Macht und Größe, nicht die Hölle wankend machen im Glauben und der Treue, oder hindern an der Ausbreitung der Ehre und des Reiches Gottes, und er wird sich, ingedenk

der Worte Jesu: man müsse arbeiten, Ehe lange es Tag ist, denn es komme bald die Nacht, da man nicht mehr wirken könne keine Ruhe gönnen, so lange Kraft in ihm, Arbeit für ihn da ist.

3) Er wird aber auch in der Verbreitung Reiches Gottes nicht seine, sondern Gottes Ehren, wie Jesus, der da spricht: ich suche nicht meine Ehre, sondern dessen, der mich gesandt hat und wenn er sich (der wahrhaft in Gott wirken Christ) in der Arbeit für das Reich Gottes verzehret hat, dann wird er erst bekennen, daß alles Groß und Schöne, das er gewirkt, nicht sein Werk, sondern dessen sey, der ihm Kräfte, Gelegenheit und Willen hierzu verliehen.

So eben wirkte Jesus und die Apostel, endlich im Geiste der Apostel Cyrillus. Er verließ den griechischen Hof, wo ihn seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit zu den höchsten Würden befördern hätten, und pilgerte zu Barbaren, stürzte sich um Gottes Willen und zur Ausbreitung des Christenthums in Gefahren auf Reisen, des Wassers, der Wörber in Gefahren der Städte unter Heiden und falschen Brüdern, in Arbeit und Bekümmerniß, und verzehrte sich für die Sache Gottes in vielfältigem Wachen in Hunger und Durst, in vielem Fasten, in Kälte und Blöße, bis ihm die Kräfte schwanden, und verzichtend auf die Früchte seiner Arbeit, von der Last des Tages gebeugt, sein Leben in der stillen Klosterzelle beschloß. So pflanzte er das Kreuz unter den zahlreichen slavischen Völkern, deren Namen die damals kultivirte Welt nicht einmal kannte, so gab er diesen Völkern Nationalschrift, und lehrte sie das Gesetz Gottes in ihrer Sprache lesen, und Gott in ihrer Sprache loben, und so endlich befestigte er durch das Ansehen des Oberhauptes der Christenheit was er gegründet.

Nicht jedem ist vergönnt, mit kräftigem Aem Großes zu schaffen; das Geschaffene und Begründete soll erhalten werden durch standhaftes Aushalten, durch kräftigen Widerstand, Kampf und Weisheit. Wer der guten Sache ein Zeugniß gegeben, wer für sie gebuhlet, hat sie auch gefördert. Ein alter Kirchenschriftsteller schreibt: das Blut der Märtyrer sey der Same des Christenthums geworden. Man möchte sagen, jeder Seufzer, eine jede Thräne der Bekenner die köstliche Pflanze erquickt und ihr Wachsthum fördert. Darum ist auch groß zu nennen, wer

n, Ehre und für das Reich Gottes christlich gelitten,
e bedrückt und getragen.

1) Der wahrhaft christliche Dulder sucht die
Leiden nicht auf, aber er weicht ihnen auch nicht feige
und klüglich aus, wenn er dadurch die Ehre und
das Reich Gottes befördern kann. Dann zeigt er sich
größer als die Leiden, d. h. er giebt, wenn es seyn
muß, den Leib hin, und rettet die Seele, opfert die
Welt und Zeit, und greift nach Himmel und Ewig-
keit.

2) Er hasset nicht, wer ihn gequält, und quält
als Sieger den Feind unter seinen Füßen nicht mit
boshafter Großmuth, sondern er überläßt die Rache
dem Herrn, und bemüht sich, den Feind zu lieben
und zu bessern.

3) Er prahlt nicht mit Leiden für den Herrn,
und sucht nicht seine Ehre darin; denn das Reich
Gottes ist zu heiliger Natur, als daß es frommer
Eitelkeit seine Ausbreitung danken wollte.

So duldete Method für die gute Sache, für
das Reich Gottes, und verdient mit Recht als mähr-
scher Landespatron seinem Bruder Cyrill an die
Seite gesetzt zu werden. Wie Jesus und die Apo-
stel suchte er nicht Drangsale, wich ihnen aber auch
nicht aus, wenn es die Ehre und das Reich des
himmlischen Vaters galt. Jesus entzog sich, als man
ihn steinigen wollte, Paulus entfloh aus Damaskus,
und ihrem Beyspiele zufolge verließ Method Mäh-
ren und seinen entarteten König, als das Heilige
frechen Sündern zum Spotte, und hohe christliche Tu-
gend zum Gelächter wurden. Er ließ Gott die Ra-
che, lehrte liebend und verzeihend zu seinen reuigen
Kindern zurück und harrete aus, ein treuer Hirt, bis
ans Ende; kurz ihm widerfuhr, was Paulus an die
Korinther schreibt: Wir sind der Welt, den
Engeln und den Menschen zu einem
Schauspiele geworden. Wir sind Tho-
ren um Christi Willen. — Bis auf
diese Stunde leiden wir Hunger und
Durst, sind nackend und werden mit
Fäusten geschlagen, und haben keinen be-
ständigen Aufenthalt. Man verflucht
uns, wir segnen, wir leiden Verfol-
gung, wir dulden es, wir werden ge-
lästert und wir bitten.*)

Muß uns nicht alle hohe Freude erfüllen über
den rein apostolischen Sinn unserer Landespatronen;
müssen wir nicht staunen über die Thatkraft in Cy-

ril, über den stillen Dulder Method? D, es ist ein
Stolz, ein Uelid für Mähren, an seinen Aposteln
Männer aufweisen zu können, deren vorzüglichste
Tugend die Grundzüge eines ächt christlichen Wan-
dels sind: wirken und leiden, bloß um Got-
tes Willen. —

So wie aber der Stolz entarteter Kinder auf
die großen Eigenschaften der Eltern ein lächerlicher
Stolz und die Freude am Guten ohne Lust zu gleich-
en Anstrengungen eine verdienst- und gehaltlose
Stimmung der Seele zu nennen, so würde unser
Stolz auf, und unsere Freude an den glänzenden
Eigenschaften der mährischen Kirchenlister vor Gott
eitel Werk seyn, wenn damit nicht der feste Wille
und Eifer verknüpft wäre, diesen herrlichen Vorbil-
dern ähnlich zu werden, wenn wir durch That- und
Leidenskraft nicht ebenfalls nach Möglichkeit die Ehre
und das Reich Gottes befördern wollten. Um dieses
zu thun, braucht man nicht gerade ein Heidenapostel
zu werden. Jedem genüge der Maß, auf dem er
steht, und das Pfund, das er bekommen; wirke auf
jenem, wuchere mit diesem so thätig, so seines eige-
nen Vortheils vergessend, daß er des Lobes würdig
werde, ein getreuer Knecht Gottes gewesen zu seyn.
Wer etwas vermag durch Wort und That zur Ver-
mehrung des Guten auf Erden, zur Erweiterung
des Reiches Gottes, zur Ausbreitung der Wahrheit
und Tugend, zur Beförderung der Gerechtigkeit,
zum Schutze des Verdienstes, der warte nicht klüglich
auf günstigere Umstände, auf bessere Zeiten. Die
Zeit ist in unserer Gewalt; wir können sie durch
freyes Wirken gestalten, daß sie gut sey und besser
werde. In menschlichen Dingen möge man laviren,
und hoffen und warten auf den günstigen Augenblick;
in göttlichen Dingen bedarf es dieser kleinlichen
Klugheit nicht. Gottes Sache geht vor allem, ist
höchster Beweggrund, ihr dient man nimmer zu
früh. Scheitert die gute That auch an der Klippe
böser Zeit, der Ewigkeit kommt den Willen, das sey
uns genug. Ueberhaupt muß, wer im ächt christli-
chen Geiste wirken will, auf jede Absicht verzichten,
an der etwas Irdisches hängt. Seyd vollkom-
men, weil euer Vater im Himmel voll-
kommen ist, suchet zuerst das Reich Got-
tes, das Uebrige wird euch schon gegeben
werden. Wenn doch die engherzige Selbstsucht
sich nicht mit ungewaschenen Händen herbeytränge,
das Reich Gottes zu fördern! Das himmlische Reine
verdort ja an dem Hauche irdischer Lohnsucht. Da-
rum wird das Häuslein der Gerechten immer kleiner,

*) Korinth. 4, 9 — 12.

je Kühner sich die Selbstsucht sogar ins Heiligthum drängt. Erst wenn dieses Gift aller Gottseeligkeit getilget, erst wenn sich die menschlichen Herzen ohne Eigennutz Gott und einander nähern, dann wird die wohlthätige Sonne der reinen Liebe Jesu die Welt erwärmen, und dann ist das Himmelreich. —

Bis dahin wird noch mancher um Gottes Willen nach Speis und Trank, wie nach Gerechtigkeit seufzen, hier einer nackt und bloß in rauher Witterung, dort ein anderer vor den eiskalten Menschenherzen erstarrten; hier einer von der Last des Tages oder dem Drucke mächtiger Feinde zusammensinken, dort ein anderer vom Gipfel seines Glückes unter dem nachschallenden Hohngelächter seiner Feinde herabstürzen. Wie Petrus in Ketten, wie Paulus unter Ruthenschreien geseufzet um Gottes Willen, also wird mancher noch, voll guten Willens für gute Sache, in eiserne Nothwendigkeit gekettet, oder unter den Streichen eines widrigen Schicksals seufzen, und nicht ausführen können das Große und Schöne, was er im Bu'en trägt, und wie Methodius am Altare des höchsten Gottes verspottet wurde, so wird noch mancher, wenn er redlichen Herzens seine Gabe auf den Altar des Vaterlandes und der Menschheit gelegt, von niedriger Schmähsucht verunglimpft werden. Doch alles dieses ist himmlischer Same für himmlische Frucht, und er wird aufgehen dieser Same und gedeihen im Glauben und in der Hoffnung auf eine allwaltende ewige Vorsehung.

Darum sey es uns einerley, ob wir zum Wirken oder zum Leiden berufen sind, beydes hat seine Kronen. Was die Welt hier vergaß, das steht im Buche des Lebens. Die Nachwelt selbst ist gerechter, als die Gegenwart. Vieles wird glänzen bey den Enkeln, was von den Zeitgenossen verspottet wurde. Die Gerechtigkeit scheint bisweilen von der Erde geflohen und die Hölle zu triumphiren. So war es, als Christus am Kreuze hing, und wie oft noch in den Jahrtausenden? Aber wenn es dem großen Herrn gefallen wird, so wird er den Gerechten mit dem Geiste des Ver-

standes erfüllen. Alsdann wird er ne weisen Reden wie einen Regen gießen, und den Herrn in seinem Geloben. Gott wird auch seinen Namen und seine Lehren leiten, und er wird die Geheimnisse Gottes betrachten, wird den Unterricht seiner Lehre kannt machen, und in dem Gesetze Bundes des Herrn sich rühmen. Wir werden seine Weisheit loben und wird in Ewigkeit nicht ausgelöscht werden. Sein Andenken wird nicht vergehen, und man wird von Geschlecht zu Geschlecht nach seinem Nahmen fragen. Die Völker werden seine Weisheit zählen und die Gemeinde wird seine Lob verkündigen*)

Also ist geschehen an den mährischen Landesaposteln Cyrillus und Methodius. Ein Jahrtausend ist verflossen, und ihre Nahmen leben, wie das heilige Werk lebt, das sie in unserm Vaterlande gegriindet haben.

Darum laßt uns, ihr mährischen Christen, den festen Glauben im Herzen und die himmelreine Biederhoffend wirken und leiden um Gottes Willen, je nachdem es uns beschieden. Laßt uns entweder ergriffen mit weiser Lehre, mit guter That und schönen Beyspielen in das große Ganze und schaffen und pflanzen zur Vergrößerung der Ehre und des Reiches Gottes, oder dulden und tragen, harren und schwachen für die gerechte Sache. Der Gott, der unsere Landesapostel gestärkt, wird uns ein gleiches thun. Am Throne des Ewigen stehen unsere Landesbeschützer und stehen für das Wohl unsers Vaterlandes, damit seine Bewohner von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsen im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe, und ausharren bis zum Ende, und an jenem großen Tage mit frohlockenden Herzen kommen sehen den Sohn Gottes in den Wolken. Amen.

*) Esrach 39, 8 — 15.

V.

Die Schutz-Patrone der österreichischen Provinzen.

(Fortsetzung vom Pfarrer Bieder. Man sehe Nr. VII. im vorigen Jahre.)

Leopold der Heilige, Markgraf und Landespatron von Oesterreich.

Der heilige Leopold wurde im Jahre 1073 zu Nöik im heutigen Niederösterreich aus dem markgräflich badenbergischen Geschlechte geboren. Sein Vater hieß Leopold der Dritte, mit dem Beynahmen der Schöne, und seine Mutter Itha. Er trat die Regierung im Jahre 1096, als sechster Markgraf von Oesterreich, unter dem Nahmen Leopold der Vierte an. Als solcher baute er sich 1101 eine neue Residenz in der Stadt Neuburg, jetzt Klosterneuburg genannt, auch ein Lustschloß auf dem Kahlenberge, und so hielt er sich abwechselnd bald da, bald dort auf. Unmittelbar darauf verheuratete er sich mit Agnes, einer Tochter Kaiser Heinrichs des Vierten, und brachte seine erhabene Braut zuerst in das neue Residenzschloß nach Neuburg.

Leopold war ein sehr milder, wohlthätiger und friedliebender Regent, von solcher Frömmigkeit, daß ihn schon seine Zeitgenossen den frommen Markgrafen nannten. Durch seine trefflichen Eigenschaften erwarb er sich allenthalben, vorzüglich aber in Deutschland, einen so guten Ruf, daß ihn die Reichsfürsten im Jahre 1125 die Kaiserkrone antrugen. Aber Leopold nahm aus Bescheidenheit diese Würde nicht an; sondern wollte bloß nur für seine Unterthanen leben, und das Land beglücken, welches ihm die Vorsehung anvertraut hatte.

Während seiner langen Regierung wurde Leopold genöthiget, zweymal gegen die Ungarn, und zweymal gegen Heinrich den Stolzen von Bayern, und Heinrich von Kärnthen zu Felde zu ziehen; aber immer kehrte er siegreich zurück. Ueberhaupt wußte er sein kleines Land gegen alle feindlichen Anfälle zu schützen, und Ruhe und Wohlstand darin zu erhalten. Leopold, wie wir schon gehört haben, war ein großer Freund der Frömmigkeit und der Religion; daher auch ein Freund der äußerlichen und öffentlichen Verehrung Gottes,

um letztere zu befördern, baute er sehr viele Kirchen und Schlöffer. So z. B. baute er im Jahre 1134 das Cistercienser-Kloster Heiligenkreuz am Sattelbach, dann 1136 die Kirche des Klosters Klein-Mariazell. Auch wurde manches fremde Stift von diesem frommen Markgrafen mit Geschenken bedacht.

Allein sein liebstes und wichtigstes Unternehmen in dieser Art war die Gründung des Chorherrenstiftes Klosterneuburg. Zuerst wurde daselbst bloß eine kleine Kollegialkirche erbaut, und ihr ein Weltpriester, Namens Otto, als Probst vorgesetzt. Im Jahre 1114 aber ging der große Kirchbau vor sich, wozu der Grundstein am 12ten July gelegt wurde. Der fromme Markgraf weigerte sich aus Demuth, denselben zu legen; daher mußte diese Handlung durch den Probst vollzogen werden.

Das mit der Kirche in Verbindung stehende Kloster räumte Leopold zuerst weltlichen Kanonikern ein. Weil diese aber ihre Pflichten nicht mit dem Eifer erfüllten, wie Leopold es wünschte: so schaffte er sie ab, setzte reguläre Chorherren des heil. Augustin an ihre Stelle, und gab ihnen Hermann von Chiemsee zum ersten Probst. Im Jahre 1136 wurde die neue Kirche sammt dem Kloster feyerlich eingeweiht, und am 29ten Septembris desselben Jahres fertigte der Markgraf den Stiftsbrief aus, wodurch er das Kloster mit sehr ansehnlichen Gütern beschenkte. Kaum hatte Leopold dieses fromme Werk vollendet, so starb er im 63ten Jahre seines Alters zum Leidwesen des ganzen Landes.

Am 6ten Jänner des Jahres 1484 wurde dieser Markgraf vom Pabste Innocens VIII. heilig gesprochen. Im Jahre 1506 ließ Kaiser Maximilian I. die Gebeine dieses Heiligen erheben, und am Sonntage Sexagesima mit großem Gepränge in die Kapelle übersetzen, wo sie sich noch gegenwärtig befinden. Dieser Feyerlichkeit wohnte der Kaiser mit seinem Hofstaate, die österreichischen Stände, der Erzbischof von Salzburg, der

Bischof von Passau, 27 infulirte Prälaten, und eine unbeschreibliche Menge Volkes bey.

Seit der Zeit wurde der heilige Leopold immer als ein Landespatron von Oesterreich verehrt. Das Stift Klosterneuburg feyert jährlich am 15ten November den Sterbetag seines Stifters mit großem Pompe, und eine Menge Volkes strömte aus Wien und andern Orten dahin.

4. Johann von Nepomuck; Landespatron von Böhmen.

Der heilige Johann wurde in Böhmen, und zwar in einem unbedeutenden Flecken des Kattauer Kreises, Namens Nepomuck geboren. Er kam wahrscheinlich um das Jahr Christi 1320, oder wie einige wissen wollen, etwas später zur Welt. Seine Eltern lebten im gemeinen Stande, und waren fromme und ehrliche Leute. Besonders aber hatte seine Mutter einen standhaften Glauben, und viel Vertrauen auf Gott.

Johann, ihr einziger Sohn, schlug nicht aus der Art, sondern zeigte schon als Knabe eine besondere Frömmigkeit, besuchte oft und gern das Gotteshaus, und machte sich's zum Geschäft, dem Geistlichen beym Altre zu dienen.

Als er ziemlich herangewachsen war, schickten ihn seine Eltern zuerst in die lateinische Schule nach Patek, später aber auf die berühmte Universität nach Prag, wo er sich durch Fleiß und gute Sitten trefflich auszeichnete.

Johann faste nach reifer Überlegung, und nach inniger Ansehung des göttlichen Geistes den Entschluß, in den Priesterstand zu treten, studierte deswegen mit allem Eifer die Gottesgelehrtheit, und brachte es in dieser Wissenschaft so weit, daß er öffentlich zum Doctor, d. i. zum Lehrer derselben erhoben wurde.

Johann erhielt nun auch die Priesterweihe, und widmete sich dem Predigtamte. Er bekam seine Anstellung in Prag, und zwar bey der Kirche unserer lieben Frauen auf der Altstadt. So oft er die Kanzel bestieg, war immer ein großer Zulauf von Menschen, die ihn begierig und mit vielem Nutzen hörten. Johann predigte aber auch mit Salbung und Kraft. Er verkündigte das reine Wort Gottes, und redete vom Herzen. Daherkehrten sich auch viele daran; denn was vom Herzen geht, geht wieder zu Herzen.

Als der damalige Erzbischof von Prag den

großen Eifer und die Verdienste dieses Mannes kennen lernte; so machte er ihn zum Dombherrn bey Metropolitankirche zu St. Veit, und trug auf, daselbst vor dem Könige *) und den sämtlichen Hofleuten zu predigen.

Dies war für Johann ein großes und ziemlich schweres Geschäft. Er entschuldigte sich daher dem Erzbischofe, und bat demüthigst, dieses einem würdigeren Priester zu überlassen. Allein Erzbischof beharrte darauf, und Johann trat zu neuen Posten bey der genannten Domkirche Ganz Prag strömte nun in seine Predigten, der königliche Hof selbst war öfters zugegen, sprach mit vieler Würde, ziemlich freymüthig, scheute sich nicht, dem damaligen Adel, und den Hofleuten die Ausgelassenheit ihrer Sitten vorwerfen. Hauptächlich aber predigte er wider Laster der Trunkenheit, welches in jenen Zeiten sehr im Schwunge war, so wie auch wider die starke Eitelkeit in Puß und Kleidung, und herrschenden Laster seines Zeitalters.

König Wenzel von Böhmen hatte einen großen Hang zur Ausschweifung; jedoch war er zumal noch nicht ganz verdorben. Er hörte die Predigten des frommen Seelsorgers ziemlich fleißig an, schöpft daraus manches Gute, und gewann so lieb, daß er ihm das erledigte Bisthum zu Leitmischel, und in der Folge das einträgliche eines Kirchenvorsiehers am Bischohrad antrug.

Allein Johann lehnte Beyde dieser Willen von sich ab, und nahm bloß auf besonderes Zureden des Königs und seiner Gemahlin die Stelle eines königlichen Almoseniers an, weil er glaubte, dadurch viel Gutes wirken zu können.

Die Gemahlin des Königs hieß Johanna und war eine Frau, die sich durch Frömmigkeit und Tugend auszeichnete. Sie suchte ihren Trost in der Religion, und ihre Ruhe in einem guten und reinen Gewissen. Daher kam es, daß sie zeitlich zu Johann von Nepomuck Vertrauen faste, seine Predigten begierig anhörte, und sich ihn zum Gewensrath, d. i. zum Beichtvater erwählte.

Während dem Johanna in Guten sich zu zunahm, nahm, leider! ihr Gemahl zusehends ab. Bösertige Neigungen und schädliche Lüste hatten sich in sein Herz eingeschlichen. Diese, wie er ihnen nicht bald Anfangs Widerstand leistete,

*) Er hieß Wenzel der IV., und war zugleich deutscher Kaiser.

rissen ihn mit sich fort, und verleiteten ihn jetzt zu mancherley Grausamkeiten und Lastern. Von nun an konnte er auch seine Gemahlin Johanna nicht wohl mehr leiden. Ihre Tugenden waren ihm verhasst, und da sie öfters beichtete, so wurde er bald argwöhnisch, und dachte: sie müsse ein besonderes Anliegen auf ihrem Herzen haben.

Um dieß zu erfahren: so ließ er einmahl ihren Gewissensrath, den frommen Johann vor sich kommen, und verlangte von ihm zu wissen, was ihm die Königin im Beichtstuhle anvertraut hätte. Er versprach ihm dafür große Belohnungen. Aber der gewissenhafte Mann zeigte dem Könige das Unrecht seines Begehrens, und hielt ihm eine ernste Strafrede, so, daß dieser endlich von seiner Forderung abstand, und nachgab.

Allein Wenzel war deswegen noch nicht gebessert. Seine Bösartigkeit und Grausamkeit wuchs vielmehr mit jedem Tage. Einst gerieth er über seinen Koch, der ihm eine Speise nicht recht gemacht hatte, so in Grimm, daß er befahl, ihn an einen Spieß zu binden, und lebendig zu braten. Alle Hofleute erschraden über diese Grausamkeit; aber Niemand wagte es, dem Könige darüber Vorstellungen zu machen. Endlich faßte Johann von Nepomuk den Muth, näherte sich ihm, und redete ihm scharf ins Gewissen. Darüber wurde aber der König so erzürnt, daß er den rechtschaffenen Mann verhaften, und in einen finstern Kerker werfen ließ.

In einigen Tagen mußte man ihm den Gefangenen vorsehen, und er verlangte abcrmahls die Entdeckung dessen, was ihm die Königin gebeichtet hatte. Er schmeichelte, versprach und drohte. Aber Johann blieb verschlossen, und bewahrte das Geheimniß tief in seinem Herzen. Da ließ ihn der grausame König auf die Folter spannen, und mit brennenden Fackeln, die man ihm unter dem bloßen Leib hielt, unmenschlich peinigen. Aber auch da zeigte sich Johann noch standhaft und schwieg.

Da nun Wenzel sah, daß er über den gerechten Mann nichts vermöge: so entließ er ihn endlich aus dem Kerker, und Johann war ernstlich darauf bedacht, sich seine Wunden heilen zu lassen. Sobald er hergestellt war, setzte er zwar sein geistliches Amt wieder fort; aber er merkte sehr wohl, daß es mit seinem Leben nicht lange mehr dauern würde; denn die Rachgierde Wenzels entbrannte wider ihn immer mehr. In der sichern Überzeugung seines baldigen Todes bereitete er sich nun auf denselben vor, und machte deshalb eine Wallfahrt nach Bunzlau zu dem ältesten Marienbilde Böhmens.

Als er von da zurückkam, und vor dem königlichen Schlosse vorbeiging: so erblickte ihn der König, und ließ ihn sogleich vor sich rufen. Er wiederholte nochmals sein Begehren, ihm das verlangte Geheimniß zu entdecken, und drohte ihm widrigenfalls mit dem Tode. Aber Johann verwies dem Könige auch dießmahl sein abscheuliches Begehren, und dieser gab den Befehl, ihn zu ersäufen.

Der standhafte Priester Gottes wurde demnach, um alles Aufsehen zu vermeiden, bey Nacht von der prager Brücke in die Moldau geworfen, und starb auf diese Art als ein wahrer Märtyrer für Tugend und Pflicht, den Tag vor Christi Himmelfahrt 1383. Am Morgen darauf fand man den entseelten Leichnam, vom Wasser ausgestoßen, auf einer Sandbank liegen. Man brachte ihn von da in die Kirche zum heil. Kreuz, und später wurde er mit vieler Pracht in die Domkirche zu St. Veit übertragen.

Im Jahre 1729 erfolgte seine Heiligsprechung vom Papste Benedikt dem XIII. Böhmens begehrt sein Andenken alljährig am 16. May mit vieler Feyerlichkeit, und der Ruf dieses Heiligen verbreitete sich von hieraus über die ganze katholische Christenheit.

An Kaiser Franz den I.

Bei seiner Ankunft in Sizilien. Junius 1813.

Wann in der grauen Vorzeit Tagen
 Krieg, Hunger, Pest die Menschheit schlug,
 Und sie verzweifelt ihre Klagen
 In guter Götter Tempel trug;
 Dort an des Opferaltars Stufen
 In frommem Glauben niedersank,
 Bis der Gebethe flammend Rufen
 Den hohen Göttersitz durchdrang —

Dann pflegte wohl aus Wolkenhöhen
 Ein Gott, ein Retter sich zu nah'n,
 Und schweift in milder Wüste Wehen
 Herab zur dunkeln Erdenbahn.
 Die Pest entfloh, der Krieg verhallte,
 Der grimme Hunger ward gestillt,
 Und wieder durch die Fluren wälzte
 Der Ruh' und Freude Götterbild.

O, Du! Den mehr als Lorbeerreiser,
 Ein Herz voll Lieb' und Güte ziert,
 Befreyer, Retter, Vater, Kaiser!
 An Gottes Arm zu uns geführt,
 Kamst Du, ein Gott aus lichter Wolke,
 Die bange Menschheit zu erfreu'n,
 Und deinen Kindern, deinem Volke,
 Der Welt, den Frieden zu verleih'n?

Zwar hält noch deines Arms Negide
 Und deiner Weisheit heller Stern,
 Stets sorgsam wachend, nimmer müde,
 Von uns des Krieges Geißel fern.
 Noch weiden ruhig unsre Heerden,
 Noch blühet unzerstampft die Saat
 Von Rosses Huf, frey von Beschwerden
 Wallt noch der Pilger seinen Pfad.

Doch ach! an unser's Reiches Gränzen
 Erzittert dreysfach Volk und Land,
 Und millionen Thränen glänzen
 Im Widerschein vom Hüftenbrand;

Und millionen Hände ringen
 In steter Todesangst sich wunden,
 Und millionen Seufzer dringen
 Empor aus schmerzgebleichtem Mund.

Denn durch zerstampfte Weizenfluren,
 Verbrannter Hüften Aschenglut,
 Häuſchl — hinter sich des Glends Spiren!
 Auſtauchend, schwarz ein Strom von Blut
 Gehul und Mord und Nöckeln tönet
 Weithin durch's dampfumbüllte Feld,
 Wo, längst der Menschlichkeit entwöhnet,
 Ein Mensch den andern niedersällt.

Und ach! wie lange soll's noch währen
 Dieß gräßliche Harpyrenfest,
 Das aus verlöschten Augen Röhren
 Und Blut aus welken Aehren preßt?
 Das nur auf Leichen, Schutt und Trümmer
 Die schwarzen Todspannere pflanzt,
 Und bey des Nordbrands düstrem Schimmer
 Den Kanibalenreihen tanzt??

O, Vater mit dem Menschenherzen!
 Laß dieses Jammerbild dir nah'n,
 Und tritt, gerührt von all' den Schmerzen,
 Dem Nordgeist kraftvoll in die Bahn.
 Wief zwischen beyde Heer, ein Retter,
 Ein Gott, ein Heiland, schnell dem Schwert
 Und deines Jorkes Flamme wether
 Bedräue den, der dich nicht hört.

Sprich zu den blutbenetzten Krieger'n
 Wie dir's dein Vaterherz gebet:
 „Der edelste von allen Siegern
 „Seh — der die Hand zum Frieden heult;
 „Dem trotz des Donners der Kanonen
 „Der Menschheit Ruf zum Heizen dringt,
 „Und der dem Glück von Millionen
 „Den Lorbeer gern zum Opfer bringt.“

III

Zeig' ihnen deine Brust voll Güte,
 Dein frommes Vater-Angesicht,
 Und, ob der Mordgeist noch so wüthe,
 Dem Zauber widersteht er nicht.
 Dein Blick, dein Ton wird es zerschmelzen
 Das Eis, das ihre Brust umspannt,
 Und wo sich ist noch Furien wälzen
 Blüht wieder bald ein Segenland.
 Dann tönt von millionen Zungen
 Zu Gott empor des Fürsten Lob,
 Der, von der Menschheit Schmerz durchdrungen,
 Den Rectorarm mit Kraft erhob;

Der nur, um Frieden zu erringen,
 In blanker Eisenwehre rauscht,
 Und gern beim fröhlichen Slingen
 Den Lorbeer mit der Palme tauscht.

Und Heil uns! dieser Seltne, Theure,
 Ist unser Vater, Schug und Hort!
 O, juble! Páan laut, und seyre
 Den Allgeliebten ewig fort.
 Hoch! schwillt der Busen uns! wir wallen,
 Umstrahlt von seiner Liebe Glanz,
 Und rufen laut: „wer gleicht von allen
 „Weltherrschern unserm Vater Franz?“

Karl A. Schneider.

VII.

Ein Volks- und Fürstenfest.

Den 1. October 1815 hatte das Central-Landwirthschafts-Fest auf der Theresien-Wiese, bey München mit der größten Feyerlichkeit Statt. Auf gedachter Wiese war, wie zum erstenmale vor fünf Jahren bey der Vermählung seiner kön. Hoh. des Kronprinzen, auf einer Erhöhung ein großes Zelt für Ihre königl. Majestäten errichtet, bey welchem die Landwehr dritter Classe dieser Hauptstadt die Wache hatte. Die Abfeuerung der Kanonen verkündigte die Ankunft Ihrer königlichen Majestäten und der königlichen Familie, Allerhöchst welche in dem neuen schönen Kellergebäude des Bauers Hrn. Seidl abzusitzen, und daselbst das Frühstück einzunehmen geruhten. Ihren Majestäten begaben Sich hierauf nach dem Pavillon, wo von Se. Excellenz dem Herrn Staatsminister Grafen v. Montgelas die Preise an die Landwirthe vertheilt wurden, welche durch vorzügliche Beweise ih-

rer Betriebsamkeit deren würdig erkannt worden waren. Der Preisvertheilung folgte ein Wettlaufen von 16 Jünglingen, und diesem das Pferderennen. Die Rennbahn, welche von den Rennpferden dreyimal durchlaufen wurde, betrug 9006 bayerische Schuhe, zusammen 27,000 Schuh oder 1 1/4 deutsche Meile, welche von den preisragenden Rennpferden in 12 Minuten durchlaufen wurde. Ein angenehmes Herbstwetter begünstigte dieses schöne Volksfest, an welchem fast die ganze Bevölkerung von München und der benachbarten Gegend Antheil nahm. Die von dem Dorfe Sendling herablaufende Hügelreihe bildete ein großes Amphitheater, welches mit mehr als 50,000 Menschen bedeckt war. Die größte Ordnung verschönerte das Fest, bey welchem kein Unfall Statt hatte.*)

*) National Zeitung X 1815. S. 344.

Aberglauben und Vorurtheile.

I. Herenglaube noch im Jahre 1799.

Schwer ist es, den schändlichen und zugleich äußerst schädlichen Herenglauben ganz auszurotten, der sich aus dem finstern Mittelalter bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt, und auch in neuerer Zeit noch gespuckt hat, — wie es folgender Vorfall bestätigt. —

In dem Dorfe *Wrszcz*, *Kopidlner* Herrschaft, in *Böhmen*, lebte ein armes altes Weib, *Katharina Scholaf* genannt, die sich von milden Gaben ihrer Wohlthäter ernährte. Am Tage *Philippi* und *Jakobi* des obbenannten Jahres begab sie sich in das Dorf *Biechar*, um auch dort einige gute Menschen um Unterstützung zu bitten. Auf ihrem Rückwege ruhet sie an einem Orte aus; der Tag war schwül; von ihrem ganzen Gesichte rollte der Schweiß. An eben dem Orte, wo sie sich gelagert, wucherte die giftige Pflanze, *Kreuzblättrige Wolfsmilch* (*Euphorbia Lathyris* Lin.) böhmisch *Hadj Mlji*, auch *Schwogka* genannt. a) Sie, die schädliche Eigenschaft dieser Pflanze nicht kennend, pflückt zum Zeitvertreib ihre Blätter ab, und besucht hiedurch mit ihrem scharfen giftigen Milchsaft die Hand. Mit dieser wischt sie sich hierauf, nichts Böses ahnend, den Schweiß von ihrem Gesichte, wodurch etwas von der giftigen Flüssigkeit in die Schweißlöcher der Gesichtsmuskeln eindrang. Bald darauf empfindet sie ein heftiges Brennen; das schmerzliche Gefühl macht sie nach Hause eilen. Bevor sie aber das Dorf *Wrszcz*

erreicht, war ihr Gesicht bereits ganz aufgeschwollen und es brannte darin wie verzehrendes Feuer. In diesem mißlichen Zustande begegnet ihr ein abgeretenes gläubisches Weib von *Wrszcz*, mit Namen *K.* die, so wie sie diese Arme mit dem ganz entstellten aufgedunsenen Gesichte erblickt, sogleich auf schändlichen Gedanken verfällt: Sie sey eine Heinerin und habe heute (es war, wie gesagt, *Philippi* und *Jakobi* in dem ehemaligen Herenkaleender sehr ausgezeichneten Tag) ihr Unwesen getrieben. — Sofort fährt sie an, die Unglückliche auf alle Weise zu schimpfen — und nicht genug an dem, auch mit Schlägen mißhandelte sie dieselbe. Die Bettlerin, dadurch sehr tief gekränkt, weint bitterlich, und begiebt sich zum Ortspfarrer, ihm diese ihr angethane Unbill und Mißhandlung zu klagen. Dieser, äußerst darüber entrüstet, daß in seiner Gemeinde noch der schändliche Glaube an Hererey spucke, läßt die Bettlerin holen, und, nachdem er sich von ihrer Schuld überzeugt hatte, traf er alle Anstalt, die die abergläubische Unholdin zum abschreckenden Beispiele für andere gebührend geächtigt wurde. In gleich forschte er aus, woher die schreckliche Aufgedunsenheit in dem Gesichte der Bettlerin entstand, gab ihr für den Augenblick einige Mittel, und verschaffte ihr ohne Verzug ärztliche Hülfe.

Baccf.

2. Erneuerung eines grausamen Vorurtheils.

In einer ansehnlichen Kreisstadt *Böhmen* diente eine christliche Magd bey einem *Israeliten* und erhielt den 1ten October 1815 die Erlaubniß bis 9 Uhr Abends zur Musik zu gehen; sie kam aber nicht wieder zurück. Acht Tage hernach kam ihr Vater zu dem *Israeliten*, forderte die Kleider seiner Tochter, und sagte, daß er gehört habe, seine Tochter sey im Hause umgebracht worden. Der *Israelit* gab ihm die Kleider, und lachte über die alberne Beschuldigung. Indessen verbreitete sich die Sage immer mehr, und am 25ten October versammelten sich mehrere hundert Menschen vor dem Hause des

a) Sieh das Verzeichniß der böhm. Giftpflanzen im Archiv der Statistik von Böhmen, herausgegeben von *Nieger*. — Und *Funkes* neues Naturlegicon zier Band. —

Der deutsche und böhmische Name dieser Giftpflanze rührt von der scharfen, brennend-beißenden Milch her, die fast alle Gattungen dieser Pflanze, deren es schon 124 giebt, führen. Auch die Apotheker *Euphorbia*, (*Euph. Officinarum* Lin.) wird der Schärfe wegen nie innerlich, sondern bloß äußerlich als Pulver in der Knochenhäute, und bey Pferden auf alte Wunden gestreut.

Israeliten, und behaupteten, daß derselbe die Magd
 umgebracht, ihr das Blut abgezapft, und es in
 Federküssen an andere Israeliten verschickt habe, weil
 diese zum Lauberhüttenfeste Christenblut brauchten.
 Der Tumult nahm zu, und konnte nur durch die
 erbebenende Polizeiwache gestillt werden. Tags
 darauf erschien die Magd, und sagte aus, daß sie
 mit Soldaten nach Prag gegangen, und sich die
 ganze Zeit über dort aufgehalten habe. Sie wurde
 abberufen, und es endigte sich ein Vorfall, der einem

Theile der Einwohner dieser Stadt wahrlich nicht
 zur Ehre gereicht, und mit Bedauern sieht der
 Menschenfreund, daß es im Jahre 1815 noch Leute
 mit solch' blindem Vorurtheile giebt. Möchte uns
 doch das Jahr 1816 nicht mit Geschichtchen, Anek-
 dötchen und Büchlehen bereichern, die weiter keinen
 Werth haben, als daß sie wider die Juden sind. *)

*) National-Zeitung II. 1816. S. 136.

IX.

Wiegenlied für Erwachsene. *)

Schlaf, liebes Kind, Schlaf sorgelos
 Auf desner lieben Mutter Schooß;
 Doch weckt dich einst Beruf und Pflicht,
 Dann, liebes Kind! dann schlummre nicht.

Dich schläfre kein verächtlich Gold,
 Kein Gnadenblick, kein Minnesold,
 Nicht Furcht und nicht die Hoffnung ein,
 Sobald es Pflicht ist, wach zu seyn.

Wenn Uebermuth den Schwachen höhnt,
 Nur fern der Unschuld Klage tönt,
 Sey wach und stell dich hurtig ein,
 Des Unterdrückten Schus zu seyn.

*) Es ist vom preussischen Oberamtmanne Freis, und
 hatte auf die Charakterbildung seines hoffnungsvollen
 Sohnes entscheidenden Einfluß. In dem entscheidend-
 sten Augenblicke, da der Jüngling bey dem Ent-
 schlusse anstand, seine Liebe der Pflicht aufzuopfern,
 war der Vater unbemerkt hereingetreten, und sang
 und spielte dies ihm von seiner zartesten Kindheit
 liebgewordene Lied. — Der Vater schwieg und blickte
 auf Wilhelm. „Vater! ich will,“ sagte dieser,
 indem er ihm die Hand reichte. —

Verlach' die drohende Gefahr,
 Die Hinterlist mit Schlangenhaar,
 Die Lücke, die im Finstern schleicht,
 Doch ach! den Edlen auch erreicht.

Und würde Schmach der Tugend Lohn,
 Verlach' sie laut, geliebter Sohn!
 Wenn deine That nur Gott gefällt,
 Was kümmert dich der Lohn der Welt.

Blick, o mein Kind! nur himmelwärts,
 Frag nicht die Menschen, frag dein Herz,
 Sanft schläfst du, wo die Fessel klirrt,
 Wenn nimmer sich dein Herz verirrt.

Du schläfst, wie nun, so sanft, so leicht,
 Wenn des Gewissens Vorwurf schweigt.
 Wenn sterbend einst dein Auge bricht,
 Schreckt dich kein Tod, kein Weltgericht.

Du brauchst, wenn dich der Edle kennt,
 Kein Pantheon, kein Monument.
 Dein Name lebt als Keim und Saat
 Zu Mannersinn und Männerthat.

Kurzer Unterricht über die gewöhnlichen und alltäglichen Erscheinungen in der Natur. Der leichtern Faßlichkeit wegen in Fragen und Antworten vorgetragen

(Mitgetheilt vom Pfarrer Bieber.)

Alles, was in der Natur vorgeht, und von uns wahrgenommen wird, nennen wir Erscheinung. So z. B. sind Donner und Blitz, Wetterleuchten, Schneyen u. lauter Erscheinungen. Es ist eben so angehenhm, als nützlich, sich die gewöhnlichsten Erscheinungen in der Natur erklären zu können. Dadurch verwahrt man sich vor manchem Aberglauben, sorgt sehr für seine Beruhigung, und wird um Vieles klüger. Unter die gewöhnlichen Erscheinungen zähle ich: Nebel, Wind, Regen, Donner und Blitz, Thau, Reif, Schnee u.

F. Wann und wie entsteht ein Nebel?

A. Ein Nebel entsteht, wenn viele wässrige Dünste entweder nahe über der Erde, oder in einer gewissen Entfernung von derselben schweben, und so verdichtet werden, daß sie die Luft undurchsichtig machen.

F. Woher kommen die meisten wässrigen Dünste?

A. Die meisten wässrigen Dünste kommen aus dem Meere, aus Flüssen und Bächen, und selbst aus der Erde.

F. Warum wird der Nebel besonders Morgens und Abends wahrgenommen?

A. Weil um diese Zeit die Luft in der Höhe wärmer ist, als näher an der Erde. Wo es aber kälter wird, häufen sich die Dünste weit mehr an. Darum sind auch im Winter, Herbst und Frühjahr die Nebel häufiger, als im Sommer.

F. Wann fällt und wann steigt der Nebel?

A. Er fällt, wenn er schwerer wird, und

steigt, wenn er leichter wird. Die Kühle zwingt die Dünste immer mehr zusammen, bis daraus die Tropfen werden, welche die Luft nicht mehr tragen kann. Die Wärme hingegen dehnt die Dünste immer mehr aus, macht sie dadurch leichter, so daß sie in die Höhe steigen können. Steigt dieser Dampf hoch genug, und sehen wir ihn in großen bauchigen Massen in der Luft schwimmen; so nennen wir Wolken.

F. Wie entsteht ein Wind?

A. Ein Wind entsteht, wenn das Gleichgewicht der Luft durch irgend eine Ursache gestört, und aufgehoben wird, und dann die Luft geschwinde als sonst nach einer bestimmten Gegend hinströmt.

F. Welches sind die Ursachen, die oft das Gleichgewicht der Luft stören?

A. Hitze durch Ausdehnung, und starke Kälte durch Zusammenpressen, selbst der Regen und Donner.

F. Warum zuckt sich bey einem Feuersturm, selbst dann, wenn alles ruhig ist, in der Nähe ein Wind?

A. Deswegen, weil die Hitze des Feuers die Luft ausdehnt, und folglich das Gleichgewicht selbst aufhebt.

F. Was nützt der Wind?

A. Er verjagt die schädlichen Dünste aus der Luft, welche, wenn sie stehen blieben, den Menschen schen krank machen würden. — Aber ohne ihn könnte auch kein großes Schiff die Meere schneiden, neue Länder entdecken, uns Zucker, Indien und China bringen.

F. Wie entsteht ein Regen?

A. Ein Regen entsteht, wenn die wässrigen Dünste entweder durch den Wind, oder durch Donner so dicht zusammen getrieben werden, daß sie sich in Menge berühren, Tropfen bilden, nun wegen ihrer Schwere herabfallen.

F. Wie entsteht ein Plagregen?

A. Ein Plagregen entsteht, wenn sich viel

*) Es ist eben derselbe, von welchem im Jahrgange 1813 Nr. XXVII. die Belehrung über die eßbaren und nützlichen Schwämme, und im vorigen Jahrgang Nr. XV. die über Volks-Vorurtheile herrührt.

effertige Dünste schnell mit einander vereinigen, dann die Tropfen in großer Menge und häufig aus hohen Wolken herabfallen.

F. Wann entsteht ein Wollenbruch?

A. Ein Wollenbruch entsteht, wenn eine große Dunstwolke auf einmal durch den Wind zusammengepreßt, sich plötzlich in eine Wasser-Masse verwandelt, und so herabfällt.

F. Wie entsteht der Thau?

A. Der Thau entsteht, wenn nach dem Untergange der Sonne die Luft kühler wird, und daher aus den Dünsten, welche den Tag über fein und unsichtbar über der Erde, den Gewässern und besonders von den Pflanzen in die Höhe steigen, des Abends sich vornehmlich, schwerer dadurch werden, also nicht mehr weiter steigen können, sondern vielmehr bald wieder herabfallen, und in Tröpfchen vereinigt, auf der widerstandsfähigen Oberfläche der Körper, besonders auf dem Grase sichtbar werden.

F. Was ist der Honigthau?

A. Er ist ein süßschmeckender Saft, den die Pflanzpflanzen ausschützen, der in der Wärme unsichtbar wird, in der Kühle auf den Gewächsen sichtbar bleibt.

F. Was ist der Mehlthau?

A. Er ist auch nichts anders als ein Pflanzensaft, der aber durch plötzliche Abkühlung gleichsam gerinnt, und nun wie ein weißer, mehliges Werkzeug erscheint.

F. Wie entsteht ein Reif?

A. Ein Reif entsteht, wenn im Frühjahre und Herbst, wo zuweilen die Nächte sehr kalt sind, die kaltherigen Dünste des Thauses gefrieren, und sich an den Pflanzen, Bäume, und andere Körper anhängen.

F. Wie entsteht der Hagel oder die Schlossen?

A. Der Hagel oder die Schlossen entstehen, wenn die Regentropfen schon in der höhern Luft, die immer viel kühler ist, gefrieren, und in der Gestalt runder Eiskugeln auf die Erde fallen. Besonders geschieht dies bey Gewittern, welche die Luft weit schneller und stärker abkühlen.

F. Wie entsteht der Schnee?

A. Der Schnee entsteht, wenn die kalte Luft die in ihr schwebenden Dünste, in ein dünnes, faseriges oder flockiges Eis verwandelt.

Vom Donner und Blitze.

F. Was machte man schon in den ältesten Zeiten an dem Spectrum

oder Bernstein *) für eine Bemerkung?

A. Schon in den ältesten Zeiten, machte man an dem Bernstein die Bemerkung, daß er, nachdem man ihn durch Reiben erwärmt, leichte Sachen, die vor ihm lagen, an sich zog, und wieder zurückließ, wie z. B. Papierschnitzchen, Eisenfeile u.

F. An welchen Dingen machte man in der Folge die nämliche Bemerkung?

A. Die nämliche Bemerkung machte man in der Folge auch am Schwefel, Siegellack, Pech, Harz, Glas, Seide und Wolle.

F. Was entdeckte man an eben diesen Körpern noch, wenn man sie im Dunkeln stark rieb?

A. Wenn man diese Körper im Dunkeln stark rieb: so bemerkte man, daß sie einen leichten Schein, und wenn man sie mit dem Finger berührte, einen hellen knisternden Funken von sich gaben. Auch nahm man zugleich ein geringes Stechen im Finger wahr.

F. Wie nennt man solche Körper, welche die Eigenschaft haben, andere leichte Körper an sich zu ziehen, und wieder von sich wegzustoßen?

A. Man nennt sie elektrische Körper, und die Kraft, welche diesen Körpern eigen ist, nennt man die elektrische Kraft, oder mit einem Worte Elektrizität.

F. Ist denn aber diese elektrische Kraft nur blos in den vorhin genannten Körpern vorhanden?

A. Diese elektrische Kraft ist keineswegs nur in den vorhin genannten Körpern vorhanden, sondern sie ist allenthalben in der Natur verbreitet.

F. Wo ist aber diese Kraft der Erfahrung nach am stärksten verbreitet?

A. In dem Luft- und Dunstkreise, (Atmosphäre), welcher unsre Erde umgibt. Wenn daher eine Wolke, die viel elektrische Materie in sich angehäuft hat, mit den sie umgeben, der warmen Luft, oder auch mit einer andern Wolke in schnelle, reizende Berührung kommt; so entzündet sich die elektrische Materie, bricht mit größter Heftigkeit in Gestalt eines feurigen Strahls aus, und erschüttert die Luft mit großem Getöse.

*) Bernstein ist ein Erdharz, meistens gelb von Farbe, glänzend, durchscheinend, spröde, dabey doch schleifbar.

F. Wie nennt man nun diese Erscheinung?

A. Man nennt diese Erscheinung den Donner und Blitz.

F. Was geschieht wenn eine mit elektrischer Kraft angefüllte Wolke, einem Thurme, oder sonst einem hohen Gegenstand nahe kömmt?

A. In diesem Falle leert sich die Wolke gewöhnlich an dem Gegenstande aus, schlägt ein, und zündet.

F. Wohin zieht sich insonderheit gern die elektrische Kraft einer Wolke?

A. Die elektrische Kraft einer solchen Wolke zieht sich insonderheit gern nach Metallen, Bäumen, Thieren und selbst dem Wasser hin.

F. Was hat man für ein Mittel erfunden, um die elektrische Kraft einer Wolke anzuziehen, und sie ohne Schaden in die Erde zu leiten?

A. Man hat den Blitzableiter erfunden. Diese Erfindung schreiben wir einem gelehrten Amerikaner, Namens Franklin zu.

F. Was zündet denn eigentlich der Donner oder Blitz? und welches aus beyden kann uns blos gefährlich werden?

A. Blos der Blitz zündet; folglich kann uns auch nur dieser allein gefährlich werden.

F. Hat man sich vor jedem Donnerwetter zu fürchten?

A. Nein! nur blos vor denen, die in unserer Nähe sind.

F. Wann fängt eigentlich ein wahres Donnerwetter an gefährlich zu werden?

A. Wenn Blitz und Schlag schnell auf einander folgen. Denn der Blitzstrahl braucht bey weitem nicht so viel Zeit, um in unser Auge zu fallen, als der Schall, um in unser Ohr zu gelangen. Daher kann man aus der Zeit zwischen Blitz und Schlag abnehmen, wie weit das Gewitter entfernt ist. Je geschwinder der Schlag auf den Blitz folgt, desto näher ist das Gewitter, und je später der Schlag gehört wird, nachdem man den Blitz gesehen, desto entfernter ist es. Man hat berechnet, daß es noch eine halbe Meile entfernt ist, wenn 5 Sekunden zwischen Blitz und Schlag verfließen, und eine Sekunde achtet man einen Pulsschlag gleich. Vernehmen wir folglich den Donner erst 10 Sekunden, nachdem wir den Blitz gesehen haben; so ist das Gewitter noch

eine Meile entfernt. Diejenigen, welche bey Gtern von jedem feurigen Blitze, und von jedem Donnerstrage fürchten, können sich beruhigen sicher glauben, daß es bey ihnen nicht einschwerde, so lange sie noch eine Zwischenzeit zw Blitz und Schlag unterscheiden können. Denn es einschlägt, treffen Blitz und Schlag zusammen.

F. Kann man nicht auch Bsters Blitzstrahl durch Vorsicht für sich schädlich machen? Welche Regeln man in diesem Falle zu beobachten?

A. Ja, man kann es, und zwar:
1. Man stelle sich außer dem Hause, w ein starkes Gewitter in der Nähe ist, unter Bäume, sondern gehe lieber langsam fort, und sich beregnen.

2. Ist man bey einem Donnerwetter auf Felde: so erhebe man sich ja nicht durch starkes sen; auch ist es nicht gut, mit dem Pferde stark reiten, sondern es ist zuträglicher, wenn sich's läßt, in einer gewissen Entfernung vom Pferde bleiben.

3. Zu Hause stelle man sich nicht an solche per, die entweder ganz, oder zum Theil von sind, auch nicht aus offene Fenster, an die W sondern halte sich lieber in der Mitte des Zimm auf. Man vermeide starke Zugluft, und sey gents nicht so ängstlich.*)

F. Was nennt man Nordlicht?

A. Nordlicht nennt man einen großen, Schein gegen Mitternacht, dessen Strahlen zum bis über die Hälfte des Himmels hinreichen. scheint es auch, als wenn ein feuriger Rauch fliege, oder als wenn lodernde Flammen am sich zeigten.

F. In welchen Gegenden zeigt gewöhnlich das Nordlicht?

A. In kalten nördlichen Gegenden, den Bewohnern, die zwey bis drey Monate einander Nacht haben, zur Erleuchtung dienet, ihnen beynähe die nämlliche Beleuchtung gew wie uns die Sonne.

*) Viele und ausführliche Belehrungen über Gem ihre Gefahren, wie man sich davor schützen soll, über Blitzableiter findet man im 1ten Jahrg. d Kalenders. 1811. N. XII., im 2ten 1812. N. XV im 3ten 1813. N. XXII. und XXIII.; im 4ten N. XXVI. und im 6ten 1816. N. XXVIII.

XI.

Noch ein Unterricht in der Kunst, Kupferstiche auf Holz abzuzeichnen.

(Man sehe den Kalender auf 1815, N. VII.)

Sene Kunst gewährt demjenigen, der sie ausübt, viel Vergnügen, und ist, wenn sie mit verständiger Wahl ausgeführt wird, für das Auge entzückend; für manchen Kunstfreund ist sie sogar von großem Nutzen.

Ein Sammler von Kupferstichen, kann sich dadurch die ältesten Blätter, wenn ihr Papier auch noch so müde und unscheinbar geworden ist, wieder erneuern.

Der Orgelbauer, der Instrumentenmacher, der Ebenist, der Tischler und der Kunstdrechsler können ihre Arbeiten durch diese Kunst im höchsten Grade verschönern, und ihnen einen größern Werth geben.

Das schönste bey dieser Kunst ist überdies, daß sie in der Ausübung wenig Mühe macht, und daß sie mit wenigen Kosten verknüpft ist.

1. Vom Holze und dessen Zubereitung.

Nicht alles Holz kann dazu gebraucht werden. Am brauchbarsten dazu ist ein festes zartjähriges Holz von Linden, Ahorn oder Weißbuchen; dagegen das Holz von Eichen, von Nußbaum von Tannen, von Fichten und von Rothbuchen nicht tauglich dazu ist.

Ist das Stück Holz, auf welches der Kupferstich kommen soll, gehörig zugerichtet, so wird solches mit Leinöl sauber ausgeschliffen, und auf gewöhnliche Art abgetrocknet, dann über einem Kohlenfeuer erwärmt, und noch einmal abgetrocknet, damit der Grund so viel wie möglich vom eingebrungenen Oele befreiet werde. So ist nun das Holz zum weitern Gebrauch vorbereitet.

2. Von dem Firniß und der Politur.

Die so zugerichtete Platte, auf welche der Kupferstich abgezogen werden soll, muß nun mit einem Firniß grundirt werden. Am liebsten wählt

man dazu einen Weingeistfirniß, den man auf folgende Weise zubereitet, und welcher Grundfirniß genannt wird.

Vier Loth Sandarakharz, 2 Loth feiner Schellack, 1 Loth venetianischer Terpenthin, werden in 24 Loth alkoholisirten Weingeistes, in einem gläsernen Kolben aufgelöst, den man bis zur erfolgten Auflösung in einem Gefäße mit siedendem Wasser erhält.

Wer nicht poliren kann, kann diesen Firniß auch statt der Politur zum Decken gebrauchen, weil er sich sehr gut schleifen läßt. Wer aber mit dem Poliren umzugehen weiß, der bediene sich des folgenden Firnisses, der Politurfirniß genannt wird.

Vier Loth feiner Schellack, 2 Loth Animaharz, werden in 16 Loth Alkohol aufgelöst, und nach erfolgter Auflösung wird der sich geklärte Firniß abgeseigt oder auch filtrirt.

Soll der Politurfirniß etwa gelb werden, dann wird etwas Kurkumewurzel, und soll er roth werden, so wird etwas Drachenblutharz zugesetzt.

3. Von den Kupferstichen.

Man wählt solche Blätter, welche recht sauber im Stiche sind, und einen etwas starken und scharfen Druck haben. Ob solches gestochene oder radirte Blätter, ob es Kupferstiche oder Holzschnitte sind, ist völlig gleichgiltig, wenn sie nur nicht zu matt im Druck sind.

Vorzüglich anwendbar sind diejenigen Kupferstiche, welche wie getuscht aussehen (nämlich schwarze Kunst, geschakte Blätter oder Sandgrund;) das heißt: solche, die schwarz abgedruckt sind.

Ob auch die braun, roth oder blau abgedruckten zu gleichem Behufe brauchbar seyn möchten, muß erst untersucht werden.

4. Das Verfahren zum Abdrucken.

Man wolle z. B. einen Toiletten-Tisch mit Kupferstichen ausschmücken, so muß auf folgende Weise operirt werden.

Soll z. B. in die Mitte eine Landschaft kommen; so legt dafelbst ein Fournierer von weißem zarten Holze, wie solches oben genannt worden, einen Theil gehörig mit Leim ein, man macht die ganze übrige Fournirung gleichfalls fertig, hobelt sie dann ab, zieht sie ab, und schleift sie ab.

Nun trägt man den oben angegebenen Grundfirniß dreymal möglichst gleichförmig und etwas dick auf das Fournier, auf welches die Landschaft kommen soll.

Während dieser Zeit weicht man die Landschaft in Wasser ein, in welchem zuvor etwas Salz aufgelöst worden ist. Je längere Zeit der Kupferstich weicht, desto besser ist es.

Ist der dritte Aufstrich des Grundfirnisses vollständig ausgetrocknet, dann nimmt man den Kupferstich aus dem Salzwasser heraus, und legt ihn auf Böschpapier, damit die überflüssige Feuchtigkeit sich hinein ziehen kann, und das Blatt einigermaßen abtrocknet.

Unterdessen wird ein Becken mit glühenden Kohlen besetzt, wie auch ein starkes gut gerichtetes Bret, das etwas größer seyn muß, als das Fournier, auf welches der Kupferstich kommen soll; und eben auch ein eben so großes Stück Molton oder Flanell. Endlich müssen auch noch 4 bis 8 Schraubenzwinge zur Hand gehalten werden.

Sind alle diese Gegenstände beisammen, dann wird zuerst das Bret über die Kohlen gehalten, und so heiß als möglich gemacht.

Ist das Bret heiß genug, so wird dem Fournier mit dem Grundfirniß der vierte Anstrich, und zwar recht gleich und stark gegeben, und zugleich wird auch, ehe dieser Anstrich trocken werden kann, dem Kupferstiche, und zwar auf der Seite wo der Abdruck ist, ein gleicher recht dicker Anstrich, mit dem Grundfirniß gegeben; worauf dann der Kupferstich recht genau mit der gefirnißten Fläche auf das Fournier aufgelegt wird. Über dieses legt man den Molton, und über diesen endlich das erwärmte Bret, das nun mit den Schraubenzwingen auf allen Ecken stark angepreßt wird.

Bei allen diesen Arbeiten, muß die möglichste Genauigkeit und Schnelligkeit beobachtet werden. Denn wenn man bey dieser Arbeit zögert, und Grundfirniß trocken wird, ehe alle Punkte Fournirplatte und des Kupferstichs, die die Zusammenpressung mit den Schraubenzwingen vereinigt sind, so mißlingt die Arbeit.

Nach Verlauf von 2 bis 3 Stunden, ist die Arbeit trocken, und die Schraubenzwinge können nun abgenommen werden. Nun sucht man das Papier hinwegzuschaffen, damit bloß der Kupferstich, auf dem Firniß sitzen bleibt, welches folgende Weise verrichtet wird.

Man nimmt ein Stückchen wollenes Zeug groß, als es zum vorhabenden Gebrauche erforderlich ist, taucht es in Wasser, und reibt damit die Auge entgegengesetzte Seite des Kupfers nach und nach so weit ab, bis das Holz sichtbar wird, nur noch das letzte Häutchen vom Papier auf dem Kupfer übrig bleibt; welches nun weit behutsamer behandelt werden muß.

Zu dem Behuf nimmt man nämlich, nachdem man das Wasser abgetrocknet hat, etwas Leim bestricht damit die ganze Fläche, und reibt alsdenn mit dem bloßen Finger, bey einem mittelmäßig starkem Drucke, das noch übrige wenige Papier vollends hinweg, und polirt mit demselben Leinöl und einem Stückchen alter weißer Leinwand, einige Minuten lang, trocken alsdann das wenige oben sitzende Del ab, und so ist alles zum Lackiren fertig.

Jene Arbeit sieht nun gerade so aus, als wenn der Kupferstich auf Holz gedruckt, oder als wenn auf das Holz von einer geschickten Hand radirt, und das Natürliche eher eingebeißt worden wäre.

Damit die Arbeit mehr Dauer bekommt, und Auge in ihrer besten Schönheit erscheint, und den Laien ganz täuschend wird, ist es nothwendig, daß noch ein Firniß darauf gesetzt werde.

Zu jenem Behufe kann man sich des schon gedachten Grundfirnisses bedienen, welches dem man der Arbeit 10 bis 12 dünne Anstriche ertheilt, worauf man sie schleift und polirt, oder einen guten Kopalfirniß oder an dessen Stelle, welches das Beste und Schönste ist, mit bloß das abgezogene Kupfer, sondern auch das gearbeitete Stück, mit dem oben angegebenen Purpurfirniß polirt (d. allg. Anzeiger der Deutschen 1814 2. B. S. 1546.)

XII.

Gemeinſchaftlicher Unterricht, wie man die Verfälfchungen der Lebensmitteln erkennen kann.

(Fortſetzung vom vorigen Jahrgange. St. XII.)

Von der Butter.

Durch ſchädliche Gefäße verdorbene Butter.

§. 37. Die Butter kann, ſo wie die Milch, durch das Aufbewahren in ſchädlichen metallenen Gefchirren vergiftet, aber auch abſichtlich verfälfcht worden ſeyn.

Laßt man die Butter in kupfernen Gefchirren ſtehen, ſo zieht ſie Grünſpann aus denſelben, und wird dadurch giftig. Eine Familie von 9 Perſonen wurde einmal ſehr krank, und nur mit Mühe vom Tode gerettet, weil ſie von einer Butter gegessen hatte, die in einem kupfernen Keffel gekochet, und mit einem meſſingenen Schaumlöffel abgeſchäumt worden war. Durch das Wägen auf kupfernen oder meſſingenen Waagschalen, die oft ſchlecht geſäubert ſind, wird gleichfalls die Butter mit Grünſpann verunreinigt. Auch wurden ſchon mehrere Menſchen mit der heftigſten Kolik befallen, welche von einer Butter geſſen hatten, die in bleyernen Gefchirren geſtanden war.

Man muß daher ſeine eigene Butter, ſie ſey friſch oder ausgeſſen, nie in einem andern Gefäße aufbewahren, als gut ausgebraunten und ausgeſpöchten irdenen Gefchirren, oder in hölzernen: ſo wie man auch nie eine Butter kaufen darf, die in dergleichen metallenen Gefäßen geſtanden hat.

Kennzeichen einer ſolchen Butter.

Wenn die Butter aus einem kupfernen, oder ſchlecht verzinneten kupfernen Gefchirre Grünſpann ausgezogen hat, und dadurch giftig geworden iſt; ſo hat ſie auf der Oberfläche ſchwache, grünlichgelbe Streifen: ſchabt man ein wenig davon ab, und berührt es mit der Spitze der Zunge, und hat es, wenn auch die Butter noch friſch iſt, einen herben, bitteren Geſchmack; ſo muß man mit Grund vermu-

then, daß dieſe Butter mit Grünſpann verdorben ſey; und man muß ſie daher als gefährlich ſehen laſſen.

Wenn man mit kupfernen Gefchirren und Butterauslaſſen zu thun hat; ſo kann man nicht vorſichtig genug ſeyn. Denn wenn man die ausgeſſene Butter nur ein wenig in einem kupfernen oder meſſingenen Gefchirre, es ſey nun ein Keffel, Topf oder Löffel, ſtehen und kalt werden läßt; ſo zieht ſie ſchon viel Grünſpann an ſich, und wird dadurch giftig. Bey der geſalznen Butter geſchicht dieſes noch weit leichter, weil dieſe, wenn ſie erkaltet, die kupfernen und meſſingenen Gefchirre noch viel ſtärker angreift.

Will man ſich genau überzeugen, ob die Butter Grünſpann an ſich habe, ſo darf man nur ein wenig davon auslaſſen, und etwas Salmiaſſpiritus, den man in jeder Apotheke bekommt, hinzugießen: ſo bekommt die Butter augenblicklich eine ſchmutzblaue Farbe, wenn Grünſpann darin war.

Will man aber entdecken, ob die Butter in bleyernen Gefchirren geſtanden hat, und durch das Bleyartige, welches ſie in ſich genommen hat, gefährlich geworden iſt: ſo darf man gleichfalls nur ein wenig davon zergehen laſſen, und von der ebenfalls in der Apotheke zu habenden Hahnemannſchen Weinprobe etwas hinzuschütten: ſo färbt ſich die Butter ſchmutziggrau, wenn ſie durch das Bley verdorben war.

Verfälfchung der Butter durch Bleyweiß.

§. 38. Man hat auch Beyſpiele, daß böſe, geſinnliche Leute ihren Frevel ſo weit getrieben haben, daß ſie in ſehr theuren Zeiten Bley und Bleyweiß unter die Butter miſchten, um ſie dadurch ſchwerer zu machen. Dieſer Betrug iſt ebenfalls eine Vergiftung.

Dieser schändliche Betrug ist aber leicht zu entdecken, denn eine solche Butter hat einen ungewöhnlich süßen Geschmack, und ein größeres Gewicht in Vergleichung mit anderer Butter: auch ist sie nicht durchaus gleich gefärbt, sondern hat weißere Flecken und Streifen. Da sich hiedurch die Butter verdächtig macht, so muß man sie sogleich auf die eben erzählte Art prüfen, um somit den Betrug völlig aufzudecken.

Verfälschung der Butter mit Talg.

§. 39. Man hat auch Beyspiele, daß die Butter mit Talg oder Unschlitt, oder auch mit alter Butter vermischt worden ist. Aber diese Butter erkennt man gleich, wenn man ein wenig davon versucht, da sie einen ranzigen, oder einen Talggeschmack hat.

Mit Kreide, Sand.

§. 40. Oft hat man auch schon die Butter mit Kreide, Sand, u. dgl. vermengt gefunden, damit sie dadurch ein schwereres Gewicht haben soll. Diese Betrügerney kann auch leicht folgender Gestalt entdeckt werden.

Eine mit diesen Dingen verfälschte Butter hat nämlich nicht das Feine und Konsistente einer guten Butter, sondern sie sieht mehr körnigt, bröcklich und trocken aus. Wenn man davon ein wenig in den Mund nimmt, und zwischen den Zähnen zermalmt, so merkt man sogleich das Sandige.

Will man sich von dieser Verfälschung noch vollends überzeugen: so nimmt man von der Butter, und läßt sie mit vielem reinen Wasser in einem reinen Topfe aufkochen, beyläufig wenigstens zehnmal so viel heißes Wasser als Butter. Die reine Butter sammelt sich hierauf auf der Oberfläche; die obigen Zusätze aber von Sand, Kreide u. dgl. findet man auf dem Boden. Dabey hat man nun zugleich auch die verfälschte Butter, wenn man sie einmal schon gekauft hat, wieder gereinigt: den Urheber dieser Verfälschung aber kann man sofort der Polizey bekannt machen, damit er der gehörigen Strafe nicht entgehen könne.

Gefärbte Butter.

§. 41. Manche färben die Butter mit Orleans, Safran, und andern Dingen, um ihr eine gelbe Farbe zu geben. Wenn auch dadurch der Gesundheit

nicht geschadet wird, so bleibt es doch eine Betrügerney. Ein Jeder weiß, daß die Farbe einer gelben frischen Butter von der Nahrung des Viehes u. n hängt, so wie auch manchmal die Butter von dem was das Vieh frisst, einen besonderen Geschmack erhält; und wenn das Vieh frische Kräuter frisst, wird es eine schönere gelbe Butter geben, als im Winter bey trockenem und Strohfutter. Wenn die Butter aus frischem Obers gemacht worden ist, so also auch eine weiße Butter im Winter, wo es hin Jedermann weiß, daß es kein grünes Futter giebt, besser, als eine edelhaft gefärbte. Man Leute lassen ihren Obers lange zusammen kommen bis sie ausbuttern: dadurch wird der Obers ranzigt, und die Butter wird schlecht und käsig. Eine solche weiße, käsigte Butter ist aber leicht einer weißen frischen Butter zu unterscheiden. Diese ist also besser, öfters, gleichwohl weniger auf ein auszubuttern, als nachher der schlechten Butter durch unerlaubte Mittel ein besseres Ansehen geben wollen.

Man hat aber auch Beyspiele, daß man Leute aus Dummheit zur Färberey der Butter für schädliche Dinge gebraucht, und dieselbe z. B. mit giftigen Unken-Blumen gefärbt haben.

Es ist daher billig, daß man in dergleichen gefärbte Butter überhaupt einen Mißtrauen setzt, und ihre Färber damit straft, daß man sie nicht für diese gefärbte Butter ist übrigens leicht zu erkennen. Wenn sie sich nicht schon selbst durch ihre gelbe natürliche Farbe verrathen wird, so darf man ein wenig davon in einem Gläschen mit reinem Wasser zerquelsen, so färbt sich das Wasser gelblich.

Ranzige Butter.

§. 42. Zu der Butter, welche zum Genießen untauglich ist, gehört auch die ranzige Butter: sey nun ausgesotten oder nicht. Der Genuß solcher Butter ist der Gesundheit schädlich, beschwerden den Magen, verunreiniget die Säfte, und erregt eine faule Schärfe im Körper. Man muß sich davor hüten, eine solche Butter weder eigen, noch erkaufen zu genießen.

Verfälschung der ausgesottenen Butter.

Viele Leute nehmen ihre Butter, die schon anfangs stinkend und ranzig zu werden, und die sie doch

Beträcht mehr als frisch verkaufen können, zum Aus-
er gießen, um Schmalz oder gesottene Butter daraus
zu machen. Allein, da sich durch das Ausgießen das
ranzige nicht verliert, so bleibt diese Butter auch
nachdem sie gesottene so ungesund, wie zuvor. Diese ranzige,
ausgesottene Butter kennt man leicht an dem schmir-
elkendem Geruche: eine gute, ausgelassene Butter
muß ohne Geruch seyn, wie frische Butter.

Mittel, verdorbene Butter wieder gut
zu machen.

Da es sich aber zuweilen trifft, daß man beson-
ders im Sommer in größeren Meyereien eine Menge
ranziger Butter erhält, die man doch nicht wegwer-
fen kann: so will ich hier ein Mittel angeben, wo-
durch man ranzige und stinkende Butter wieder rei-
nigen, und der frischen ausgesottene Butter in
Allem wieder gleich machen kann.

Man zerläßt die Butter, sie sey nun schon ausge-
sottene, oder nicht, in einem gut verzinneten Kupfernen,
oder einem guten irdenen oder eisernen Geschirre; und
wenn sie heiß ist, so wirft man gepulverten un-
gelöschten Kalk hinein, und rührt beständig
um. Da sich aber hiebey ein sehr heißer Dampf
erhebt, so muß man das Gesicht wegwenden. Hier-
auf verstärkt man das Feuer, und läßt es noch ein
wenig sieden, worauf man es vom Feuer hebt, und
sehen läßt. Während dessen macht man in einem
Kessel, z. B. einem Waschkessel, Wasser siedend, so
daß wenigstens auf ein Pfund Butter vier Maß
Wasser kommen, oder z. B. auf 10 Pfund Butter
wenigstens 40 Maß, oder ein Eimer Wasser in den
Kessel kommen muß. In dieses Wasser thut man
die ausgesottene und schon abgekühlte Butter aus dem
andern Geschirre: man rührt sie nun recht unter das
Wasser, und läßt das Ganze noch eine Zeitlang, et-
wa eine Stunde, oder länger sieden, während
man die Butter, die oben auf schwimmt, immer wie-
der unter das Wasser rührt. Hierauf löst man
Alles erkalten; nimmt die Butter, die über dem
Wasser schwimmt, heraus, und läßt sie noch einmal,
wie gewöhnlich, ausgehen, um sie in das bestimmte
Gefäß zu gießen. Das Wasser schüttet man weg.
Auf diese Art wird die Butter völlig gereinigt, so-
wohl von dem beygemischten Kalk, als allen andern
Unreinigkeiten.

Kennzeichen der Butterverfälschung
überhaupt.

Prägt man sich nun das Bisherige von den
Butterverfälschungen gehörig ein, so wird man
leicht im Stande seyn, die verfälschte und unbrauch-
bare Butter sogleich an Ort und Stelle zu erkennen.
Eine frische, gute Butter erkennet Jedermann gleich
beym ersten Anblicke: sieht nun eine Butter nicht
so aus, wie die gute und frische; so darf man sie
nur näher betrachten, und sehen, ob man keine
grünlichen oder grünlich gelben Streifen daran be-
merkt. Entdeckt man nun so etwas Grünliches, so
schabt man ein wenig davon ab, und versucht es:
schmeckt es herb und bitterlich, so ist die Butter
oder der Obers in kupfernen Geschirren gestanden,
und sie ist daher als gefährlich anzusehen. Dann
nimmt man ferner ein ganz kleines Stückchen von
der Butter, und zermalmet es zwischen den vorderen
Zähnen, so entdeckt man, ob etwas Sänbiges dar-
inn ist. Zugleich schmeckt man dabey, ob die But-
ter etwas ungewöhnlich Süßliches an sich hat, wo-
durch sie der Bleyverfälschung verdächtig wird.
Durch den Geschmack findet man zugleich, ob sie
ranzig, oder mit ranziger Butter, oder mit Talg
vermischt ist. Betrachtet man hierauf den Speichel,
mit welchem sich die Butter auf der Zunge vermischt
hatte, indem man davon ein wenig auf die flache
Hand fallen läßt; so kann man dabei zugleich fin-
den, ob die Butter gefärbt gewesen war, indem so-
dann der Speichel eine gelblichte Farbe angenom-
men hat.

Auf diese Art kann man vorläufig jeder Ver-
fälschung der Butter auf die Spur kommen. Will
man sich aber von der wirklichen Verfälschung ganz
sicher überzeugen, so muß man noch die im Vorigen an-
gegebenen Proben zu Hause mit der Butter anstellen,
z. B. noch die Hahnemannsche Weinprobe brauchen,
wenn sich vorher durch den süßen Geschmack die But-
ter wegen des Bleyweißes verdächtig gemacht hat.
Sobald man unterdessen an der Butter jene äußeren
Kennzeichen, die ich eben aufgezählt habe, antrifft,
so hat man Ursache genug, diese Butter für eine
verfälschte zu halten, und sich vor dem Ankaufe
derselben zu hüten, besonders aber die Polizeyen
darauf aufmerksam zu machen, welche sie sodann
sicher näher untersuchen lassen wird.

Butter von krankem Vieh.

§. 43. So wenig man die Milch eines kranken Viehes genießen darf; so wenig darf die Butter von solcher Milch genossen werden: das weiß ein jeder Hausvater. Bey den grassirenden Viehseuchen sorgt die Polizy strenge dafür, daß aus den angesteckten Gegenden keine Butter gebracht werde: auch wird jedermann wohl von selbst auf seiner Huth seyn, keine dergleichen Butter aus solchen verdächtigen Orten und Gegenden zu kaufen.

Weitere Verfälschung der ausgefotteten Butter.

§. 44. Da die gegossene Butter, wenn man sie in größern Quantitäten kauft, nicht immer erst ausgefottet werden kann: so trifft es sich zuweilen, daß in der Mitte Kartoffel, Bienen u. dgl. eingemengt sind, auch wohl gar unten am Boden Talg oder Unschlitt eingeschmolzen ist. Wenn man daher solche Butter im Ganzen kauft; so muß man, wie jeder kluge Hauswirth, wenn man den Schmalzhändler nicht schon vorher kennt, ein Theil des Geldes zurückbehalten, bis das Geschirr von der Butter ausgeleert ist, damit man vor dem etwaigen Betrug gesichert sey.

Von dem Käse.

Verderben des Käses in schädlichen Geschirren.

§. 45. Noch stärker als die Milch und die Butter kann der Käse dadurch verdorben und vergiftet werden, daß er in bleiernen, zinnernen, glasurenirdenen, und kupfernen oder messingenen Gefäßen gemacht oder stehen gelassen wird: weil der Käse weit mehr Schärfe hat, daher auch noch mehr Bleyartiges und Grünspan aus jenen Geschirren zieht. Leute, welche von solchen in kupfernen Geschirren gemachten Käsen gegessen haben, sind von Erbrechen, Sichten und andern üblen Zufällen befallen worden.

Dessen Kennzeichen.

Die festen, oder Ziegelkäse sind dergleichen Verderbniß weniger ausgesetzt, als die sogenannten Streich- oder Schmierkäse. Wenn ein solcher Schmierkäse in kupfernen oder messingenen Geschirren

gestanden hat; so hat er eine etwas bläulichte Gestalt, besonders an einigen Stellen mehr als an andern, oft selbst in Streifen, und seine Schärfe schmeckt etwas bitterlich. Manche Leute nehmen zum Käse gern kupferne Kessel, um dadurch dem Käse eine bessere Schärfe zu geben.

Schon durch eine Verordnung vom 29. Oct. 1778 ist es verboten worden, zum Käsemachen kupferne Kessel zu nehmen.

Entdeckungsmittel.

Wenn man auf einen solchen Käse seiner Gestalt und seines Geschmacks wegen, Verdacht hat, er durch den eingezogenen Grünspan gefährlich giftig geworden sey: so kann man sich davon folgenderweise überzeugen. Man zerreibt ein Stück von dem Käse in beyläufig zwanzigmal so viel Wasser, das heißt, etwa ein Loth Käse auf ein Eßlöffel Wasser, und läßt das Ganze kochen. Hierauf gießt man es durch eine Leinwand, und gießt in ein Durchgeseihtes etwas Salmiakgeist: entsteht eine blaue Farbe, so war der Käse mit Grünspan oder Kupfer verdorben.

Das Verderben des Käses in zinnernen oder bleiernen Geschirren kommt selten oder gar nicht vor, weil dergleichen Geschirre wohl selten zum Käse genommen werden, auch durch diese Bleifälschung der Käse statt eines sauren Geschmacks nicht süßen erhalten würde. Will man aber unteruchen, ob der Käse nichts Bleiartiges enthalte, darf man es nur wie vorher machen, und in ein Durchgeseihtes ein wenig von der Hahnemannschen Weinprobe tröpfeln, so entsteht eine schwarze oder schwarzgraue Farbe, wenn der Käse etwas Bleiartiges an sich gezogen hatte.

Beym Käsemachen, muß man sich daher immer hölzerner Geschirre bedienen. Das ist wohlfeiler, und der Käse kann dabey keine schädlichen Sachen annehmen.

Zu alter Käse.

§. 46. Der Streich- oder Schmierkäse wird oft so scharf und alt, daß er einen abscheulichen Gestank um sich verbreitet. Viele Leute essen diesen scharfen Käse gern, bedenken aber nicht, daß es ein Grunde so edelhaft ist, diesen faulen Käse zu essen, als ein faules Stück Rindfleisch oder einen faulen Fisch. Bey denjenigen, welche viel von dergleichen

Item Schmierkäse essen, wie das Blut scharf und
 der Fäulniß geneigt: es entziehen Ausschlag und an-
 dere Krankheiten der Haut und der Säfte. Manche
 Leute lassen sich nicht einmal von den Würmern ab-
 brechen, die oft in solchem Käse tausendweis herum-
 kriechen, wie auf einem Nase. Ein solcher Käse ist
 so scharf, daß er Lippen, Zahnsfleisch, Zunge,
 Baumen und den Schlund entzündet.

Ist es denn daher nicht besser, von einem zwar
 milder scharfen, aber doch frischem und gesunden
 Käse zu essen, als von einem solchen alten, der nicht
 einmal eine rechte Nahrung gibt? Würden viele
 Leute nicht einen verdorbenen Geschmack haben, von
 solcher faulen Waare essen zu wollen; so würde von
 dem bessern und frischem Käse nicht so viel übrig
 bleiben, daß solcher alter verdorbener daraus gemacht
 werden könnte.

Verfälschung des Käses.

§. 47. Obgleich der Käse überhaupt weit we-
 niger der Verfälschung ausgesetzt ist, als die Butter;
 so wird der weiche Käse doch zuweilen mit Erdäpfeln
 vermischt, welche gleichfalls einen scharfen, käsigen
 Geschmack erhalten. Man kann dies aber leicht an
 dem gelblichten, mehr flüssigen und breyartigen An-
 sehen erkennen.

Manche bereiten auch bloß aus Erdäpfeln einen
 Schmierkäse, welcher gleichfalls sehr scharf und ätzend
 wird. Ein solcher Käse aber kann seiner großen
 Schärfe und der halben Fäulniß wegen, in welche
 dabey die Erdäpfel schon gekommen sind, gleichfalls
 nicht anders als ungesund seyn: und ich würde lieber
 Jedem rathen, die dazu verwendeten Erdäpfel frisch
 gekocht zu verzehren, wo sie weit mehr und gesündere
 Nahrung geben.

Zuweilen werden auch verschiedene Sorten von
 Käse, wohlfeilere mit den theuern vermischt, z. B.
 der Kuhkäse mit Schaf- oder Ziegenkäse. Von die-
 sen Vermischungen lassen sich keine besondere Kenn-
 zeichen angeben, sondern jeder Hauswirth muß sol-
 che Käse und ihre Vermischungen, die man am leicht-
 testen durch den Geruch erkennt, durch die Übung
 unterscheiden lernen.

§. 48. So wie bey der Milch und der Butter,
 muß man auch bey den Käsen darauf sehen, daß sie
 von gesundem Vieh kommen. Muß man daher hiemit,
 wie mit der Butter, achtsam seyn, keinen Käse zu
 kaufen, der von Orten kommt, wo Viehkrankheiten
 regieren. Von dem fremden ausländischen Käse ist

man daher so wenig sicher, daß er nicht von krankem
 Vieh gekommen sey, als von dem ausländischen Flei-
 sche. Aus diesem Grunde ist auch durch das schon
 erwähnte preiswürdige Patent vom 14. May 1770
 die Einfuhr der Käse aus fremden Ländern in die
 Erbländer bey Strafe verboten worden.

Von den Ethern.

§. 49. Ich will hier noch etwas von den
 Ethern beyfügen. Diese so nahrhafte und gesunde
 Speise ist sobald der Fäulniß unterworfen, daß man
 besonders im Winter oft unter wenigen schon einige
 unbrauchbare findet, wenn man nicht So ge getragen
 hat, sie wohl und gut zu verwahren. Wenn gleich
 Niemand solche sinkende Eyer ist, sondern sie w. g.
 wirft: so kommt doch eben darum Einer, der schich-
 te für gute kauft, um einen Theil seines Geldes ober
 seiner Nahrung. Eine jede Hauswirthin weiß die
 sinkenden Eyer beyläufig von den frischen und guten
 zu unterscheiden. Die faulen Eyer schlacken stark,
 wenn man sie vor dem Dohre schüttelt; auch kann
 man sie an der Durchsichtigkeit erkennen, wenn man
 sie gegen das Licht hält, legt man die Eyer in eine
 Schüssel mit Wasser; so fallen die guten zu Boden,
 und die schlechten schwimmen oben auf.

Gefärbte Eyer.

§. 50. Um die Osterzeit werden viele Eyer
 gefärbt und verkauft. Da die Farben durch die
 Schale oft bis in das Weiße dringen; so kann der
 Genuß solcher Eyer auch schädlich werden, wenn
 schädliche Farben dazu genommen werden sind. Mel-
 stens sind sie mit Brasilspänen, Blauholz, Safran,
 Zwiebelschalen u. dgl. gefärbt: diese Färbereien
 sind unschuldig. Hellgrüne und hellblaue Eyer sind
 aber verdächtig, weil sie Feind aus Unwissenheit
 mit Berggrün oder Bergblau oder gar Urinspan ge-
 färbt haben kann. Stößt man auf solche Eyer, und
 man will sich darüber ganz gewissern, so muß man
 dabey so verfahren, wie gelehret werden wird, wenn
 wir von Färbung der Nahrungs = Mittel reden
 werden. *)

*) Man sehe den 2ten Jahrgang dieses Kalenders, St.
 XXVI. ein Beispiel von der Schädlichkeit der gefärb-
 ten Oftereyer.

§. 51. Sowohl zur Bereitung der Fleisch- als Pflanzenspißen werden außer dem Salze noch mancherley Zusätze, als Essig, Del und Gewürze gebraucht. Da auch diese öfters verfälscht angetroffen werden, so muß sich auch ein Jeder noch mit der Art bekannt machen, wie die Verfälschungen auch von diesen Speziesen zu entdecken sind; damit Niemand Gefahr laufe, auch dadurch betrogen zu werden, oder an seiner Gesundheit Schaden zu leiden.

Vermischung der Essigsorten.

Ost wird der Weinessig mit anderem Fruchteffig oder Obstessig oder klarem Bieressig verfälscht; so daß man für sein Geld keinen reinen Weinessig, sondern nur ein Gemische bekommt. Diesen Betrug kann man aber leicht durch den Schaum entdecken. Denn wenn man von solchem vermischten Essig in ein Gläschen schüttert; so schäumt er weit stärker, und wirft weit mehr Luftblasen auf, als ein reiner Weinessig.

Ein solcher guter Weinessig muß ganz hell und klar aussehen, von Farbe mehr oder weniger gelblich, beym Ausgießen nicht lang und zähe, sondern leicht und flüßig seyn, und einen reinen, lieblichen, stark sauren Geschmack und Geruch haben: auch darf er nicht nach Bier oder Brandwein riechen, wenn man ein wenig zwischen den flachen Händen reibt. Wenn er eingestotten wird; so muß er immer stärker werden: ist er aber mit anderem Fruchteffig vermischt, so wird er durch langes Kochen immer schwächer.

Verfälschung des Essigs durch allerhand Zusätze.

§. 52. Der Essig wird, um ihm eine besondere Stärke zu geben, durch allerhand Zusätze verfälscht, welche der Gesundheit mehr oder weniger nachtheilig sind.

So sucht betrügerischer Weise mancher Essiglezer seinem Essig dadurch mehr Schärfe zu geben, daß er scharfe ägende Pflanzen, z. B. spanischen Pfeffer, die Rinde vom Seidelbast, Senf, Bertramwurzel, Paradieskörner darunter thut. Diese erbitzende Dinge können der Gesundheit oft sehr schädlich werden, wenn man viel Essig braucht, da auch oft der Essig als Arzeneey gebraucht wird.

Man kann diese Verfälschung aber leicht folgende Art entdecken. Man streicht von dem etwas auf die Lippen: empfindet man nun, wenn sie auch schon trocken geworden sind, noch ein haltendes Prickeln und Brennen auf denselben, ist das ein Zeichen, daß dergleichen scharfe Dinger unter dem Essig sind. Wenn man reinen Essig die Lippen streicht, so spürt man alsobald nicht mehr von einer Schärfe, sobald die Lippen wieder trocken geworden sind. Hat man daher einen reinen Essig bey der Hand, so kann man das Brennen des verfälschten Essigs um so sicherer merken, wenn man mit dem reinen die Unterlippe, und mit dem verfälschten die Oberlippe besuchet: von dem reinen merkt man bald nichts mehr; war aber der verfälscht, so bleibt noch lange auf der Oberlippe ein Prickeln und Brennen zurück.

Auch kann man diese Verfälschung des Essigs mit scharfen Sachen erkennen, wenn man ein schnelles Schluck davon nimmt; er läßt dann ein brennende unangenehme Empfindung im Schluck zurück, die von der eigentlichen Essigschärfe verschieden ist.

Mit Vitriolsäure.

§. 53. Sehr oft trifft man auch den Essig mit Vitriolspiritus verfälscht an. Wenn gleich von dieser sehr starken Säure nur wenig unter den Essig kömmt, so ist doch diese Säure ein sehr stark wirkendes Arzneymittel, und nicht ein Gewürz, wie der Essig; daher dessen Genuß nicht anders, als nachtheilig seyn kann.

Ob nun in dem Essig von diesem Vitriolöl, oder Vitriolsäure befindlich ist, das kann man ohne viel Mühe auf folgende Art erforschen. Man läßt sich aus der Apotheke ein wenig von der sogenannten essigsauren Schwererde (auf latein. *hydrargyri acetosa*) bringen, thut es in ein Schälchen, und schüttert etwas Wasser darüber. Nachdem es eine Zeitlang gestanden hat, und dieses Salz zerfallen ist, so tröpfelt man von diesem Wasser in den Essig, welchen man in einem kleinen hellen Gläschen hat. Ist nun Vitriolsäure darin, so trübt er sich sogleich, und es fällt ein weißer Satz sehr schnell zu Boden. Wenn hingegen nach dem Hineintröpfeln

zwar auch eine Trübung entsteht, aber das, was diese Trübung macht, nur sehr langsam zu Boden fällt, und beynabe schweben bleibt: so enthält der Essig keine Schwefelsäure.

Hat man nun auf solche Art in einem Essig die Vitriolsäure (welche auch Schwefelsäure heißt) entdeckt; so ist es räthlich, von demselben keinen mehr zu kaufen, vielmehr die Melizen darauf aufmerksam zu machen, damit diese Verfälschung eingestellt werde.

Mit Scheidwasser.

§. 54. Ferner schärfen Einige zuweilen ihren Essig mit Scheidwasser. Allein ein solcher Essig ist gleich durch den Geruch und den Geschmack zu erkennen. Er hat nämlich einen Borsdorfer- oder Mischensfer-Aepfelgeruch, und schmeckt sehr sauer.

Mit Salz.

Daß Einige etwas Salzfäuern oder Salz unter ihren Essig thun, kömmt wohl selten vor; weil damit nicht viel erweckt wird; indem Jedermann den salzichten Geschmack von dem ächten Essiggeschmack wohl zu unterscheiden weiß.

Verfälschung des Essigs durch die Gefäße.

§. 55. Oft kann dagegen zufälliger Weise der Essig verfälscht seyn, wenn er in schlecht verzinneten oder gar nicht verzinneten kupfernen Kesseln gesotten worden ist, oder in solchen Geschirren länger gestanden hat: selbst schon dadurch wird er durch den Grünspan, den er aus dem Kupfer oder Messing schnell auszieht, giftig, wenn er in Fässern gelegen hat, welche kupferne oder messingene Hähne haben. En jeder Hausvater muß strenge darauf sehen, daß sein Essig nie anders, als in hölzernen oder gläsernen Geschirren mit dergleichen Hähnen aufbewahrt werde; und eben das muß auch jeder Essigfabrikant und Essigverkäufer gewissenhaft beobachten.

Kennzeichen des mit Kupfer verdorbenen Essigs.

Der Essig, welcher in Kupfer gestanden hat, verräth sich durch seinen bitterlichen metallischen Geschmack, von dem schon mehreremal gesprochen worden ist. Will man nun sehen, ob ein solcher Essig wirklich Grünspan enthalte; so darf man nur von dem oft erwähnten Salmiakgeist etwas hineinröpfeln: erhält er nun eine bläuliche Farbe; so ist er durch Kupfer giftig und schädlich geworden, und man muß sich hüten, ihn zu den Speisen zu verwenden.

Und des mit Bley schädlich gewordenen.

Endlich erhält der Essig eine noch größere Schädlichkeit, wenn er in schlechten zinnernen oder schlecht verzinneten Geschirren gesotten und gestanden hat, oder gar in bleernen Gefäßen aufbewahrt worden. Ein solcher durch Bley vergifteter Essig hat einen süßlich sauern Geschmack, durch den sich seine Schädlichkeit leicht offenbart. Will man sich überzeugen, ob er wirklich Bleyartiges enthält; so darf man nur ein wenig von der oft genannten Sahnemannischen Weinprobe hineingießen. Ist er durch Bley verfälscht, so färbt er sich braun oder schwärzlich.

Da man in einer Haushaltung viel Essig braucht, und beynabe täglich davon genießt, also leicht der Gesundheit der Seinigen großer Schaden zugefügt werden kann, wenn man immer einen verfälschten schädlichen Essig kauft: so ist es wohl der Mühe werth, daß sich jeder Hauswirth überzeugt, ob der Essig, den er gewöhnlich einkauft, gut und rein sey. Nach dem, was bisher gesagt worden, ist es leicht für ihn, dieses zu untersuchen. Wenn er von den mitgetheilten ein Mittel um das andere anwendet; so weiß er, daß sein Essig keine von den erwähnten Verfälschungen an sich hat, und somit kann er sich dessen mit Sicherheit bedienen: denn einige andere Sachen, die man noch zuweilen dem Essig zugesetzt findet, z. B. Weinstein, sind unschädlich. (Fortsetzung folgt.)

Die Fahrt zur Karthause. *)

November 1814.

Der Herbstwind weht durch Nebelgewölke
In kalten empfindlichen Schauern — —
„Was Henker soll ich denn Sonntag, heut,
In meinen vier Wänden vertrauern?“
So denkt der Burggraf von S — — weß,
Und ruft: „He! Hannß! zieh heraus die Kalesß
„Und spann' ein, mich leid'rs nicht zu Hause,
„Ich will und muß zur Karthause.“

Und schon sieht ihm die Perücke auf dem Kopf,
Und auf der Perücke die Mütze;
Da hält er beyhm Steuereinnehmer sich auf:
„Heraus, Herr Bruder! und sitze
„Nicht so, wie der Bär, mütterseilig allein,
„Fahr' mit zur Karthaus**), da giebt's prächtigen
„gen Wein,
„Hab' unlängst die Kost erst genommen,
„Der soll uns vortrefflich bekommen.“

Und schweren Bauches wackelt vom Stuhl
Der Herr Bruder mit kupfriger Nase,
Und greift, bevor er das Zimmer verläßt,
Nach dem freundlich winkenden Glase,
Sich zu stärken auf die morastige Bahn; ***)
Zieht die pelzgefütterten Stiefel dann an,
Und steht schon im süßen Behagen
Mit dem Herrn Confrater am Wagen.

*) Diese buchstäblich wahre Anekdote erzählte der Verfasser einigen guten Freunden an einem fröhlichen Abende, ward von ihnen zu deren portischer Verarbeitung aufgefordert, und — so entstand dieser Schwank.

**) Vor mehr, als 30 Jahren — wo dieser komische Vorfall sich ereignete — ward in dieser Karthause sehr guter Wein geschenkt.

***) In der Gegend dieses Vorfalls sind im Frühjahr und Herbst die Wege so grundlos, daß es gar nichts Seltenes ist, im Morast — stecken zu bleiben.

Vor diesem schnauben in fröhlichem Muth
Vier tüchtige Meyerhofspferde.
Pflichtschuldigst erscheint der Nachtwächter
hebt
Die Gestrengen gar sanft von der Erde,
Und kugelt sie Beß' in den Wagen; gehüllt
In Pelze, dem Sturze zu trocken, denn wir
Braubst dieser. So geht's nun vom Hau
Hot! Hot! zur frommen Karthause.

Und trotz der Pelze kommen sie halb
Gefroren an; doch die Stube
Nimmt wärmend sie auf, und sinkt kredenz
Der Refectoriumsbube
Den beyden Cumparen erquickenden Wein,
Schenkt den fleißigen Trinkern noch fleißiger
Und die lustig werdenden Schläuche
Erzählen gar drollige Streiche.

Und immer lustiger wird das Paar,
Und schwerer allmählig die Zunge;
Doch um so fleißiger schenket ein
Der Refectoriumsjunge,
Still sichernd in's Kästchen, wenn auf den Hof
Der Schädel sich schief die Perücken dreh'n,
Und von dem sinken Kredenzen
Stirn, Wangen und Nasen erglänzen.

Doch endlich wird des Guten zu viel!
Die beyden Zechbrüderchen sinken
Schwer lallend von den Stühlen herab,
Um unterm Tische zu trinken.
Allein es kann jetzt nichts mehr hinein,
Dem stärkern Schlaf muß weichen der Wein,
Und wie des Schnurbasses Dröhnen,
Fängt's an unterm Tische zu stöhnen.

Da läßt man die Unaufweckbaren auf,
Um sie auf die Kalesse zu tragen,
Doch zur Sicherheit schließt man Mützen und
Perücken in's Kästchen vom Wagen;

Dann werden die Köpfe in Tücher gepackt,
Und die Brüderchen fest an einander gesackt,
Doch läßt man — sie nicht gar zu verlieren —
Bejde tüchtig mit Stricken verschmüren.

Der Knecht, nicht viel weniger felig, als sie,
Peitscht in die scharrenden Klappen,
Und treibt die Einzignüchternen fort
Durch Nacht und Morast. Doch die toppen
Und ziehn ganz sicher, und tappen und ziehn,
Bis über den halben Weg von G — — in,
Dort bleiben, trotz Ziehen und Recken,
Sie in Czernypotoky *) stecken.

Doch der tüchtig benebelte Hanns beginnt
Zu fluchen, zu peitschen, zu schlagen — — —
Da reißen die Klappen gewaltig, und krat!
Berbricht der Reitnagel am Wagen.
Der leht're bleibt sitzen am weichen Ort,
Und mit den vordern Nädern gehts fort,
Zur Verwunderung des Knecht's so geschwinde,
Als ging es auf Flügeln der Winde.

Und vor lauter Freud' und Verwunderung entschläft
Auch der. Die erleichterten Biere
Gallopiren nun lustig fort nach Haus,
Und gerad in den Stall. An der Thüre
Wird Hanns vom Klappen heruntergestreift,
Fällt seitwärts auf Stroh, und schnarchet und pfeift,
Und läßt sich's gar wundergut schmecken,
Indeß die Gestrengen noch stecken.

Die träumen von nichts als Karthäuserweint,
Und schlürfen noch immer und nippen;
Doch endlich erwacht der Einnehmer, und stößt
Den Nachbar gar derb in die Rippen,
Und gloht mit sich wundernden Augen ihn an:
„Was Teufel, Herr Bruder! wer hat das gethan?
„Was hat mit uns ehrlichen Leuten
„Der Herenspucl zu bedeuten?“

„So viel, als ich zu besinnen mich weiß,
„So fuhren wir gestern zu Weine;
„Doch wer uns hieher spedirte, das bring'
„Ich nimmer und nimmer in's Reine.

*) Der Name des Unglücksortes.

„Wir stecken, wie ich seh', im Morast,
„Und, wie ich fühle, ersticken wir fast
„Unter Pelzen, Banden und Stricken,
„Auser Stand, von der Stelle zu rücken.“

„„Ey, was häßt — so schnarcht der Herr Bru-
der ihn an —
„„Dein Gefrag' und albern Gewunder,
„„s ist helllichter Tag, und wirket an uns
„„Sanct Benno nicht irgend ein Wunder:
„„So bleiben wir ewig stecken. Drum schrey,
„„Hanns Dampf! mit mir: Herbey! o herbey!
„„Kommt, helfet ihr christlichen Seelen!
„„Aus dem Schlamme zwey durstigen Köp-
fen.““

Und in den nahen Meyerhof dringt
Das Zettergeplärre der Beyden,
Und der Schaffer, die Knechte, die Mägde — —
das läuft
Und stürzt nach dem Orte der Leiden.
Doch wie sie nun kommen, und wie sie nun seh'n
Die beyden Gestrengen hier stecken: so seh'n
Sie vor Lachen gelähmt, und vermögen
So wenig, wie die, sich zu regen.

Doch ein Burggrassfluch bringt schnell sie zurecht,
Und gelöst sind die Fessel von Stricken,
Die gestrengen Herren auf's Erackne geschafft
Sammt Pelzen, Müß und Perücken.
Gravitätisch setzen die lehtern sie auf,
Und richten nach Hause den schweren Lauf,
Um am Knechte den Frevcl zu rächen,
Und ihm Hals und Beine zu brechen.

Doch eh' sie zu Hause gelangen, verfliegt
Der Zorn, und großmüthiglich setzen
Sie sich vor zu vergeben, und lieber reit Wein
Die längst trockenen Resten zu netzen.
Erst muß der häusliche Vorrath daran,
Dann heißt es: „Hanns, der die Dummheit
gethan,
„Reit' aus Straf' alsogleich zur Karthause,
„Und sey Mittags mit frischem zu Hause.“

K. Kg. Schneider.

Die eßbaren Schwämme. *)

(Man sehe den 3ten Jahrgang dieses Kalenders. Nr. XXVII.)

Der Schwamm gehört zur Familie, nämlich derjenigen Pflanzen, deren Befruchtungstheile nur durch Vergrößerungsgläser aufgefunden werden können, und die man Cryptogamisten nennt. Unter der großen Anzahl der jetzt bekannten Arten sind vorzüglich als Nahrungsmittel für den Menschen folgende aufgenommen worden.

A. Aus der Familie des Blätterschwammes (Agaricus L.) kennen wir an eßbaren Schwämmen

1) den Reißker-, Tännling- oder Milchschwamm (*Agaricus deliciosus*) wovon es mehrere Abarten giebt, die sich aber sämmtlich dadurch von andern Blätterschwämmen auszeichnen, daß der Stiel oder Strunk walzenförmig, und größtentheils in der Erde versteckt ist, und einen netzartigen Hut trägt, dessen Obertheil in der Jugend glatt ist, späterhin aber rauh und mit grünlichen Ringen gezeichnet wird. Die Grundfarbe der Oberfläche des Hutes wechselt nach den verschiedenen Abänderungen vom Safrangelb bis ins Braunroth. Stiel und Blätter sind mit dem Hute theils von gleicher Farbe, theils heller, theils fast weiß.

Der Saft oder die Milch bey einem eßbaren Reißker ist, wenn er frisch zerbrochen wird, heller oder dunklergelb gefärbt; und hierdurch unterscheidet er sich von den giftigen Schwämmen seiner Art, die im Bruche einen bleifarbenen oder schmutzig grauen Saft zeigen.

Der Reißker kommt vom August bis zum spätem Herbst in den Wäldern auf versteckten Nadelbaumwurzeln zum Vorschein.

Alle auf den Wurzeln der Birke wachsende Reißker, deren Hut ziegelroth oder braunroth mit ziegelrothen Streifen, und deren Stiel und Blätter weiß gefärbt sind, machen Giftschwämme aus, und es ist daher besser, in der Auswahl zu viel, als zu wenig mißtrauisch zu seyn.

Will man den gefundenen Reißker anpflanzen,

so muß man ihn in seiner Bildung, so dem Körper, worauf er wächst, behutsam abmen, und ihm an der neuen Stelle, wo er vermehren soll, dieselbe Lage geben, in der ihn gefunden hat, nämlich eine lockere, mit verfeinerten Holztheilen gemengte Dammerde, und der Nachbarschaft, so wie unter dem Schatten flüchtiger Nadelholzbäume.

Das Wachsthum aller Schwämme wird durch Wärme und Feuchtigkeit begünstigt; und um mehr muß man also bey dem Verpflanzen derselben auf eine, vor austrocknenden Winden geschützte Richtung nehmen, und bey trockener Witterung dem Begießen zu Hülfe kommen.

2) Den Brätling, Kremling oder Breitling (*Agaricus lactifluus* L.) Dies ist ein gestielter Blätterschwamm, mit einem platt ins Braune fallenden Hute, fleischfarbigen oder goldgelben Blättern, und einem walzenförmigen, starken, langen, fleischfarbigen Strunke. Der ganze Schwamm enthält einen süßen Milchsaft, der unterscheidet sich von andern Schwämmen durch seinen sehr angenehmen Geruch und Geschmack.

Eine Abart desselben, dessen Hut fast weiß ist, und nur am Ende ins Bräunliche fällt, wird der Silberbrätling genannt, und soll vorzüglich schmackhaft seyn.

Man findet jenen Schwamm in Eichen- und Birkenwäldern. Die ärmere Volksschicht schmort diese Schwämme vorher mit etwas Essig und macht dann eine saure Brühe daran, die mit Pfeffer, Knoblauch und Salz gewürzt wird.

Soll dieser Schwamm künstlich angepflanzt werden, so sind dieselben Regeln, wie bey dem vorigen zu beobachten.

3) Der Champignon, (*Agaricus campestris* L.) ist in den vornehmern Küchen eine Lieblingskost, und wird daher auch am häufigsten in Gärten gezogen. Er unterscheidet sich von den andern Schwämmen durch folgende Kennzeichen: der kurze etwas silzige Strunk ist abwärts dünner

*) Anzeiger Nr. 155. 1815.

oben, und mit vollständigen Ringen versehen. Der Hut besteht in der Jugend die Größe einer Nuß; eine weißliche glatte Oberfläche und röthliche Blätter. Bey feinerem Wachsthum wird er flach, röthlich schuppig, und am Rande zerrissen; zuletzt wird er ganz schwarz.

Das Fleisch jenes Schwammes ist in der Jugend weiß, und enthält mehr oder weniger von einem weißlichen Saft, je nachdem er mager oder fett gewachsen war. Sein Geruch ist angenehm.

Dieser Schwamm findet sich vom Julius bis zum September auf Viehtriften, in lichten Eichenwäldern, und in den Gärten auf Mistbeeten, die mit Pferdemist unterlegt sind. Er ist in ganz Deutschland einheimisch. Nach Gleditsch gibt es noch zwey andre esbare Abarten des Champignons, nämlich:

a) Der große Champignon, dessen starker und hoher Stiel mit einem breitem und dauerhaften Ringe versehen, und dessen Hut unterwärts dunkelroth ist.

b) Der Champignon mit rundem aufgesprungenen Hute, purpurothen Samenhäutchen, und einem rissigen, geringelten, am untersten Ende sehr knolligten Stiele.

Es gibt einen falschen Champignon, der mit dem guten zu gleicher Zeit und unter gleichen Umständen wächst. Dieser ist dadurch kenntlich, daß sein rund gewölbter Hut nicht, wie bey jenem, glatt, sondern schuppig ist, und durch alle seine Theile eine weiße Farbe besitzt. Bricht man ihn auseinander, so nimmt er nach kurzer Zeit auf dem Bruche eine Bleifarbe an, da im Gegenheil der gute Champignon unter diesen Umständen weiß bleibt. Er ist von giftiger Art.

Um die Champignons künstlich fortzupflanzen, müssen die Beete oder Lager von bloßem Pferdemist gemacht werden, der wenigstens zwey Fuß hoch über einander geschichtet werden muß. Kann man hierzu schon gebrauchten Mist aus den Treibeeten anwenden, so ist es um so besser; ist man aber genöthigt, frischen Pferdemist anzuwenden, so muß man die größte Hitze desselben im Beete erst verräuchen lassen, ehe man die Besamung vornehmen darf.

Die junge Brut jener Besamung des Champignons findet man zuweilen beym Ausräumen der Mistbeete, in denen der Dünger zur Dammerde übergegangen ist, in Form einer großen Menge kleiner weißer Knöpfchen.

In diesem Falle ist es hinreichend, die Erde mit dieser Brut ein Paar Zoll hoch auf die Oberfläche des in dem Beete befindlichen Mistes zu streuen, mit einer Gießkanne gehörig anzufeuchten, und das Ganze mit langem Stroh zu bedecken, unter dem sich die nöthige Wärme erzeugen kann; auch muß bey trockener Bitterung die Bedeckung von Zeit zu Zeit angefeuchtet werden, und man kann dann alle 14 Tage Champignons abnehmen.

Findet man keine Brut in den Mistbeeten, so darf man nur an den Orten, wo die Champignons wild wachsen, die Erde um die hervorstehenden Pflanzen öffnen, wo man sie in Form kleiner Knöpfchen finden wird.

Auch von den Abgängen der gereinigten Champignons, und dem Wasser, worin sie gewaschen worden sind, erzeuget sich junge Brut auf dem Beete, wenn die Champignons nur alt genug, und der Same reif gewesen, welches aber selten der Fall ist. Will man auch in Winter frische Champignons haben, so legt man sie in die in Kellern oder im Glashause angelegten Lager.

B) Aus der Familie des Lösserschwammes (*Boletus L.*) kennen wir an esbaren Schwämmen:

1) Den Steinpilz (*Boletus crassipes*, Willden.) Er besteht in einem großen fleischigen Schwamm, dessen erhaben gewölbter Hut auf der Oberfläche braunroth, glatt, und um Untertheile mit vielen beynahe wirklichen Löchern versehen ist. Der starke Stiel, so wie der Untertheil des Hutes, sind heller oder dunkler gelb gefärbt. Das zarte Fleisch bleibt unveränderlich weiß. Er erscheint nach vorhergegangnem Regen im August und September, und findet sich vorzüglich in Nadelwäldern, in denen die Oberfläche des Bodens stark mit Dammerde bedeckt ist. Er läßt sich nur in Nadelholzwäldern anbauen. Man verfährt damit ganz so, wie beym Reisker angegeben worden ist.

2) Den Kuhpilz oder Tudenpilz (*Boletus bovinus L.*). Er besteht aus einem dunkelgelben glänzenden Schwamm, dessen Untertheil citronengelb, und mit sehr zarten dicht an einander stehenden Röhren versehen ist. In seiner Form kömmt er dem vorigen fast gleich, sein Fleisch ist aber weniger weiß. Er findet sich vorzüglich in jungen Birkenwäldern, und ist nur in der Jugend esbar. Es gibt einige Abänderungen davon, die aber verdächtig sind.

3) Schweinepilz (*Boletus luteus L.*) Er

besteht einen glatten Hut, dessen Oberfläche dunkelgelb, und etwas klebrig ist; die untere Fläche ist blaßgelb, der Strunk weißgelb mit schwarzen Punkten und Strichen versehen. Er findet sich im September und Oktober häufig in schattigen Wäldern.

Man kennt auch einen giftigen Schweinpilz, der sich durch eine beträchtliche Größe und helle Farbe des Hutes, so wie durch einen dicken röthlichen Stiel vom vorigen auszeichnet.

4) Den frühzeitigen Sommerpilz. Er besteht in einem großen dunkelgelben Schwamm, mit einem sehr dicken Stiel, der, so wie der Untertheil des Hutes, eine hellgelbe Farbe besitzt. In Hinsicht der Form und der Farbe des Hutes, gibt es von diesem Schwamm mehrere Abänderungen, unter denen vorzüglich eine von weißlicher, ins Gelbe spielender Farbe des Hutes, sehr bekannt und beliebt ist. Er findet sich gegen Ende des Junius in den Nadelholzwäldern.

C. Aus der Familie des Keulenschwammes (Clavaria. L.) ist uns als essbare Art bekannt: der Korallen-Keulenschwamm auch Bocksbart oder Ziegenbart (Clavaria coralloides L.). Er besteht in einem großen Pilz von dichtem fleischigen Wesen, mit vielen ungleich getheilten Ästchen, die wieder in Ästchen vertheilt sind, und in eine Spitze auslaufen. Davon kennt man an Abänderungen:

1) den gelben Korallenschwamm. Er ist weich, fleischig und buschförmig wachsend, seine vielen Äste sind unten dick, und laufen in sehr kurzen Spitzen aus. Seine Farbe ist fast citronengelb. Er findet sich im Herbst in den Nadelwäldern, auf den flach unter der Dammerde fortlaufenden Fichtenwurzeln, und den Wachholderstrauchwurzeln.

2) Der rothe Korallenschwamm (Clavaria purpurea Gleditsch.) Es ist größer als der vorige, schön roth gefärbt, übrigens aber dem vorigen völlig gleich. Er findet sich im Herbst an den Wurzeln der Fichten und Tannen.

So lange der unter dem Namen des Bocksbartes oder Ziegenbarte bekannte Korallenschwamm noch jung ist, ist er wohlschmeckend und genussbar. Wird er aber alt, welches man an seiner dunkeln Farbe erkennt, so verliert er nicht nur den Geschmack, sondern wird auch oft der Gesundheit nachtheilig.

D. Aus der Familie des Staubschwammes (Lycoperdon), kennen wir an essbaren Arten

die Trüffel oder Erdmorchel (Lycoperdon L.)

E. Aus der Familie Aberschwamm (Phallus) kennen wir an genießbaren Arten: den essbaren Aberschwamm, den Morchelschwamm oder die Morchel (Phallus esculentus L.), von wir zwey Arten

1) die runde Morchel, und

2) die Spitzmorchel unterscheiden; indessen giebt es doch von beyden Arten noch einige Abänderungen, die in Form und Farbe abweichen.

Die Spitzmorchel, welche im Geschmack den runden vorgezogen und theurer bezahlt werden findet man gewöhnlich im May, in Nadelholzwäldern, unter allen Bäumen und Hecken, besonders aber an solchen Stellen, wo ehemals Kohlenmengestanden haben.

Die Morchelsammler machen daher auch öfters Feuer in den Wäldern an, damit die Morcheln der übrig bleibenden Asche häufiger wachsen; welches aber, weil oft Waldbrände dadurch entstehen können, nicht zu gestatten ist. Die Morcheln werden nach dem Einsammeln an Fäden angetrocknet, und in der Luft getrocknet. Die Morcheln sind unter allen Schwämmen am wenigsten der Gesundheit nachtheilig. Dieses, so wie ihr angenehmer Geruch und Geschmack, geben ihnen vor allen übrigen einen großen Werth.

Frügliches Kennzeichen giftiger Schwämme.

Viele stehen in dem Wahne, daß man durch eine mitgekochte Zwiebel erkennen könne, ob Schwämme giftig sind. In diesem Falle nämlich verändert die Zwiebel ihre Farbe und würde schwarz. Das ist aber sehr falsch. Denn die Schwämme können giftig seyn, und doch bleibt die Zwiebel weiß. Sie kann aber auch aus andern Ursachen schwarz werden, und die Schwämme brauchen deshalb doch nicht giftig zu seyn.

Merkwürdiger Champignon.

Am 17ten August 1815 wurde bey Mengersdorf, einem Pfarrdorse, Landgerichts Bairuth im Mainkreise, ein weißer glatter Champignon (Agaricus arvensis) von einer ungewöhnlichen Größe, ein und ein halbes Pf. bahr. Gewichts schwer, an einem

Selbe gefunden. Der Durchmesser des, gleich dem größten Keller gefalteten, Huts, betrug über 12 Zoll, und der Stiel war nicht, wie gewöhnlich, hoch, sondern kurz und dick. Ungeachtet des seit einiger Zeit häufig gefallenen Regens, der seine natürliche Größe mag veranlaßt haben, enthielt sein volles, noch ganz frisches Fleisch eine große Quantität kräftigen, nicht wässerigen, und sehr schmackhaften Safts, der Jedem, der davon kostete, behagte. Professor Hofmann, in seinem Werke: Nomenclator fungorum, und andere Naturforscher mehr, würrathen den Genuß dieses Schwammes aus vie-

len Gründen; durch den großen Theil, den Einsender dieses absichtlich davon genossen hat, ohne die geringste widernatürliche Wirkung davon zu empfinden, ist er aber von seiner Unschädlichkeit eben so vollkommen überzeugt worden, als der um die Naturgeschichte der Schwämme so sehr verdiente, leider zu früh verstorbene Pfarrer, Herr Mag. Ellrodt zu Baireuth, durch seine Versuche, die er, nach seiner 1800 herausgegebenen Schamponoma, mehrfältig darüber angestellt hat.

Braunob, Pfarrer.

XV.

Der Hirt, der sein gefundenes Schäfchen auf dem Rücken heimträgt.

Ihr Schäfchen auf, die Nacht bricht an;
Aus finstern Dunkel
Hör' ich des Wolfes hungrig Bellen.
Ihr Schäfchen auf, die Nacht bricht an!

Der Schäfer ruft, auf lauter Flöte
Des Abends bange Sorge singt;
Die Lämmer hörens, blöckend
Ein jedes zu dem Hirten springt.

Und wie der Schäfer auf und ab
Die lieben Lämmchen zählet:
Sucht er vergebens nach Laminen,
Ein Schäfchen jung und weißgewölft.

Er ruft und stötet, daß die Stimme
Wehmüth'ge Echo wiedergeben;
Und kummervoll führt' er die Schaar
Zur Hürde in die sichere Ruh;

Dann nimmt er seinen Hütcherstab,
Kein Raß ihm wohl Lamine läßt;
Nacht ist's, und Stürme um ihn blasen,
Und vieler Regen auf ihn fällt; —

Die Lieb' ist stärker, als der Sturm,
Die Lieb' ist stärker, als der Regen; —
Der Hirte klagt nicht über Sturm und Regen,
Nur nach Laminen seufzet er.

Er steigt auf Höhn, die weiten Thäler
Tief hinter sich, und ruft: Lamina! —
Er klimmt hinunter in das Thal,
Und ruft: Lamina! —

Aus einem tiefen Erdentriß
Hört er wehklagend eine Stimme;
O Freude hoch, Lamina's Stimme.
Er steigt mühsam in den schwarzen Grund;

Und drückt's an seine banggepreßte Brust,
Sie wird ihm leicht, und Sonne füllet sie.
Lamina nimmt er dann auf seinen Rücken,
Und weint, noch singend, Freudenthränen

Das seligste der Feste,
Das Fest der Wiederkehr
Berlerner Lieben, jubelte
Dem Abend frohe Lust.

Seltame Gefangennehmung des in der Kopidlner Gegend vor dreyßig Jahren berüchtigten Räubers Johann Weiß.

Wahre Geschichte. Von Franz Moysius Wacek.

„Rende giusto il tradimento
Chi punisce un traditor.“

Metastasio. —

Seltamer und mitunter abenteuerlicher Mittel mußte man sich bedienen, um manchen Räuber und Banditen in die Gewalt zu bekommen, der Jahre lang sein Unwesen trieb, und dessen Raub- und Mordsucht ganze Provinzen mit Schrecken erfüllte. —

Auf ähnliche Weise ergriff man den vor 30 Jahren in der Kopidlner Gegend berüchtigten Räuber Weiß, und überlieferte ihn der strafenden Gerechtigkeit.

Seine Gefangennehmung verdient eben ihrer in's Romanhafte gehenden Sonderbarkeit wegen bekannt zu werden; „denn das Romantische in der wahren Geschichte ist, wie mein mir unvergeßlicher Lehrer A. S. Meißner, irgendwo in seinen Skizzen sagt, noch einmal so viel werth, als der ganz erdichtete Roman.“ —

I.

Zwischen den Dörfern Bidowik und Biechar, Kopidlner Herrschaft, stehen sieben Baracken, die den Namen von ihrer Gegend: Na Dbeziňach führen a); die man aber ehemals, weil einige ihrer Besitzer berüchtigte Diebe gewesen, nicht anders, als bey den sieben Dieben benannte. —

Hier in dieser kleinen Ansiedlung hatte auch der Räuber Johann Weiß seine Behausung. Von seiner Jugendgeschichte ist wenig bekannt; aber, wie der Erfolg zeigt, Verwahrlosung und Verwilderung müssen vorgewaltet haben; so wie sehr mannbareß Alter Geschlossenheit auszeichnete. Pflichten kannte

er nicht, weder gegen seine Landesregierung, noch seine Grundobrigkeit, oder sonstige Vorgesetzte; ein kalisches Gefühl im geselligen Umgange war ihm fremd. Bürgerliche Lebensordnung war in seiner Augen ein Urding. Er war beweibt; aber seine eheliche Liebe und Treue waren ihm nicht heilig. Doch waren zwey Mädchen, Anna und Trocisca, die Frucht seiner Ehe. — Sein Körperbau war stark, nervicht, kolossalisch; sein Geist schlossen, feck, verschmigt, tückisch, dabey aber glühend bisch und grausam. —

Früh fing er an, Dieberey zu treiben; lernte den Bauern in der ganzen umliegenden Gegend die Kammern, räumte ihre Stallungen aus, entledigte die Reisenden ihrer Felleisen, und that Bösewicht seltener Art, blieb er doch lange ungerichtet, und somit unverfolgt von der Nemesis des abfösendem Arme. Endlich schöpfte man gegen ihn den gegründeten Verdacht; untersuchte einmal, als er abwesend war, seine Behausung; fand darin mehrere unterirdische Höhlen, die mit geraubten Sachen angefüllt waren; fand mehrere geladene Gewehre, und andere Mordwerkzeuge; lud dieß alles auf sechs Wagen, und fuhr damit zum Kopidlner Gericht.

Der verstorbene Richter von Biechar, Melwidel, ward mit noch sechs Soldaten vom Regiment Gemmingen a), wovon eben eine Compagnie zu Kopidlno lag, ämtlich beauftragt, diese Untersuchung, und zwar an einem Sonntag vorzunehmen, als der Räuber Weiß eben zur

a) Eigentlich sind diese Baracken ein Antheil des Dorfes Biechar, unter dessen Gerichtsbarkeit sie auch gehören. —

a) Dieses Regiment, das zu der Zeit im Bidowik war, ward im Kreis Lantonnirt, führte hierauf den Namen Fürst Rohan; jetzt heißt es Graf Sinlay, und Lantonnirt im Königgräzer Kreise.

he nach Kopidlno gegangen war. Auf dem Rückwege besuchte dieser den Richter von Biechar, der zu der Zeit eben mit der Untersuchung seiner Raubhohle beschäftigt war. — Der blinde Vater des Richters, so wie er den verdächtigen Menschen bey sich anwesend merkte, suchte ihn mit allerley Gesprächen zu halten, traf aber auch zugleich in aller Stille Anstalt, daß ein reisender Bothe seinem Sohne die Anwesenheit des Weiß in seinem Hause anzeigen, und ihn auffordern sollte, sogleich zurückzukehren, um sich seiner zu bemächtigen. — Dieß geschah. Auf einmal erblickte der Räuber, hinter dem Fische stehend, die Soldaten, an ihrer Spitze den Richter; fluchte, und sagte etwas betreten: „Ich vermute etwas Urges.“ Die Soldaten stürzten zur Thüre hinein. „Ha, Schurke!“ ruft ihr Anführer, „haben wir dich!“ „Nur gemacht!“ erwiderte dieser trotzig, „der Baum ist wohl noch nicht angewachsen, auf den ihr mich so gerne aufhängen möchtet.“ — Sofort wurde er ergriffen, und nach Kopidlno zum Gerichte geführt. Ein Soldat von der Eskorte trug nebst dem Feinigen noch ein geladenes Gewehr des Räubers, das er aus seiner Baracke mitgenommen. Dieser ließ ihm zwey Ducaten an, wenn er mit ihm auf eine kleine Weite in seine Behausung zurückkehren, und ihn daselbst sein Gewehr loschießen lassen wollte. Die Forderung ward dem Ganner natürlich abgeschlagen. Als er bey dem Kopidlner Ditzgerichte befragt wurde, was er mit dem Schusse beabsichtigt habe, gab er lock zur Antwort: „Meinem Nachbar, dem Barackner Ribarz, hätte ich gerne eine Kugel durch den Schädel gejagt; denn nur er kann es sehn, der mich angeklagt hat; nur er, mein Hauptfeind, der mich schon öfters in's Gesicht einen Dieb geschossen.“ — Von Kopidlno wurde er nach Gitschin zum Kriminalgericht eingeliefert, und ins Zuchthaus gesperrt.

Aber Weiß fand Mittel zu entfliehen, und die verderblichen Folgen seiner Flucht spürte man sofort in der ganzen Kopidlner Gegend. — Fast keine Nacht, wo nicht von ihm Einbrüche in Häuser, und schreckliche Raubereyen verübt wurden. Hier vermißte einer sein Vieh; dort ein anderer seine Geldbarschaft; dem dritten wurde seine sonstige Habe geraubt. Mit unaufhörlichen Klagen über geraubtes Vieh, Geld und andere Habe wurde das

Kopidlner Wirthschaftsamt bestürmt. a) Dieses kehrte Alles vor, um des Bösewichtes wieder habhaft zu werden; ließ oftmals seine Hütte in der Nacht überfallen, und Alles durchsuchen; aber immer unsonst. Des Morgens erscholl dafür wieder Jammergeschrey über neuen von ihm verübten Raub.

Endlich ward er doch wieder ergriffen, in das Prager Zuchthaus gesperrt, und streng bewacht; aber — in kurzer Zeit entfloh er abermals. Seine Missethaten eilten dem Ruse, — er sey entflohen, — wieder zuvor; neue Furcht, neues Schrecken erfüllte die ganze Kopidlner Gegend.

In dem Städtchen Kopidlno ward man genöthigt, jede Nacht von mehreren Bürgern die Hunde halten zu lassen, und trotz dem wurden Häuser geplündert. Ein Gleiches geschah in dem Dorfe Biechar, gegen welches der Ganner vorzüglich seine Rache gerichtet hatte.

Das Uebel ward noch ärger durch den Aberglauben des Pöbels, der in diesem Manne, den keine Fesseln, keine unterirdischen Kerker festhalten konnten, einen Schwarzkünstler erblickte, und ihn nun wie den leibhaftigen Teufel fürchtete. Seiner Baracke wich man von weiten aus; begegnete ihm Jemand, ergriff er vor ihm die Flucht, und schon deshalb, daß sich der Räuber nie anders, als gut bewaffnet zeigte, machte er Jeden vor sich zittern. Wer die Eigenheiten des lieben böhmischen Volkes aus jener Zeit kennet, den wird seine große Empfindlichkeit für einen Wahn dieser Art nicht befremden. So wie also ähnliche Gerüchte von dem Räuber in Umlauf kamen, fanden sie auch Glauben; der einfältige gemeine Haufen ließ sich von ihnen berücken. Ein Volkswahn, von welcher Gattung er immer seyn mag, gleicht einer Lavine: Je weiter diese sich fortwälzt, um so größer und furchtbarer wird sie; durch je mehrere Zungen jener sich fortwälzt, um so lügenhafter und abgeschmackter wird er.

Nun sprach man von den wunderbaren Metamorphosen, die dieser Schwarzkünstler mit seinem Ich zu bewirken verstehe; schüchtern sprach man von der großen Zaubermacht, in deren Besitze er sey, und mit ihr Jedermann zu bannen oder fest zu ma-

a) Die Direction desselben führte damals Herr J. Böhm.

chen vermöge. Nicht einmal, hieß es, gingen Menschen vor seinen Fenstern vorbei, sahen ihn bey'm Tische sitzen, und als sie plötzlich in sein Zimmer traten, fanden sie ihn in einen Waschtrog, oder ein anderes Zimmergeräthe verwandelt. Als er dem Bauer Hronel aus Biechar einen Schaf gestohlen, ihn auf ein Feld trieb, und tief in die Nacht hinein abhäutete, waren in der Nähe einige Hirten zugegen; aber fest machte sie der Bauer, daß sie wie angewurzelt standen, und keinen Laut von sich zu geben vermochten. — Ein anderesmal machte er einem Bauer in Slatin einen nächtlichen Besuch a), entführte ihm aus seinem Stalle seine vier schönen Kofse, und doch waren dessen zwey Knechte gegenwärtig, und, o des Wunders! beyde in eben der Stunde ganz wach; aber beyde vermochten nicht, auch nur mit einem Gliede ihres Körpers sich zu rühren; selbst die zwey Hofhunde, — sonst so wüthige, furchtbare Beller, — selbst diese verstummten. Auch sey es vergebens, hieß es weiter, nach diesem Frevler zu schießen; er trage auf seiner Brust ein Zauberbüchlein, welches mache, daß eine jede Kugel von ihm sonder allen Schaden abprallen müsse.

Ich lächelte, als mir ein schon betagter Mann, der unsern Gauner sehr genau kannte, das hier Gesagte erzählte. Er glaubte, und nicht mit Unrecht, durch dieß mein Lächeln sich einer großen Leichtgläubigkeit beschuldiget. Hoch betheuerte er hierauf, daß er wahr rede, und flügte im feyerlichen Tone hinzu: „Ich möchte es nur glauben, der Mann „sey gewiß ein Zauberer ohne Gleichen gewesen.“ Dieser sein Ernst bey einer so komischen Sache, machte, daß ich laut auflacht, aber eben dadurch bewirkte, daß mein Referent seine Erzählung auf einmal abbrach.

Solche Vorstellungen machte sich das aberwüthige Volk von unserm Gauner; der schlaue Bösewicht wußte es wohl, und freuete sich darob. In dem Aberglauben des Pöbels fand er seine schändliche Lebensweise gesichert; je mehr sich dieser vor ihm fürchtete, um so ungeförter konnte er sein Unwesen treiben; unangetastet und mit immer größerer Kühnheit setzte er auch seine räuberische Lebensart fort.

a) Ein Dorf auf der gräflichen Herrschaft Giczinowes, wo er diesen Diebstahl verübte; auf den Rossen über die Gränze nach Schlesien ritt, und sie dort verkaufte.

Eben zu der Zeit, als sich das Gerücht zu diesem Unwesen immer weiter ausbreitete; als die herberückte Plebejer auch die gewöhnlichen Dürren dieses Mannes recht abentheuerlich darzustellen, und dadurch noch mehrere zu berücken sich bemüht, zu dieser Zeit lag in dem Städtchen Kopylow eine Compagnie von dem Regimente Semogin, und in diesem befand sich ein wohlgestalteter, pfiffiger, durchtriebener, dabey aber biederer meiner, Niklas genannt a), der mit Unrecht von den Anthaten des Gauners Weiß hörte, dem es nicht recht in den Kopf ging, daß man dieses Frevlers nicht auf irgend eine listige oder walthätige Weise sollte bzmächtigen können. faßte daher den kühnen Entschluß, dieß selbst koste was es wolle, zu versuchen. Er verließ auf seine Klugheit und seinen so oft vor dem Feind erprobten Heldennuth; er stärkte sich durch frudrige Hoffnung, die ganze Gegend auf ihm von diesem Bösewichte zu befreien. Geheim hielt jedoch sein Vorhaben; auch nicht einem von seinen Vertrauten ließ er es merken. — Zwar war das Gefährliche seines Unternehmens bekannt; wußte, daß er es mit keinem gemeinen Bösewicht zu thun bekam; wußte, daß sein Leben dabey dem Spiele stand; aber er war ein versuchter Krieger, in seinem Busen schlug ein muthiges Herz, das noch nie vor einer Gefahr erbebte; also wagemuth und mit wackerer Seele gieng er aus.

Am einem schönen warmen Sommerabend fügte er sich allein, und nur mit einem Seitenwehre bewaffnet, nach Diczina, dem Wohnort des Räubers. Die Nacht war mondenhell; der Weg führte durch anmuthige, lieblich duftende Wälder. Als er die Anhöhe bey der Scholnic Kapelle erreichte, blickte er rings herum in die schöne, von milbem Sternenglanze und blaßem Mondenschimmer sanft erleuchtete Gegend. An der nahme Empfindungen erfüllten sein Herz. Wie aber nach dem Orte hinblickte, welchen der Räuber durch seinen Aufenthalt eatehrte, ergrißen ihn schmerzliche Gefühle bey dem Gedanken: Nur ein schlechter Mensch verunstaltete, entwehte diese herrliche Natur! In diese Betrachtungen vertieft, langt er in Diczina an, wo sich des Gauners Behausung zeigen, tritt in sie

a) Unsere Böbmen nannten ihn nach ihrem Dialekt Mikulassek.

nicht zu Allem bereit; findet aber darin nur dessen Weib. Diese stuzte, als sie den Kriegsmann ansichtig wurde. „Meine Erscheinung, liebes Weib,“ sagte dieser in einem sanften, freundlichen Tone zu ihr, „wird euch ein wenig befremden; aber fürchtet nichts. Gewiß ist noch Niemand bey euch in besser und friedlicherer Absicht erschienen.“ —

Sie. (Verlegen und voll Erwartung.) Was ist euer Begehren? Herr Soldat! —

Er. Sagt mir zuvor: Ist euer Mann zu Hause?

Sie. (Starrt ihn an; ihre Verlegenheit wird größer.) Nein. Er ist ja nicht hier. Ach! ich unglückliches Weib! Er sitzt ja schon seit Monden im Gefängniß zu Prag.

Er. Ich sagte schon, liebe Frau! daß mich eine gute Absicht zu euch führt. Ich weiß, daß euer Mann da ist; weiß, daß er von der Freybeutezeyer lebt; weiß, wie hart man ihm und Euch mitspielt, und wie sehr man ihm an die Haut geht. — Aber wissen sollet ihr: auch ich verstehe mich auf diese freye Kunst, die euer Mann treibt; auch ich thue mir schon einige Jahre güttlich mit ihr, und hoffe es noch fernerhin zu thun. Eben darum wünsche ich mich von der Plackerey des Soldatenstandes befreit zu sehen; und hiezu, liebe Frau! (sanft und einschmeichelnd) könnt ihr mir verhelfen.

Sie. Ich? (Erstaunt und zweifelnd)

Er. Ja! Ihr und euer Mann, wenn ihr mich unter euer Dach aufnehmt. Dieß, dächte ich, müßte euch beyden recht willkommen seyn. Ein Mann, der das Herz am rechten Flecke hat, der schon in der Welt so viel versucht, so viel erfahren, könnte euch wohl mit Rath und That beystehen, würde wohl allen denen, die uns an die Haut wollten, ein verzweifelt schweres Spiel machen. Drum seyd offenherzig: Ist euer Mann zu Hause?

Sie. (Durch den aufrichtigen, traulichen Ton des Sprechers verhört, brach ganz unwillkürlich in die wehmüthigen Worte aus:) Ja wohl! Herr Soldat! Ich und mein Mann sind recht übel daran. Unablässig und von allen Seiten werden wir verfolgt.

Unser Kriegsmann wußte sich so gut zu benehmen, daß er alle Furcht und Bedenklichkeit der Frau allmählig beschwichtigte, und sie, durch seine Wohlredendheit berückt, aus freyen Stücken endlich gestand, daß ihr Mann sie wirklich öfters heimjuche; jetzt aber sey er in Gesajäften ausgegangen, und werde

hoffentlich des andern Tages Nachts bey ihr wieder einsprechen.

Ja durch seine Zutraulichkeit entlockte er ihr auch noch manches andere Geheimniß, das, nachdem er es erfahren, seinen Plan sehr befördern konnte.

Er erfuhr, daß ihr Mann, ohngeachtet man ihm sehr auf den Leib gehe, doch nicht sobald zu haben seyn dürfte; denn er verstehe sich auf so manche geheime Kunst, die den Häschern ihren Fang, gerade wenn sie ihn zu haben glaubten, immer vereitle. Unser Kriegsmann baute seinen Plan gerade auf diese Artzerey.

Ha! sagte er nun in freudigem Tone; was wird euer Mann erst sagen, wenn ich ihn noch so Manches lehren werde, woben ihm gewiß sein Verstand stille stehen bleibt. Darum, — darum vorzüglich wünsche ich sein Bundesgenosse zu werden. Unangefochten werden wir dann unsere Freykunst ausüben; vergnügt werden wir leben, und dabey die ganze Welt auslachen.

Hiedurch reizte er die weibliche Neugierde; die liebe Frau wünschte recht bald vom Niklas ein Zauberstückchen zu sehen, und bekannte nun zu wiederhottenmalen: „Ihr Mann werde ganz gewiß morgen Nachts bey ihr erscheinen.“ Dabey entfiel ihr so ganz unwillkürlich der Wunsch: Unser Kriegsmann möchte sich, falls es ihm möglich ist, ja auch einfinden, um mit ihrem Manne das Weitzere zu verabreden.

Niklas sagte es zu; und weil er wohl merkte, daß er dieser Frau nicht gleichgültig sey, ersuchte er sie, ihren Mann für seine Wünsche recht geneigt zu machen; als ein Glied ihrer Familie, — sehte er mit der Miene eines Liebhabers hinzu — werde er wohl öfters Gelegenheit haben, ihr diesen Liebesdienst zu vergelten. Dabey drückte er ihr recht innig die Hand, sagte ihr das Lebewohl, und schied von hinnen.

Auf dem Heimwege überdachte der Kriegsmann, was für eine gute Wendung sein Geschäft genommen habe. Durch die Frau durfte er hoffen, den Mann zu regieren.

Marzenka — so hieß das Weib — die das für eine junge Frau harte Loos traf, ganze Wochen einsam und verlassen in ihrer Hütte leben zu müssen; denn ihres Mannes Raubwanderungen dauerten oft mehrere Wochen; — die außer dem das Unglück hatte, an ihm einen unfreundlichen, harten Ehemann zu haben; Marzenka meinte, ein so ni-

stiger und artiger Mann, wie Niklas, wäre als Bundesgenosse ihres Mannes eben nicht zu verwerfen. Ihr geheimer Wunsch, daß er's recht bald werden möge, ward so lebhaft, daß sie sich vornahm, für dessen Erfüllung ihr Möglichstes zu thun.

II.

Des andern Tages spät Abends fand sich ihr Mann, wie gesagt, ein, mit schwerer Beute beladen, zugleich aber von ihrer Last gänzlich ermattet. Noch nie empfing ihn sein Weib mit solcher Zärtlichkeit, wie heute; sie schilderte die unaussprechliche Sehnsucht, mit der sie ihm entgegen geharret; und hastig trug sie alle Erfrischungen zusammen, um ihn für sein heißes Tageswerk, und für seine Liebe gegen sie, wie sie sagte, zu belohnen. —

Der Mann, dessen Gesicht sich selten aufheiterte, saß heute wohlgemuth bey seiner Tafel; er überrechnete nämlich mit Herzenslust die reiche Beute, die er nach Hause gebracht. — Diesen günstigen Augenblick glaubte die schlaue Frau benützen zu müssen, dem Herrn Gemahl zu eröffnen, mit was für einem Besuche sie am verschlossenen Abend beehret worden. So klüglich sie aber auch ihr Anliegen anzubringen suchte, konnte sie doch nicht verhindern, daß dieser, bey dem Namen Soldat, nicht sofort mit furchtbarem Ungestümm aufubr, und zornig ausrief: „Ha, Tod und Hölle! Ich bin verrathen! Bin verloren! Was wollte der Weisrock? Sprich! Was wollte er?“ —

„Daß du doch gleich so entsezlich aufbrausest, Lieber Mann!“ erwiderte sie sanft und bestürzt, — „Höre mich doch nur ein wenig gelassen an, und dann urtheile davon, was dir gut dünkt.“ —

Nicht so leicht war aber die Wuth dieses Jähzornigen zu stillen; noch geraume Weile hallte das Zimmer von schrecklichen Flüchen wieder, bis er endlich dann doch zu seiner Frau sich wandte, und sprach: „Rebe! Erzähle! Was wollte der Weisrock?“ — Die Frau both jetzt alle weibliche Kunst auf, und sprach: „Als ich am gestrigen Abend in Schwermuth da saße, und mich kümmerere, wie es dir, mein Lieber! ergehe, tritt ein guter, freundlicher Mann, schier deines Alters herein; der Rock verrieth seinen Stand; sonst hätte niemand einen Soldaten in ihm vermuthet, so ganz absehbend gegen die sonstige Sitte dieser Herren war sein Benehmen. Kummer saß in seinem Gesichte; ein schwe-

res Anliegen, — man merkte es deutlich — lastet auf seinem Herzen. — Kaum begann er zu reden, als er bitter über seinen Stand klagte, und den Wunsch, daraus erlöset zu werden, deutlich verrieth. — Von dir habe er gehört, daß du ein recht wackerer Mann sehest; — (Wie freute ich mich, dieses Lob aus seinem Munde zu hören!) — und daß er den nämlichen Nahrungserwerb treibet, wie du; — „Wie ich?“ — Sprang ihr dieser in die Rede; — „Ja, Geliebter! wie du; eben darum wünschte er nichts so sehr, als mit dir in Verbindung zu treten.“ — Du kennst deine Lage, mein Lieber! wenn je, so bedürftest du jetzt eines Bundesgenossen, der dir Schutz und Hilfe gewähre.

Täglich zittere ich für dein Leben; täglich schreck ich dem schrecklichen Lose entgegen, mich und meine zwey Kleinen wieder allen Drangsalen preisgegeben zu sehen, wenn man dich zum drittenmal ergreifen sollte. (Eine Pause. — Die Frau läßt reichliche Thränen fließen; der Mann starrt sie an und schweigt.) „Ich bitte, beschwöre dich, sey auf deine Sicherheit bedacht; verbinde dich mit einem wackeren Manne, der, so wie du ihn in deinen Bund annimmst, den Kaiserdienst sogleich verläßt, und als ein versuchter Krieger dein bester Helfer und Beschützer seyn wird.“ —

„Ja, ja Plauderin! Trau ihm der Teufel!“ — „Du wirst doch, wenn du Unrath wittern solltest, wieder einen Einzelnen dich zu sichern wissen?“ — erwiderte diese: „— aber diesmal wird es gewiß unnöthig seyn.“ —

„Wenn mir aber recht ist, ist die Zeit schon da, um die er heute zu kommen versprach.“ — So wie der Räuber dieß hörte; hobte er sich hastig von seinem Sitze, greift nach einem geladenen Gewehr und begibt sich einen Steinwurf weit vor seine Thürte, gerade wo der Weg von Kupidino nach Diczina führt. — Nur einige Minuten verweilt er hier, als er schon den Kriegsmann Niklas kommen sieht. —

Die Nacht war heiter; der Mond warf seinen milden Silberglanz auf die ganze, unter ihm sanft ruhende Erde. Überall eine schauerliche Grabesstille; nur krächzte in der Nähe ein Rabe. — Der Gauner, dem Kriegsmanne nicht trauend, nimmt eine wehrhafte Stellung, spannt den Hahn, und ihn in gehöriger Nähe erblickend, ruft er laut zu: „Was suchst du so tief in der Nacht diesem Orte?“ —

Niklas. (Bleibt stehen, und frägt ernst und unerschrocken) Sage mir, bist du der Freybeuter Weiß?

Weiß. Seltsame Frage! — Ich bins. —

Niklas. Wenn du der wackere Mann bist, für den ich dich halte, wird dir, hoffe ich, meine Gegenwart recht willkommen seyn. Darf ich mit dir in deine Baracke?

Weiß. Nur wehrlos darfst du dich mir nahen. Wirf dein Seitengewehr hinweg. —

Niklas. Mein Vorhaben ist friedlich; ich bedarf dazu keine Waffe, da ist sie. (Wirft sie ihm hin.)

„Setz gehe voran, sprach der Räuber, ich werde folgen.“ Als sie in der Hütte angelangt waren, verrammelte der Gauner die Hausthür, und verschließt auch jene der Stube.“ Sprich! sagte er nun zum Niklas, was ist dein Begehren?

Niklas. Erlaube mir die Frage: Hast du mit deinem Weibe von meinem gestrigen Besuche gesprochen? —

„Ja!“ fiel ihm diese hastig und mit sichtlicher Freude in die Rede: — „Treu und wahr erzählte ich ihm Alles.“ —

Wohlan! so wirst du auch wissen, was mein Begehren sey. Ubersatt bin ich des elenden militärischen Lebens, — sehne mich nach Befreyung von dieser Plazerey; hiezu brauche ich deine Hülfe, und die Hülfe deiner braven Frau. Finde ich Schutz in eurer Hütte, führe ich mit eurer Unterstützung mein Vorhaben aus; dann mache ich mit dir wackerer Mann! gemeinschaftliche Sache; deine freye Kunst, die auch ich schon einige Jahre treibe, werde ich dann im Bunde mit dir um so besser treiben können. Einer wird den andern schützen; einer dem andern helfen.

Weiß. Du wirst mir vergeben, wenn ich dir sage, daß ich zu Leuten deines Standes eben kein großes Zutrauen habe. —

Niklas. Glaub's gerne. Der Soldat legt es auch bey euch Leuten nicht darauf an, um sich euer Zutrauen, eure Liebe zu verdienen. Ungeflimm, lieblos behandelt er euch. Wenn aber ein Mann, der dir in Allem, bis auf diesen weißen Rock gleich ist, — wenn er ungewungen und treuherzig seine Freundschaft und Hülfe dir anbietet; wenn er nach nichts sehnlicher verlangt, als die innigste Vereinigung möge zwischen dir und ihm stattfinden: verdient er wohl dieses Mißtrauen? —

Weiß. (Sieht ihn bedeutend an und schweigt.)

Niklas. Zudem kenne ich deine gefährliche Lage; weiß es, daß du dich nicht ferner zu halten vermagst, wenn du nicht von einem tapferen Bundesgenossen unterstützt wirst. Man verfolgt bereits wieder jede deiner Spuren; fürchterliche Anstalten werden getroffen, um deiner habhaft zu werden: ist wohl also ein Mann meiner Art, der sich dir zum Mitgenossen freywillig anträgt, so schlechtweg zu verwerfen?

Weiß. Wenn ich auch voraussetze, daß Alles, was du hier vorbringst, seine Richtigkeit habe, sagen muß ich es doch: Wäret ihr Soldaten nicht, das Unglück meiner ersten Gefangennehmung hätte mich wahrscheinlich nicht getroffen. So sehe ich also in jedem Kriegsmanne nichts als einen Häscher.

Niklas. Auch das ist mir bekannt, daß dich meine Kriegskameraden fest nahmen: aber eben dies beweist nur, daß du, guter Freund! in deiner Kunst noch nicht ausgelernt hast. Sieh! ich bin Soldat; aber glaube ja nicht, daß ich mich bisher nur mit meinem Commisbrod begnügte. Nein! lange Jahre treibe ich die Freybeuterey wie du, und verführe dadurch mein Daseyn. Eben darum ist aber auch mein Leben schon in die größten Gefahren gerathen; öfters ward ich von Häschern gänzlich umrungen; jeder andere, denn ich, hätte keine Rettung gefunden; — man schoß nach mir, ja man ergriff mich sogar: und doch, was ist mir Leids geschehen? (Pacht recht laut auf) Ja, Freund! kennen muß man's; machen muß man, daß in so einem Falle alle die Handlanger, die uns an die Haut wollen, wie Steine erstarren; machen muß man, daß ihnen alle Bewehre versagen, ja, wenn's Noth thut, vor ihren Augen muß man plötzlich verschwinden. —

Der Räuber konnte über das, was er jetzt hörte, seine große Freude so wenig, als sein Erstaunen bergen; man las es in seinem Gesichte. Er mochte nun denken: Wie herrlich! Immer stehlen, rauben, Häuser und Menschen plündern, — immer wohlleben und dabey nie erhascht werden! — Dieß ist ohnehin das Alpha und Omega der Glückseligkeitslehre eines Banditen. —

Der scharfsinnige Kriegsmann merkte wohl, was in seinem Inneren vorging, und konnte nun um so zuversichtlicher hoffen: Die ausgesteckte Leimrute werde den Simpel schon fassen. —

Nach einer kleinen Pause nahm der Gauner das Wort, und sprach: „Was du hier vorbringst, ist wohl leichter gesagt, denn gethan. Die Ausführung möchte ich sehen.“

Niklas. Sollst sie auch sehen, und du vornehmlich, weil du, wie ich wohl weiß, auch kein alltäglicher Mensch bist, dich auch auf manche geheime Kunst sehr wohl verstehst. Ein allgemeiner Ruf bewährt es von dir, und davon zeigt auch selbst die Natur der Sache; denn wie könntest du sonst mitten unter deinen Feinden und Verfolgern deine Freyberey so unangefochten ausüben. —

Weiß. (Den diese Zumuthung ungemein freute.) Wir wollen unsere Geheimnisse einer dem andern vertrauen, wenn die That deinen Worten entspricht.

Niklas. Meine Proben mache ich, wenn's dir beliebt, gleich morgen; gleich morgen weihe ich dich in meine Kunst ein.

Weiß. Morgen ist es nicht thunlich; unaufschiebliche Geschäfte rufen mich auf einige Tage vom Hause. (Jeder mag denken, was das für Geschäfte gewesen.) So wie ich aber heimkehre, wird es dir durch mein Weib angekündigt werden.

Marzenka, ganz außer sich vor Freude über die schöne Eintracht zwischen den Männern, versprach unaufgefordert, ihm pünktlich sogleich Nachricht zu geben.

Niklas. Aber Freund! hast du auch Muth genug, um die strenge Probe zu bestehen, die die Einweisung in meine Kunst heischt?

Weiß. Um Muth zu haben, glaube ich, braucht man eben nicht Soldat zu seyn.

Niklas. Nicht umsonst frage ich. Die Vorbereitung ist schrecklich; schon Manchen schreckte sie auch ab, und kam ihm dann sehr hoch zu stehen.

Weiß. Hast du sie bestanden, werde wohl auch ich sie bestehen.

Niklas. (Im feyerlich-ernsten Tone.) Also soll ich ihn nennen, — Ihn, den Mächtigen, mit dessen Hülfen man nur die großen Dinge, die ich dich lehren will, ausüben kann, und mit dem man, um sie ausüben zu können, zuvor einen unauslösllichen Bund abschließen muß.

Weiß. (Sehr betroffen, aber sich wieder fassend.) Nenne ihn immerhin!

Niklas. Wohlan! So höre; — zittre nicht. Es ist Belzebub der Hölle geistler oberster Fürst.

Weiß. (Erblaßt und verstummt, seine Frau fährt vor Schrecken zusammen.)

Niklas. Ha! dacht' ich's doch, es werde deinen Heldenmuth brechen. So geht es dem Knechten, dem Lehrling; jedoch, willst du Meister werden, (mit Spott und ihn auf die Achsel klopfend) so mußt dich ermannen; zu großen Dingen taugt keine Memme.

Durch den spöttelnden, schneidenden Ton der Rede des Kriegermannes kam dem Gauner wieder die Besinnung zurück; und nun erinnerte er sich schon mehrmalen von solchen Menschen, die mit dem Teufel im Bündnisse stehen, und mit seiner Hülfen die wunderbarsten Dinge verrichten, gehört zu haben; voller Verwunderung, daß solch ein Wundermann jetzt vor ihm lebhaftig stehe. Dieser sprach ihm immer mehr Muth ein; eröffnete ihm die reizendsten Aussichten, was er Alles im Bunde mit dem mächtigen unterirdischen Geiste werde ausführen können. Unangefochten werde er seine Freykunst treiben, kein Mensch ihn antasten dürfen, und er alle nur erdenklichen Lebensfreuden genießen.

Dem Räuber lag meistens das Erstere am Herzen; denn er hatte es bereits erfahren, wie es einem Menschen seiner Art ergehe, wenn er erkappt wird. Für die Sicherstellung gegen ein so trauriges Loos, dachte er, darf einem kein Opfer zu schwer seyn; und so sagte er es dem Kriegermann zu: er werde Alles, — auch die schrecklichste Probe willig bestehen.

Nur die Frau, vor Furcht immer noch zitternd, meinte beyneben, ob dies nicht ihr Untergang seyn werde? Aber der Gedanke, sie könnte ihren geliebten Niklas auf immer verlieren, wenn ihr Mann seinem Bunde nicht beytreten würde, brachte auch sie auf ganz andere Gesinnung, und stößte ihr einen ungewöhnlichen Muth ein. O, der Weibher! Um den nicht zu verlieren, an dem ihr Herz hing, willigte sie in die Tölpelverschwägerung. Ewens leibliche Tochter! Auch jene ging in den Ehen einen ähnlichen Weg. Nur was dort sündhafter Stolz bewirkte, that hier sündhafte Liebe. Beide Schwächen find aber auf einen und denselben Stamm menschlicher Eitelkeit gepflöpft.

Die bange Seelenstimmung unserer Leute verlor sich allmählig, als ihnen Niklas so schöne Aussichten in die Zukunft ausmahlte; ihre Gemüther erheiterten sich, und man war im Kurzen wieder so

guter Dinge, daß der Hausherr seiner Ehehälfte befohl, für seinen Gast das Beste, was seine Speisekammer enthält, aufzutischen. Mit weiblicher Ungebuld harrete Marzenka bereits dieses Befehls, und trug nun mit unbeschreiblicher Hast Alles zusammen, was sie ohnehin schon für ihren lieben Niklas zugeschickt hatte.

Man aß, man trank; und da es bekannter Massen auch in den Raubhöhlen an Wohlleben nicht fehlt, — man aß und trank so gut, daß unsere Leute gar bald die Wirkung dieses Schmausers verspürten. Alle ihre Lebensgeister wurden erhist, ihre Köpfe entflammt.

Niklas, in der Verstellung und Gaukeley ein Meister, — erzählte nun von seinen Heldenthaten, die er mit Hülfe seines Höllepatrons auf seinen Raubwanderungen ausgeübt hatte; seine Erzählung wurde dabei so auffallend lügenhaft, daß dem Räuber, so gläubig er bereits geworden, einigemal die Worte aus dem Munde wollten: „Es ist leichter reden, als handeln;“ — aber der Gedanke, dieser Mann stehe mit dem mächtigen Höllegeist im Bündniß, der ihm dieß Alles ausführen helfe, lähmte jedesmal seine Zunge.

Auch Marzenka mischte sich öfters in ihr lebhaftes Gespräch, und schmiegte sich dabey recht traulich an ihren Niklas, was er nicht unerwidert ließ, ohne daß der Mann etwas Arges ahnte. Es war schon spät nach Mitternacht, als man die Tafel aufhob. Niklas eilte nach Hause, weil er noch diesen Morgen mit einer bringenden Ordonanz abreisen müsse. Freudig drückte er seinem Bundesgenossen, wie er Weipen im Voraus nannte, die Hand, und nahm von ihm mit der Versicherung Abschied: daß er sich hier, so wie er ihm den Tag bekannt machen werde, ganz gewiß einfinden wolle.

Gieng Niklas Tags vorher mit frohem Muthe von dannen; so war heute seine Freude noch einmal so groß. Er sah jetzt sonnenklar ein, der lockere Zeitig von Gauner sey in das Netz, das er für ihn ausgeworfen, bereits so sehr verstrickt, daß er sich nicht so leicht daraus werde loswinden können. Nur noch einen Gang hierher, dachte er, und er ist gefangen. Noch vertraute er jedoch Niemanden sein Geheimniß, sondern harrete mit Sehnsucht der Botschaft, von der er gewiz wußte, daß sie nicht ausbleiben werde. Dafür war ihm das Herz der in ihn vernarrten Marzenka Bürge, und

sehst! auf ein Haar traf ein, wie es der weltkluge Kriegsmann voraussah.

III.

Raum waren fünf Tage verfloßen, als schon nach Kopydlno hineilte: der ersohnte Tag sey da, an dem er den mit ihrem Manne beschlossenen Bund vollziehen werde. Liebe zu Niklasen beflügelte ihre Füße; ihr Herz brannte vor Begierde, ihm nur recht bald sagen zu können: die Tage, die sie seit seiner ersten Bekanntschaft verlebt, wären für sie eine Ewigkeit gewesen; ihm zu sagen, ihr ganzes Glück bestehe jetzt nur in seiner Freundschaft und Liebe. Der Weg von Dvezina nach Kopydlno ist kurz; aber heute dünkte er ihr eine unermeßliche Strecke. Unter starkem Herzpochen erreicht sie endlich das Kopydlner Schloß, und als sie aus diesem auf den Stadtplatz hineinlet, sieht sie mit Freuden, daß Niklas eben auf dem Wachtposten stehe. Ohne Umstände will sie zu ihm; dieser, sie erblickend, winkt ihr, und deutet ihr an, jetzt sey keine Conferenz thunlich; sie möchte sich gedulden, bis er abgelöst würde. Das geschah. Man erklärte sich gegenseitig. Niklas ward seiner Sache gewiß, und die Frau schied mit Zuversicht von dannen, ihn bald bey sich zu sehen.

Mit Ungebuld harrete jener der eilsten Stunde entgegen, wo er, von der Wacht völlig frey, in sein Quartier werde abziehen können. Raum langte er in diesem an, als er sogleich zum Rapport sich meldet, und seinem Feldwebel sein Anliegen vorbringt. „Alles ist eingeleitet,“ — sprach er zu diesem — „um mich noch heute Nachts des Räubers Weiß zu versichern, der, wie sie wissen, als entflohener Kriminalist hier überall herumschwäemt, und durch seine Räubereien die ganze Gegend mit Schrecken erfüllt. Nur bedarf ich hierzu vier starker Männer von unserer Compagnie, die ich mir zu dem Zwecke von meinem Verrern Hauptmann erbittet.“

Der Feldwebel forschte von unserem Kriegsmann das Nähere seines Planes aus; lachte über sein abentheuerliches Beginnen, fand es aber zweckdienlich, und begab sich zum Hauptmann.

Raum hatte er hier seinen Vortrag vollendet, erwiedert der Hauptmann verdrießlich: „Poffen! Schwänke! Dahinter steckt Betrug. Der Kerl ist

„ein Ausländer, er will auf eine schickliche Art davon.“

Feldwebel. Vergeben, Herr Hauptmann! Hiezu bedürfte der Mann wohl dieses Umtriebes nicht, falls er auf eine Flucht dächte. Zudem ist er ein wackerer Soldat, seine Aufführung ohne Tadel; von ihm läßt sich so Etwas nicht denken.

Hauptmann. Hierin ist keinem Menschen zu trauen.

Feldwebel. Ich bitte zu bedenken, Herr Hauptmann! was für eine große Wohlthat dadurch der hiesigen Gegend geschieht, wenn er den Schurken, der hier schon so lange sein Unwesen treibt, und den die Civilbehörde eben so lange fruchtlos verfolgt, durch unsere Mannschaft einliefern wird. Und wie er's eingeleitet hat, kann es kaum fehlen.

Der Hauptmann willigte endlich ein, und befohl dem Feldwebel, ihm vier tüchtige Männer hiezu anzuweisen.

Niklas instruirte diese, daß sie Schlag 12 Uhr vor der Hütte des Räubers Weiß eintreffen müssen. So wie sie hier sein Ruffen hören, sollen sie, wo möglich, mit einem Schlage die Hausthüre sprengen, und gleich darauf mit einem zweyten die Stubenthüre, die beyde verschlossen seyn werden. Das Uebrige werde sich von selbst schon geben. —

Niklas schaffte indessen alles zur Einweihung des Räubers in seinen schwarzen Orden Erforderliche herbey. Allerley Pflanzen, Kräuter, Kreide, ein Stück von einer Pferkerze, noch andere Arcana, und ein hebräisches Buch werden in den Tornister gepackt. Nach 9 Uhr trat der Schatz zum drittenmale seine Wanderung nach Dbczina an.

Mit düstrem Gewölke umzog sich eben der Himmel. Der schwüle Nachmittag verkündigte einen gewaltigen Sturm; und schon durchkreuzten Blitze die Lüfte, und der Donner heulte von ferne. Jedoch das Gewitter zog südwärts; unberührt blieb davon die Gegend, durch die Niklas nach Dbczina zog. „Gerade erwünscht kömmt mir dieser nächtliche Sturm, sprach zu sich selbst der Kriegsmann, — er wird die Ceremonien, die mir heute den in dem Gauner steckenden Teufel in meine Gewalt liefern sollen, noch schauerlicher machen.“ —

Wie er seinen Bestimmungsort erreichte, fand er den Räuber, mit einem Gewehre bewaffnet, wieder an eben dem Orte, wo er ihn das lehtemal antraf. Beyde grüßten einander; aber Weiß, der

da meinte, daß Vorsicht nicht schade, führte seinen Gast nicht gerade in seine Baracke, sondern verweilte mit ihm gegen eine halbe Stunde unter freyem Himmel, und späbete sorgfältig umher, ob nicht jemand Niklasen folge. Diesen befremdete das verdachtsvolle Umherblicken des Gauners, und nicht wohl war ihm zu Muthe, als er seitwärts der Ansiedlung sich mit ihm verfügte, und sich dazu gar nicht antieß, in seine Hütte zurückzukehren.

Schon meinte er, daß er seine List merke, und was Arges gegen ihn im Schilde führe. Er selbst war waffnelos; wie schwer also der Kampf mit einem Gegner, der mit einem Schusse ihn zu Boden strecken konnte! Doch seine Bedenklichkeit schwand, als der Räuber nicht gends etwas von einer Menschenspur merkte, plötzlich mit seinem Gaste gegen seine Hütte einlenkte. Die Freude, mit der sie die Hausfrau empfing, kann man sich denken. — Während der Mann beyde Thüren, wie gewöhnlich verschloß, machte sie die Mahlzeit zurecht, die sie zu Ehren ihres Gastes schon zugeschiebt hatte, und mit ihr den heute zu schließenden Bund verheerlichen wollte. Man that sich gültlich; man war guter Dinge. Schon fing der Räuber an, dem Niklas ein wenig zu lebhaft zu werden, als ihn dieser wohlwollendlich ermahnte, heute vorzüglich auf Maß zu halten, denn wenn je, so brauche er diese Nacht einen freymüthernen Geist.

Jetzt schlug es elf Uhr. — „Die Geisterstunde naht,“ sprach der Kriegsmann mit der ernstesten Miene, und dämpfte hiedurch auf einmal die zu laute Laune seiner Hausleute. „Jetzt wird es wohl an ehn?“ fragt der Räuber betroffen. Niklas begab sich ans Fenster, blickt das Firmament an, und sprach: „Noch ist der Abendstern (Hesperus) ein wenig unwölkt; aber schon zertheilt sich die Wolke; bald bricht sein Licht hervor, unter dessen mächtigem Einflusse ich deine Einweihung in den furchtbaren Bund der unterirdischen Geister vornehmen werde.“ Dieß sagte er, um nur den Räuber noch ein wenig hinzubalten, und die vermeintliche Beschwörungs-Ceremonie, mit der er den obersten Höllen-Dämon auf die Oberwelt citiren wollte, nicht sogleich beginnen zu müssen. Noch floss eine halbe Stunde dahin, in der Niklas durch schauerliche Geistergeschichten die Einbildungskraft seiner Zuhörer mit Schreckenbildern erfüllte, als er heftig aufsprang, und den Anfang der vorzunehmenden Einweihung mit feyerlicher Miene ankündigte.

Er befahl dem Gauner zwischen den zwey Fenstern seiner Hütte, den Rücken gegen jene gekehrt, eine Stellung zu nehmen, (dieß darum, damit er die vorübergehenden Soldaten nicht bemerkte) holte mit unbeschreiblicher Hast aus seinem Tornister seine sieben magischen Sachen, zeichnet mit der Wunderkreide um den Gauner eine Peripherie, bestreuet sie mit allerley Kräutern, besprengt sie mit Wasser, spricht allerley Zauberworte, die, wie er sagte, die ganze Hölle in Bewegung zu setzen vermögen; und beschwört zuletzt seinen schon ganz kleinmüthigen Candidaten, wenn ihm seine Erhaltung lieb ist, nicht mit einem einzigen Gliede seines Körpers zu rühren; träte er aber aus dem Kreise, unausbleiblich sey seine Vernichtung.

Dieß Alles machte Niklas meisterhaft, wie ein ächter schwarzkünstlerischer Gauner.

Wie wird es aber dabey der armen Marzenka ergehen? — Diese wollte sich weiter aus der Barasche flüchten; aber auf Niklasens ausdrückliches Gebot mußte sie bleiben. Warum? kann der Leser leicht errathen. Um jedoch für sie den Höllengeist ganz unschädlich zu machen, gab er ihr eine Pflanze, die alle Macht des Dämons ganz lähmt, und allen seinen Einfluß von weitem schon wehret.

Jetzt ging er mit fürchterlich ernster Miene und ausgestreckten Händen drey mal um den Tisch herum; blickte bey jedem Gang in sein Zauberbuch, und sprach daraus einige unverständliche Worte; und gerade, als er gegen den Gauner und das Fenster gewendet stehen bleibt, — schlägt die furchtbare Mitternachtstunde, und siehe da! der Schatten von den ankommenden Soldaten dringet eben durch's Fenster: „Ermanne dich, Bruder!“ rief er nun zum Räuber — „der schreckbare Augenblick naht; — ermanne dich, muthig bestehe deine Prüfung!“ — Hierauf schrie er aus vollem Halse: „Schidora, Schidoro, Schidoru!“ — Sofort vernimmt man ein fürchterlich' Krachen, — es bebet die Hütte. (Die Soldaten schlugen nämlich

mit einem Gewaltschlag die Eingangsthüre ein.) „Ha! es hat gewirkt!“ sprach Niklas, „die ganze Hölle ist in Aufruhr!“ — Ein Schauer ergreift den Räuber, todenblaß steht er im Kreise; sein Weib, im Ofenwinkel an die Mauer sich drückend, schreit verzweiflungsvoll auf, und ruft alle Heiligen um Hülfe. — „Nur noch einen Augenblick“ — erhebt abermals Niklas die Stimme, — „und überstanden ist die schreckliche Probe.“ — Kaum sprach er die Worte, als sich plötzlich das furchtbare Geprassel encuert; (es wird mit einem zweyten Schlag von den Soldaten die Stubenthüre gesprengt) stürmend stürzen sie in die Stube hinein. Im Nu springt jetzt Niklas dem Räuber an den Leib, und faßt ihn in seine nervigten Arme.

„Ha! verdammter Doctor Faust!“ — sprach dieser, ihn fürchterlich angrinzend, als ihn die Veräufung verließ, und er sich nun ganz in der Gewalt der Soldaten erblickte. Stumm wurde er von ihnen geführt. Auf dem Wege hörte man von ihm nur die einzigen Worte: „in seinem Leben habe ihn Niemand so schändlich betrogen, wie Niklas.“

Noch dieselbe Nacht wurde er nach Kopylno auf die Hauptwache gebracht; Tags darauf, an einem Sonntage, sperrte man ihn in das dasige Städtgefängnis, aus dem man ihn bald darauf nach Gitschin zum Kriminalgericht einlieferte. Von Gitschin kam er abermals nach Prag, — von Prag auf die Galeeren, von denen er nie zurückgekehret ist.

In Kopylno und der umliegenden Gegend lachte Alles über dieses seltsame Ereigniß; Alles freute sich hoch, des Schurken Weiß endlich losgeworden zu seyn. Den braven Niklas lobte man aber, daß er auf eine ganz natürliche Weise die bösen Geister so gut zu bannen verstand. Für diese seine wackere That gab ihm unter andern das obbenannte Städtchen eine Belohnung.

Kopylno, am 20ten Jänner 1816.

XVII.

Neuere Gesellen- und Zuschick- Ordnung für die Gutmacher- Zunft *) in Wien,

welche, über Genehmigung der hohen Landesstelle vom 17. Jänner l. J., zu Folge k. k. Stadthauptmannschafts-Verordnung vom 23ten d. n. M. u. J. zur genauen Richtschnur hiemit festgesetzt wird, nämlich:

§. 1. Jeder hier befindliche Gutmachergesell hat, so lang er bey einem Meister, oder befugten Huterzenger in Arbeit stehet, sich gegen diesen folgsam, getreu, und fleißig zu verhalten, diesem als Arbeitsgeber mit Anstand zu begegnen, mit seinen Mitgesellen sich ruhig, verträglich, und wie es einem rechtschaffenen Gesellen geziemet, in allen Fällen wohlgefittet zu benehmen, und den Lehrlingen mit gutem Beispiele vorzugehen. Zu diesem Ende ist keinem in einer Werkstätte verdungenen Gesellen gestattet, selbst an Sonn- und Feiertagen, Abends über 10 Uhr auszubleiben. Insbesondere aber wird demselben die Beobachtung einer strengen Nüchternheit eingebunden, um nicht in der Trunkenheit die in den Werkstätten, oder der Nachbarschaft notwendige Ruhe zu stören, deren Verletzung scharf bestraft werden würde.

Ubrigens hat es bey den bisher üblichen Arbeitsstunden, nämlich von 5 Uhr Morgens, bis 8 Uhr Abends, ferner zu verbleiben, während welcher Zeit jeder Geselle bey der ihm zugewiesenen Arbeit zu verbleiben hat.

§. 2. Jener Gesell, welcher durch Leichtsin, Nachlässigkeit, oder Muthwillen, eine ihm zugewiesene Arbeit verderben, oder wider besseres Vermuthen, sich gar einer Veruntreuung schuldig machen sollte, ist der Obreigkeit anzuzeigen, und wird nicht nur zum Schadenersatz verhalten, sondern auch noch überdies, nach Beschaffenheit der That, gemäß der §§. 198. 199. und 202. des 2ten Theils des

Strafgesetzes über schwere Polizeyübertretungen, mit durch Fassen und körperliche Züchtigung verschärftem Arreste von 3 zu 8 Tagen, oder bey eingetretenen Veruntreuungen nach den 210. und 211. §§. des 2ten Theils des Strafgesetzes über schwere Polizeyübertretungen mit einfachem, oder strengem Arrest von einer Woche bis zu 3 Monathen, und im Falle der veruntreute Betrag 50 fl. übersteigt, nach dem 164 §. des 1ten Theils des Strafgesetzes über Verbrechen, mit Kerker des 1ten Grades von 6 Monathen zu einem Jahre, wenn aber der Betrag 300 fl. übersteigt, mit schwerem Kerker von 1 bis 5 Jahren, oder nach Umständen auch bis 10 Jahren bestraft werden.

Eben so haben die Gesellen ihre Schlafkammer gehörig zu verschließen, um dem aus einer solchen sträflichen Nachlässigkeit entspringenden Schaden vorzubeugen, für deren Folgen der Schuldigbefundene ebenfalls verantwortlich bleibt.

§. 3. Demjenigen Gesellen, welchem von seinem Arbeitsgeber die Oberaufsicht in der Werkstätte anvertraut ist, wird insbesondere zur Pflicht gemacht, über das Betragen der Mitgesellen und Jungen gehörig zu wachen, unruhige und nachlässige in Abwesenheit des Arbeitsgebers, mit Bescheidenheit zur Ruhe und Arbeitsamkeit zu ermahnen, bedeutende Gebrechen aber bey Zeiten und unparteyisch dem Arbeitsgeber anzuzeigen. Jede Unterlassung dieser Art, würde als eine Theilnahme an dem Vergehen angesehen, und strenge geahndet werden.

§. 4. Jeder hier eingewanderte, fremd oder arbeitslos gewordene Gesell hat sich sogleich auf die obrigkeitlich beständige Herberge zu begeben, und wird daher sämmtlichen Gesellen bey Polizeyhause Arreststrafe, und nach Umständen zu befahren habender Abschiebung verbotthen, sich eigene Winkelherbergen zu wählen, und daselbst aufzuhalten.

*) Alle Herren Zunftmeister der übrigen Gewerbe werden gebethen, diese Zunftordnung mit der ibrigen zu vergleichen, und an den Verleger durch Einschluß der nächsten Buchhandlung dieses Kalenders einzubringen, ob Sie solche besser oder schlechter finden, als die übrige. Der Verleger wird alles Eingehende dem Herrn Herausgeber zusenden.

§. 5. Auf der Herberge wird sämtlichen Gesellen ein friedfertiges, gestittetes und eheliches Betragen sowohl unter sich, als auch gegen die daselbst befindlichen Gäste alles Ernstes eingebunden. Vorzüglich haben sich dieselben des übermäßigen Trunkes, und des Spieles um Geld, als der gewöhnlichen Veranlassung zu Uneinigkeiten, Zänkereyen und Unordnungen, zu enthalten. Vergehungen gegen diese Vorschrift werden streng geahndet, und nach Umständen mit körperlicher Züchtigung bestraft werden. Hierüber wird dem Herbergsvater bey eigener Verantwortung zur Pflicht gemacht, jene Gesellen, die sich ein solches Vergehen zu Schulden kommen lassen, dem jeweiligen Vorsteher nachhaft zu machen, welcher sodann unbedeutendere Vorfälle in erster Hand selbst zu schlichten, und hiervon den der Innung bestimmten Hrn. magistratischen Commissär in die Kenntniß zu setzen, wesentliche Vergehen aber der Obrigkeit zur Bestrafung anzuzeigen hat.

§. 6. Das Versammeln und Zusammenstehen mehrerer Gesellen vor dem Handwerthshause, oder unter dem Thore desselben, wodurch die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt, und der freye Aus- und Eingang gehemmet wird, ist ausdrücklich untersagt.

Eben so ist das Tabakrauchen außer dem eigens hierzu bestimmten Herbergszimmer, sowohl in den Werkstätten, als auch in der Schlafkammer und auf den Böden, bey Arreststrafe verbotzen.

§. 7. Auf der Herberge ist ein eigenes Gesellen-Protokoll von einem von der Innung aufgestellten, und dem löbl. Magistrate anzuzeigenden, des Lesens und Schreibens wohl kündigen Menschen zu führen. In diesem Gesellen-Protokolle sind die Nahmen aller hier in Arbeit stehenden Gesellen, ihre Geburtsörter, die Nahmen der Arbeitsgeber, der Tag des Ein- und später erfolgten Austrittes aus der Arbeit, genau einzutragen, und anzumerken, ob der Gesell mit einer Kundschaft, oder einem Wanderbuche versehen sey, und in wessen Händen sich diese Urkunden befinden. Auch ist in dieses Gesellen-Protokoll jede Veränderung des Arbeitsgebers genau einzutragen.

§. 8. Der auf die Herberge kommende Gesell hat bey seinem Eintritte die Kundschaft oder den Entlassschein seines letzten Arbeitsgebers dem Herbergsvater zu übergeben, oder das Wanderbuch vorzuweisen.

Der Herbergsvater aber hat die angenommenen Urkunden sorgfältig aufzubewahren, und bey dem Eintritte des Gesellen in eine Arbeit dem Protokollführer, und dieser dem jeweiligen Vorsteher zu behändigen, deren Empfang der Vorsteher durch den nach dem beygehenden Formulare anzustellenden, und den Gesellen einzuhändigenden Schein zu bestätigen hat. Ohne Kundschaft oder Entlassschein ist der Herbergsvater nicht berechtigt einen Gesellen in die Herberge aufzunehmen, und in besondern Fällen, wo einem Gesellen ein oder das andere mangelt, hat sich derselbe an den Vorsteher zu wenden, welcher ihn, nach vorläufiger Erhebung der Umstände, entweder mit einer einseitigen Anweisung auf die Herberge, oder in Arbeit versehen wird.

§. 9. Jeder Gesell, welcher unter den erwähnten Vorschriften auf das Herbergshaus gekommen ist, hat sogleich, und zwar, wenn er gerade an einem Tage, wo Arbeit gegeben wird, dahin kommt, an dem nämlichen Tage, außer diesem aber, am nächsten hierzu bestimmten Tage, Arbeit zu nehmen.

§. 10. Auch wenn sich der Fall ereignet, daß ein Gesell an einem Sonntage arbeitslos wird, oder an demselben Tage eingewandert ist, und daher der Ordnung gemäß auf das Herbergshaus kömmt; so ist er verpflichtet, auch an diesem nämlichen Tage Arbeit zu nehmen.

Derjenige Gesell, welcher sich über die Vorschrift des 9ten und dieses 10ten §. hinaussetzen, und ohne durch Krankheit oder andere unvorhergesehene Fälle gehindert zu seyn, die ihm angetragene Arbeit verweigern würde, hat im 1ten Betretungsfalle einen Strafbetrag von 1 fl. W. W. zur Gesellenlade zu erlegen, im Wiederholungsfalle aber ist er der Obrigkeit zur weitem Bestrafung anzuzeigen.

§. 11. Als Tage, an welchen gewöhnlich Arbeit gegeben wird, sind: der Sonntag, Montag, Dienstag und Donnerstag jeder Woche, und zwar die Nachmittage von 2 bis 4 Uhr bestimmt. An diesen Tagen, und während der festgesetzten Zeit, haben sich daher sowohl die bürgl. und befugten Huterzeuger, welche Gesellen in Arbeit zu nehmen wünschen, als die Gesellen, welche Arbeit suchen, auf der Herberge einzufinden.

§. 12. Nachdem aber alle Gewerbsgenossen einer Innung, also die Meister eben so, wie die

Befugten gleiche Rechte und gleichen Anspruch, Gesellen zu erhalten, haben; so muß, um allen Irrungen auszuweichen, bey Zuweisung der Gesellen dergestalt vorgegangen werden, daß jene Meister oder Befugte, die sich früher um einen Gesellen melden, denselben auch früher erhalten. Sollte sich der Fall ereignen, daß mehrere Arbeitsgeber Gesellen suchen, als fremdgewordene Gesellen auf der Herberge vorhanden sind; so ist eine eigene Vormerkung der Arbeitsgeber zu führen, damit in solchen vorkommenden Fällen die früher vorgemerkten Arbeitsgeber auch früher mit einem Gesellen befriedigt werden können.

Falls ein Arbeitsgeber mehrere Gesellen zu gleicher Zeit bedürfte, so hat er, wenn ihn der Rang der Vormerkung trifft, sich anfänglich mit einem Gesellen zu begnügen, damit auch die übrigen Arbeitsgeber befriedigt werden können, und sich mit seinem übrigen Bedarf wieder vormerken zu lassen; jedoch kann er auch an demselben Tage, wenn sich bey dem Schluß der Zuweisung zeigt, daß noch arbeitslose Gesellen vorhanden sind, seinen ganzen Gesellen-Bedarf sogleich bedecken, und die nöthigen Gesellen sich zuweisen lassen. Sollte es sich ereignen, daß einen Arbeitsgeber die Reihe, einen Gesellen einzustellen, trafe, ihm aber der vorhandene Gesell, aus was immer für einer Ursache, nicht anständig wäre, und er also den Gesellen nicht einstellen würde; so soll derselbe, damit nicht auf diese Art ein Arbeitsgeber sich diesen oder jenen Gesellen zuzueignen, oder etwa gar einen Gesellen in Geheim abzureden und zu sich in die Arbeit zu bringen Gelegenheit erhält, bey der bereits geschehenen Vormerkung ausgestrichen, und neuerlich, und zwar nach den bereits vorgemerkten Arbeitsgebern in Vormerkung gebracht werden.

§. 13. Jedem Meister oder Befugten, welcher aus erheblichen Ursachen an dem Umschick-Tage selbst auf dem Herbergshause zu erscheinen gehindert ist, bleibt es unbenommen, einen Gesellen, welcher jedoch mit einer schriftlichen Beglaubigung seines Arbeitsgebers zu versehen ist, zu schicken; diesem muß auf den Nahmen seines Arbeitsgebers eben so ein Gesell zugeschrieben werden, als wenn der Meister oder Befugte selbst zugegen wäre.

§. 14. Nach der geschehenen Zuschickung wird dem Gesellen ein eigener gedruckter, von dem Vorsteher unterfertigter Zuschickzettel, welchem zugleich der Entlassschein beygefüget ist, behändigt, welchen

der Arbeitsgeber bey 5 fl. Strafe zur Meisterlade in Verwahrung zu nehmen, und bey des Gesellen Austritt aus der Arbeit, unter Ansehung des Austrittstages und seiner des Arbeitsgebers Unterschrift zurückzustellen hat.

§. 15. Da die Erfahrung gezeigt hat, daß einige Meister und Befugte zu jenen Unfugen, welche die unterlassene Umschickung gewöhnlich mit sich führet, oft die Hand biethen; so soll jener Arbeitsgeber, welcher selbst oder durch einen Gesellen einen weiteren Gesellen nicht von der Herberge, oder nicht nach der ebenbesagten Zuschickordnung, und ohne dem vorgeschriebenen Zuschickzettel in Arbeit nimmt, eine Strafe das 1stmal von 5 fl. W. W. welche im 2ten Betretungsfalle zu verdoppeln ist, zur Meisterlade unweigerlich und ohne aller Einwendung zu erlegen haben, und ihm überdieß der Gesell abgenommen und in eine andere Arbeit verschafft werden.

§. 16. Um aber überhaupt das Müßiggehen arbeitscheuer Gesellen hintanzuhalten, ist keinem Gesellen gestattet, sich länger als 8 Tage auf der Herberge zu verweilen. Es hat daher jeder Gesell, der während dieser Zeit keine Arbeit findet, oder ohne erhebliche Ursache und von dem Vorsteher dießfalls erhaltenem besonderen Aufenthaltsschein keine Arbeit annimmt, nach Verlauf dieser Zeit seine Kundschaft zu nehmen, und von hier abzuwandern. Jedoch hat dieser ihn von dem Vorsteher erteilte Aufenthaltsschein nicht die Wirkung, daß der Gesell während dieser Zeit die Annahme der Arbeit verweigern darf, sondern er muß jede in der Zwischenzeit vorkommende Arbeit annehmen, oder er ist zur Abwanderung zu verhalten.

Die hiebey nöthige Controлле hat der Herbergsvater durch ein besonderes Verzeichniß, welches er über alle auf der Herberge befindliche Gesellen unter Ansehung des Tages, wann sie auf die Herberge gekommen sind, führen soll, herzustellen.

§. 17. Wenn ein Gesell zu Jemanden, der auf eigene Rechnung zu arbeiten nicht berechtigt, mithin ein sogenannter Professionsführer ist, in Arbeit gehet; so ist derselbe gleich im ersten Betretungsfalle dem Magistrate anzuzeigen, damit gegen ihn und den unbefugten Arbeitsgeber die nöthige Untersuchung gepflogen, und nach den bestehenden Vorschriften vorgegangen werden könne.

§. 18. Da sich schon öfter der Fall ereignet hat, daß einzelne Meister oder Befugte den Unfug

der Professionsstörerey dadurch selbst begünstigen, daß sie einen Gesellen auf ihren Namen mit Arbeit versehen, und ihn sodann einem Störerey überlassen; so hat jeder Meister oder Befugte, der eines ähnlichen Vergehens als schuldig überwiesen wird, im 1ten Betretungsfalle 5 fl. W. W. zur Meisterlade zu erlegen, der betretene Gesell aber ist überdies in eine anderweitige Arbeit zu verschaffen; in einem wiederholten Vergehungsfall aber ist die Anzeige an den Magistrat zu machen.

§. 19. Wenn ein Gesell einmal bey einem Meister oder Befugten in Arbeit eingestellt worden, so ist demselben bey Strafe verbothen, zu einem andern Arbeitsgeber in Arbeit zu treten, sondern er bleibt verbunden, bey dem ersteren wenigstens 8 Probetage zu arbeiten. Ist der Gesell nach Verlauf dieser 8 Tage entweder seinem Arbeitsgeber nicht anständig, oder er gedenket selbst aus der Arbeit zu treten, so ist weder der Arbeitsgeber verpflichtet, den Gesellen länger zu behalten, noch dieser gebunden, länger zu bleiben, sondern der Entlassschein ohne weitem auszustellen.

§. 20. Hat aber ein Gesell nach Verlauf dieser gesetzlichen 8 tägigen Probezeit bey einem Meister, oder Befugten Lohn gemacht, und sich in ordentliche Arbeit verdungen, so ist der Arbeitsgeber, falls er den Gesellen in Folge der Zeit zu entlassen gedenket, eben so als der Gesell, welcher die Arbeit zu verlassen gesonnen ist, auf 14 tägige Zuarbeitung, die Arbeit aufzukündigen schuldig, dergestalt, daß der Arbeitsgeber nach der von der einen oder andern Seite geschehenen Arbeitsauflündung den Gesellen durch 14 Tage in der Arbeit zu behalten, oder diese Zeit zu vergüten, dieser aber während besagter Zeit ordentlich zuarbeiten verbunden ist, und zwar beyde bey Vermeidung gesetzlicher Zwangsmitteln.

§. 21. Jeder Arbeitsgeber ist schuldig, dem bey ihm aus der Arbeit tretenden Gesellen bey seinem Austritte den §. 14. berührten Zuschickschein, sammt angefügtem Entlasszettel, unter Ansehung des Austrittstages und seiner des Arbeitsgebers Unterschrift zu behändigen, der Gesell aber hat sich damit ohne weitem auf die gesetzlich bestimmte Herberge zu begeben, um daselbst weitere Arbeit zu suchen.

§. 22. Zur Bestreitung der nothwendigen, die Gesellen dieser Innung treffenden Auslagen, ist eine eigene Kassa vorhanden, an welcher
 itens jeder einwandernde Gesell, so bald er hier in Arbeit tritt, eine Einschreibgebühr pr. 12 kr., und

itens eine 4 wöchentliche Auflage pr. 8 kr. zu berichtigen hat.

§. 23. Zur Berichtigung der Gesellenaufgaben ist alle 4 Wochen Versammlung auf dem Herberghause, und zwar unter Beyseyn des Hrn. Innungs-Commissärs, dann der hiezu zu bestimmenden Lademeister, und zweyer Altgesellen abzuhalten.

§. 24. Bey dieser Gesellenversammlung hat jeder Gesell persönlich zu erscheinen, und seine Auflage zu berichtigen, oder selbe durch einen Mitgesellen berichtigen zu lassen, widrigens der Saumselige mit 16 kr. W. W. zur Lade bestraft werden soll.

§. 25. Ueber die bey diesen Gesellenversammlungen eingehobenen Beyträge ist eine eigene Vorwerkung zu führen, die eingegangenen Gelder selbst aber sind in der Lade zu verwahren. Die Gesellenslade ist mit 3 Schlüsseln zu versehen, deren einer dem Hrn. Commissär, der zweyte einem Lademeister, und der dritte einem Altgesellen, zur Verwahrung übergeben werden soll.

§. 26. Von den zwey Altgesellen hat nach jedem halben Jahre einer auszutreten, der andere vorzurücken, und an die Stelle des ausgetretenen ist ein neuer von der Gesellschaft zu wählen; wo es übrigens bey den dormal bestehenden 2 Altgesellen zu Besorgung der Kranken zu verbleiben hat.

§. 27. Wenn ein Lehrlinge von seinem Meister frey gesprochen wird, so hat dieß einzig bey den gewöhnlichen Innungs-Versammlungen, und auf der eigentlichen Herberge zu geschehen. Der freygesprochene Junge ist der Gesellschaft vorzustellen, und hat seine Einschreibgebühr pr. 12 kr. zur Lade zu erlegen.

§. 28. Bey den Zusammenkünften sollen sich die Gesellen sittlich und friedlich betragen, vorzüglich ihrem Herrn Commissär, den jeweiligen Vorstehern und Bestenmeistern den schuldigen Gehorsam und die gebührende Achtung erweisen. Insbesondere ist es die Pflicht der Altgesellen, während der Auflage zu wachen, daß die gute Ordnung und Ruhe unter den Gesellen erhalten werde.

Hat ein Gesell wider einen andern eine Klage vorzubringen, so hat er um die dießfällige Erlaubniß zu bitten, und seine Beschwerde auf eine anständige und bescheldene Weise, und zwar stehend, vorzubringen, wo sodann die Sache gründlich untersucht, und entweder gütlich abgethan, oder der Obrigkeit zur Entscheidung vorgelegt werden soll.

§. 29. Eben so ist, wenn wider Vermuthen

ein Gesell von dem Herbergsvater beleidigt werden sollte, der Gesell keines Weges berechtigt, einen Zank oder eine Unruhe zu erregen; sondern er hat seine Beschwerde entweder gleich bey dem Innungs-Vorsteher, oder bey der nächsten Innungs-Versammlung anzubringen, wo die Sache auszugleichen, oder der Obrigkeit anzuzeigen kömmt.

§. 30. Jeder Gesell, der irgend bey einer Gelegenheit sich über seine hier geleisteten Gesellendienste auszuweisen hat, ist gehalten, seine Arbeitszeugnisse entweder der Meisterschaft bey der nächsten Innungs-Versammlung, oder wenn dieß nicht möglich, dem Vorsteher zur Einsicht und Bestätigung vorzulegen, um sie sohin bey der Commission einlegen zu können.

§. 31. Aus dem durch die Einschreibgebühren, die Auflagelöcher und Strafbeträge entstehenden Ladevermögen sind folgende Auslagen zu bestreiten.

a) Die für die Verpflegung und Heilung der erkrankten Gesellen aufgelaufenen Kosten.

b) Die Aushülsen für die aus dem Spitale ausgetretenen Gesellen, welche wegen körperlicher Schwäche nicht gleich in Arbeit treten können, oder von hier abreisen wollen.

Dergleichen Gesellen kann gegen Zeugniß der Altgesellen über ihre dürftigen Umstände von dem Herrn Innungs-Commissär eine Aushülfe bis 10 fl. aus dem Ladevermögen angewiesen werden. Ueber höhere Beträge ist vorläufig die Anzeige an die Obrigkeit zu machen.

c) Die Remuneration für den Herrn Innungs-Commissär, und

d) die Kosten für Anschaffung der nothwendigen Schreib-Requisiten.

§. 32. Alljährlich ist über diese Einnahme und Ausgabe genaue Rechnung zu verfassen, dieselbe gesammten Gesellschaft vorzulesen, sowohl von der anwesenden Meisterschaft als den Altgesellen, unterschreiben, und sohin dem Magistrate zur Genehmigung vorzulegen.

§. 33. Damit sich aber Niemand, weder Meister noch Befugter, noch Gesell mit der Unwissenheit dieser Ordnung entschuldigen könne; so soll von derselben ein gedrucktes Exemplar, sowohl auf der Herbergshause, als in sämtlichen Werkstätten öffentlich, und an einem Orte, wo sie sogleich bemerkt wird, angeheftet, und bey den gewöhnlichen Innungs-Versammlungen vorgelesen werden.

Derjenige Geselle, welcher sich heygehen lassen sollte, ein angeheftetes Exemplar abzureißen, unleserlich zu machen, oder sonst auf irgend eine Art verletzen, wird nach den bestehenden Gesetzen streng und unnachsichtlich bestraft werden.

Wien, den 3ten Februar 1815.

Stephan Ebler von Wohlleben,
k. k. wirkl. n. ö. Regierungsrath u. Bürgermeister.

Johann Baptist Egger,
Magistratsrath.

XVIII.

Feldherrnränke.

Ein komisches Gedicht in sechs Gesängen. Von K. G. Prähel.

Erster Gesang.

„Meister Bremse! ohne lang zu streiten,
Nach' er sich's bequem, wie's ihm gefällt;
Kein Vernünft'ger kann's als Hochmuth deuten,
Wenn der Redner auf die Bank sich stellt.

Leichter wird er unsern Muth erregen,
Ist sein Heldenanblick uns verliehn;
Kann ja allenfalls des Schmutzes wegen,
Sich indeß die Schuhe runter ziehn!“

Bremfel that's, und hub mit festen Mienen
 Folgebengestalt zu sprechen an:

„Endlich ist der Augenblick erschienen,
 Endlich reift der langgenährte Plan!
 Vielfach hab' ich euern Muth beschworen,
 Hab' euch angereizt bey Bier und Wein;
 All umsonst! ihr hattet keine Ohren,
 Fieberangst durchlief euch Mark und Bein!“

„Schon seit Jahren, wenn die zwölfte Stunde
 Um die Zeit des Mays vom Thurme schallt,
 Zeigen auf des Kirchhofs stillen Grunde
 Sich zweien Geister, furchtbar von Gestalt!
 Schwarz und zottig sind sie anzuschauen,
 Ihre Augen sind ein Funkenmeer;
 Hörner tragen sie und Drachenklauen,
 Und nach Schwefel sinkt es weit umher!“

„Kiebitz, den einst an des Kirchhofs Planken
 Ein Berufsweg spät vorbeigeführt,
 Hat's den flinken Schenkeln nur zu danken,
 Daß vor Angst ihn nicht der Schlag gerührt!
 Küsters Elisabeth ward dem Schreck zum Raube;
 Halb gelähmt, mit Muth und Noth entkroch
 Sie dem Platz, und unter ihrer Haube
 Rappelt es bis diese Stunde noch!“

„Diesem Unheil muß gesteuert werden!
 Herzhaft müssen wir dem Schreckbild nah;
 Oder als das feigste Volk auf Erden
 Schildert uns des Auslands Kaiserzahn.
 Will der Urian uns Schlingen legen,
 Treff' er uns gestählt mit Muth und Kraft!
 Ach wir sind, des trägen Lauberns wegen,
 Längst das Spottgedicht der Nachbarschaft!“

„Bürger Tiefenbachs! o wenn ihr wüßtet,
 Wie so tief mich euer Anblick rührt!
 Mit Geschloß und Speer steht ihr gerüftet,
 Und das Werk seh ich schon halb vollführt.
 Droht uns auch das ganze Heer der Geister;
 Ich, der Schützengilde Flügelmann,
 Erbgeßner Zunft- und Schneidermeister,
 Scheue nichts, und zieh euch kühn voran!“

„Sprach's und reckte fürchterlich die Glieder.
 Stieg dann schweigend von der Bank herab,
 Schnallte hastvoll sich die Schuhe wieder,
 Und ergriff den knorzen Feldherrnstab.“

Alle drängten sich am ihren Führer
 Wie die Bienen um den Weisel her,
 Und es trank der große Herzenrührer
 Manches Glas zu neuer Stärkung leer.

Kastlos hatte für die Abendstunde
 Mays den Tag hindurch mit Weib und Kind
 In des Kellers unterird'schem Grunde
 Hier ein Glas geschwefelt, dort verdünnt;
 Dennoch fand man, statt zufriednen Dankes,
 Seinen Landwein ohne Geist und Kraft,
 Und den Vorrath seines Gerstentranke's
 Für Stieglitzenschmäuse angeschafft.

Doch vor allen, die zum großen Werke
 Jetzt sich stählten in des Gastwirths Haus,
 Zeichnete durch seines Durstes Stärke
 Sich der Altgefell wie immer aus!
 Diesem Durst hat er das Loos zu danken,
 Das sich draussen wider ihn verschwor;
 Als er, rettungslos gebracht zum Wanken,
 Mond und Stern' aus dem Gesicht verlor.

Tief und tiefer war die Nacht gesunken,
 Und der Feldherr stellte, stillbemißt,
 Die Verschwornen, die sich Muth getrunken,
 Seinem Plan gemäs, in Reih und Glied. —
 Und nun sey, o Muse, mir gewogen!
 Nenne sonder Umschweif und Verzug
 Die Beherzten, die zum Kampfe zogen,
 Und die Waffen, welche jeder trug!

Majestätisch an des Heeres Spitze
 Prangt im grünalmantanen Sonntagsrock,
 Auf dem linken Ohr die Biberniße,
 Gebhard Bremfel mit dem Knotenstock.
 Aber wer erkennt den Windesraschen,
 Wer den vielgewandten Schneider mehr?
 Spitze Steine füllen in die Taschen,
 Und ein Sarraz folgt ihm, lang und schwer.

Ihm zunächst schließt sich mit dem dicken Kopfe
 Bärenschreck, der Huf- und Grobschmidt, an:
 Einen Karpfenkessel auf dem Kopfe,
 Und mit steifem Schürzfell angethan.
 In den Fäusten schwingt er Keul' und Messer,
 Und auf edlen Siegesruhm erpicht,
 Blickt dem ungestümen Eisenreßer
 Mordlust aus dem ruffigen Gesicht.

Auch den Aldermann der Feuerspritzen,
Hänsel Pfiff, sieht man im Zuge gehn;
Stets gerecht steht seines Hutes Spizen,
Mag er sie nach Süd und Westen drehn.
Muth und Liquor röthen ihm den Zinken;
Und so trabt er, hurtig und gewandt,
Eine Feuerzange in der linken,
Einen Zaunpfahl in der rechten Hand.

Kaps, des Städtchens Gastwirth, trägt, der vierte,
Eine Peitsche, die er kurz vorher
Mit betheertem Glasstaub überschmierte;
Wo sie anschneilt, wächst kein Härchen mehr. —
Ihm gesellt mit rostiger Muskete
Sich Hanns Hunger, der zur Mittagszeit,
Phantasierend auf der Pfennigs-Flöte,
Haus für Haus den Reihe nach erfreut.

An des Künstlers Seite nimmt ein zweyter,
Gleichgewährt im Städtchen; seinen Platz:
Peter Primel, Traum- und Zeichendeuter,
Hoch gelehrt in Kart- und Kaffeesatz!
Zammervoll beschwert mit Magenkrämpfen.
Ist er oft, zumal zur Zeit der Nacht;
Wo er dann, die inn're Pein zu dämpfen,
Sich vom Bett erhebt und Verse macht!

Eingeweiht in dunkle Kunst und Zeichen
Thut er — kann er des Gespenstes Ohr
Mit den Zauberformeln erst erreichen. —
Auch als Geisterbanner sich hervor.
Feuer frist er, daß die Dhren dampfen,
Gläser kann er auseinander schreyen. —
Diesen sieht man kühn den Boden stampfen,
Und mit blanker Holzart zornig dräun.

Aufgemuntert durch den Sonntagsbraten,
Denn der Feldherr seinem Dienst versprach,
Folget auch, versehen mit Hart' und Spaten,
Feydelbach, der Todtengräber, nach.
Hinter ihm, mit büchnem Rodenträger,
Den er heimlich, seinem Weib' entwandt,
Schreitet Kriebitz, Schloß- und Kirchenseger,
Und der Weichselzöpfige genannt.

Blitz und Donner auf der Felbelweste,
Und das Wamms mit Rauchwerk ausgelegt,
Trippelt Buhzell, der am Kirmesfeste
Ohne Notenblatt dem Grundbaß sagt.

Ach, ihm wär' es nimmer zu verdenken,
Hätt' er sich vom Zuge losgesagt;
Doch den Spieß sieht man ihn muthig schwenken
Trotz der Sicht, die seine Glieder plagt.

Auch der Fleischer nimmt, ein halber Heide
Und Gespensterläugner, schuldigst Theil;
Schwer am Gurt hängt ihm die Messerscheide
Und am Arm das blankgeschliffne Beil. —
„Was,“ so pflegt Stroppele oft zu sagen,
„Von Gespenstern in dem Städtchen spuckt,
Sind vielleicht die Kälber von drey Tagen,
Die ihr Sonntags gierig niederschluckt!“ —

Eine Trommel mit beschabtem Felle,
Und von melancholisch dumpfem Ton,
Trägt Elias Muff, der Altgeselle,
Schier ergraut in Stroppeles Brot und Bohn.
Denn ihn brachte Stroppele mit aus Polen,
Als er einst dahin gezogen war,
Für die Kirmes Rindvieh einzuholen,
Und sie blieben Freund auf immerdar.

Nicht auf schlechtem Seitenweg' erschlichen
Ward dies Amt von der bescheidnen Haut;
Nein, durch Stimmenmehrheit ausgehlichen,
Hat man ihm die Trommel anvertraut.
Aber nicht soll ihn der Muth verführen,
Sh' man siegreich von dem Schlachtfeld zieht,
Ungeflümmen Eisens sie zu rühren.
Darum wandelt er im Hinterglied. —

Leuchtend stand der Mond am Himmelsbogen,
Frühlinglüfte spielten lind und kühl,
Und die Tappfern, die bewaffnet zogen,
Machten mehr und mehr sich ihrem Ziel.
Friedlich aber vor des Kirchhofs Räumen,
Biegt ein Hügel, der zur Seidenzucht
Hier und dort bepflanzt mit Maulbeerbäumen,
Schatten beut und vogelfreie Frucht.

Hier ward Halt gemacht. Der Feldherr selber
Stieg hinauf mit raschem Ungeflüm,
Und die andern alle, wie die Kälber,
Die den Hirschbock drängen, folgten ihm.
Buhzell selbst, als man an Ort und Stelle
Angelangt, stand in dem Vorderreihn;
Auch die Trommel trug der Altgeselle
Unverdroffen Muthes hinterdrein.

Und wie alles nun hinüberspähet,
Sieh, da springen aus dem Fliederstrauch,
Welcher innen an der Planke steht,
Die Gespenster ganz nach altem Brauch,
Summeln erst, den Lauschenden zum Schrecken,
Seltzam auf den Gräbern sich herum,
Klettern emsig auf und ab, und strecken
Endlich in das Gras sich, still und stumm.

Todtenstille herrscht im Heldenkreise,
Die Gesichter wu den blaß und roth;
Bis der Gastwirth Raps, nach seiner Weise,
Der Versammlung eine Priße both.
„Nicht ihr's auch?“ begann mit hohlem Flüstern
Hänsel Pfiff, der Held mit Zang' und Pfahl;
„Man erlebt solch Funkeln und solch Knistern
Wo, I sein Tage nicht zum zweyten Mal!“

„Kinder, laßt den Kopf uns nicht verlieren!“
Fiel der Feldherr jetzt mit Unmuth ein;
„Mußt' ich muthvoll euch zum Kampfe führen,
Um ein Zeuge eurer Angst zu seyn?
Herzhaft müssen wir das Treffen wagen!
Kehren wir zurück in träger Ruh;
Bürger Tiefenbachs! die Weiber schlagen
Uns die Thüren vor der Nase zu!“

„Zieht denn hin, euch Lorbeern zu erfreiten,
Während ich, mit Einsicht und Verstand
Von dem Hügel aus die Schlacht zu leiten,
Hier verharre, Flint' und Spieß zur Hand.
Nicht dem Feldherrn ziemt's mit blindem Wagen
Seine unerfahliche Person
In die Hitze des Gefechts zu tragen;
Darum bleib' ich, wie gesagt, davon.“

Als ihm aber dieses Wort entfallen,
Plötzlich wurden alle Zungen frey.
Diesen sah man wild die Hände ballen,
Jener sprach von Trug und Schemelrey.
Alle sah er wider sich verschworen;
Da ergriff ein edles Zünnen ihn,
Und vor Eifer roth bis an die Ohren,
Sah man ihn der Planck' entgegen ziehn.

Alle folgten in gestrecktem Trabe,
Doch sobald man an der Pforte stand,
Winkte Bremsel mit dem Feldherrnstabe,
Das Gesicht den Seinen zugewandt.

„Setzt,“ so sprach er, „laßt uns Rathes pflegen;
Meinen Vorschlag höret allesammt;
Stemmt euch nicht zum zweyten Mal dagegen,
Oder niederleg' ich Stab und Amt!“

„Kinder! laßt nur dießmal mir den Willen!
Siegt man denn durch Keul und Spieß allein?
Mit den Kieseln, die die Taschen füllen,
Kann ich nur von weitem nützlich seyn! —
Ueberdieß ist mir die Kraft gesunken!
Hätte doch sein saures Lagerbier
Raps, der schändte Schenkwrth, selbst getrunken!
Denn vor Mogenpein vergeh' ich schier!“ —

Aber schwer verletzt durch diese Worte
Warf ihn Raps, in seines Zornes Drang,
Dergestalt an die verschlossene Pforte,
Daß sie knarrend aus der Angel sprang.
Länger zähmet jetzt der Altg'selle
Die Begierda seines Muthes nicht,
Läßt sie wüthend aus am Trommelfelle,
Daß der Schweiß ihm durch die Glieder bricht.

Und von innen tönt ein dumpfes Heulen,
Grauensvoll ist die Entscheidung nah;
An den Boden sinken Spieß' und Keulen,
Schreckenslaute hört man hier und da!
Bremsel strebt umsonst, sich aufzurichten,
Todesangst umnebelt ihm den Sinn;
Und — zwey schwarze Pudelhunde flüchten
Über ihn mit Windesschnelle hia! —

Zweyter Gesang.

Sing', o Muse, von dem blut'gen Ende,
Das der Feldzug nach dem Kirchhof nahm,
Als durch Primels dießgeschäft'ge Hände
Bremsel wieder aus die Weine kam.
Denn die pflichtvergeß'ne That zu rächen,
Stürzte Feudelbach mit Schlag und Stoß,
Grimmig schwörend, ihm den Hals zu brechen,
Auf des Gastwirths Busenkräuse loß!

Doch wie sie im Kampf sich drehn und wenden,
Zieht sich Bremsel seitwärts nach der Wand,
Und beginnt die Kiesel zu versenden,
Die er mitgeführt im Festgewand.

Wohlversteckt vom dicken Stamm der Linde,
Macht er sich von seiner Bürde frey;
Unbekümmert, welches Ziel er finde,
Welcher Kopf des Wurfs Centrum sey!

Und mit schäumend wüthender Geberde
Stürzen jetzt, im zweifelhaften Streit,
Die Athleten festverstrickt zur Erde,
Daß der Boden dröhnet weit und breit.
Aber ach! bey ihrem Riesenfalle
Wird auch Buhzel, der der nächste stand,
Fortgerissen, und gleich einem Balle
Hin und her gerollt in Staub und Sand!

Allgemein wird bald des Kampfes Hitze;
Denn dem Aldermann, der gaffend steht,
Drift ein Stein des Hutes vordre Spitze,
Daß sie plötzlich sich nach hinten dreht.
Um sich schlägt er mit der Feuerzange,
Zu erwidern den vermeinten Hohn;
Drift des Hufschmidts schwarzberufte Wange,
Freut der Rache sich, und will davon.

Aber grimmig packt ihn der beyhm Kragen,
Eh' er der Gefahr entzwischen kann;
Und die Vorderzäh'n ihm einzuschlagen,
Schickt er sich so eben eifrig an;
Doch da fühlt er plötzlich bey den Haaren
Seines Hinterhaupts sich angefaßt,
Und den Pops vor Unheil zu bewahren,
Wendet er sich um mit Blitzes-Haft.

Stoppel ist's, der mit geballten Fäusten,
Durch die Kraft, die ihm die Muskeln schwellt,
Seinem Schwager guten Dienst zu leisten,
Dem Cyclophen in den Rücken fällt.
Unecht aber und mit Bey gefüttert,
Weicht der Pops des Angriffs Ungeßüm;
Stoppel stürzet, daß die Erd' erzittert,
Und im Nu liegt Bärenschreck auf ihm.

Seine Rechte knufft nach schlichten Regeln
Braun und blau des Gegners Angesicht,
Da die Link' indeß mit spitzen Nägeln
Des Gehörgangs Knorpelwerk durchbricht.
Stoppels Knie versucht mit schrägen Stößen,
Nach des Gegners Dünung hingeführt,
Lust zur Waffenruh ihm einzulösen;
Doch des Grobschmidts Sinn bleibt ungerührt.

Rettung aus dem Kampfgewühl erkennet
Für den wünschenswerthesten Gewinn
Hänsel Pfiff, und wie er fürbaß rennet,
Stürzt er kreuzweis über Buhzeln hin.
Doch ich bin gewiß, die Chronik zähle
Keinen Wechselkampf von mild'rer Art;
Hänsel Pfiff knieft Buhzels Unterkehle,
Buhzel rupft des Gegners Backenbart.

Immer näher wälzten die Parteyen
Sich einander, durch des Zufalls Spiel,
Und zum Knü' vereint die Balgereyen
Fortzusetzen, fehlte nicht gar viel.
Hin und her, mit Flüchen und mit Knitteln,
Gilten Primel und Hans Hunger jetzt;
Denn sie hatten, Ruhe zu vermitteln,
Sich mit erstem Eifer vorgesezt.

Da empfing von Stoppels Hufesstärke
Vor die Stirn Hans Hunger einen Schlag
Daß er, machtlos zum Versöhnungswerke,
Leichenhaft sogleich am Boden lag!
Denn der Stiefel war am Fersenballe
Kings mit Eisenstiften reich bespielt,
Und gleich einem Schröpfkopf hatten alle
Der betäubten Stirn sich eingedrückt!

Während dessen schlug der Altgefelle,
Redlich wirkend für das Vaterland,
Auf die Trommel los mit Wirbelschnelle,
Die, gelöst vom Kreuzgurt, vor ihm stand.
Nach des Feldherrn wurferfahne Rechte
Trieb ihr altes Spiel von Zeit zu Zeit,
Und erhielt die Neigung zum Gesechte
In der feuervollsten Munterkeit.

Eine sandt' er von den Eisenschlacken,
Die er hegte, jetzt geschäftig ab;
Muff erhielt sie hinten in dem Nacken,
Und der Bauch der Trommel ward sein Grab!
Denn gepreßt von seines Hauptes Schwere,
Als er vorwärts stürzte, sonder Laut,
Riß wie Zunder in die Läng' und Quere
Des bejahrten Kessels morsche Haut.

Knapp fünf Ruthen maß der Altgefelle,
Denn man jetzt aus dem Gesicht verlor;
Denn es ragten aus der engen Zelle,
Die ihn barg, die Beine nur hervor.

So gewann er, mitten im Getümmel,
Zeit und Musse, von dem Rauschen nun,
Das er von des Gastwirths Doppelflümmel
Mitgebracht, gemächlich auszuruhn —

Allgemach verstrickt zu einem Falle,
Taub für Primels frommvermittelnd Wort,
Sahen unterdeß die Andern alle
Ihren Kampf mit gleichem Eifer fort,
Lang' ergoß sich der in edlem Zorne,
Bis auch er das Gleichgewicht verlor;
Da er mit des Riegurts Schnallendorne
Hängen blieb an Stropfels rechtem Ohr!

Nicht vermag's die Feder auszudrücken,
Doch bemerkenswerth bleibt's immerdar,
Wie mit Kraken, Schlägen, Stossen, Zwicken
Hand und Fuß zugleich beschäftigt war!
Wie man jetzt die Fläche des Gesichtes,
Auf und abgewälzt, dem Himmel wies;
Und vom Silberglanz des Mondenlichtes
Dann von hinten sich bescheimen ließ.

Erß ließ mit hämlichem Ergötzen
Täuschungen entstehen, bunt und kraus!
Einen Streich beschloß man zu versehen;
Unwillkürlich ward ein Stoß daraus!
Dieser puffte mit verstauchten Händen
Einen Baumast müßig in gift'gem Hohn;
Jener kniff sich in die eignen Lenden,
Statt dem Gegner schmerzhaft zu bedrohn!

Ohne sich von seinem Platz zu rühren,
Sandte Bremsel längs der Plankenwand
Nach der Bürgerschaft auf allen Bieren
Seinen Vorrath mit geschäft'ger Hand.
Sieh! da fällt der Schloß- und Kirchenfeger
In die Augen ihm, der stumm und still
Hingelähmt auf seinen Rockenträger,
Einen Schluck so eben nehmen will.

Er, der Sünden heut auf Sünden häuſet
Zielt und schießt — man denke sich den Schreck,
Der den Weichselzöpfigen ergreift! —
Schießt die Flasch' ihm vor dem Munde weg!
Aber knirschend mit des Glases Splittern,
Die sein Zahnwerk füllen, fliegt in Lu,
Den verborgnen Thäter auszuwittern,
Kiebiß dem Verschlag der Planken zu.

Da ergreifen an besagter Stelle
Niegefühlte Schauter Gebhards Brust,
Und der Feldherr wird sich in der Schnelle
Eines einz'gen Auswegs nur bewußt;
Wie ein Marder klettert er an der Rinde
Des beharrten Stammes flink hinauf,
Und erwartet ruhig auf der Linde
Tiefsten Uff den ferneren Verlauf.

Schnaubend langt indeß, mit blut'gem Munde,
Der ergrimmete Kirchenfeger an,
Macht geschäftig um den Stamm die Rinde
Und gewahrt zuletzt den Flügelmann.
Dieser will, da Kiebiß mit der Keule
Nach ihm zielt in emsigem Bemühn,
Höher kletternd mit verstärkter Eile,
Sich der schlaggerechten Lag' entziehen.

Hohl vor Alter aber war die Linde,
Bremsel, aufwärts strebend, gleitet ab,
Ach, und wie in eines Schornsteins Schlünde
Fährt er in des Stammes Bauch hinab!
Voll Bewundrung, daß der Feind verstorben,
Blicket Kiebiß nach der Höh' empor;
Doch da bringt, von Schreck und Angst erhoben,
Dummpfes Klaggeheul zu seinem Ohr!

Todesgraun erfüllt seine Seele,
Durch ein Blendwerk glaubt er sich bethört;
Denn aus unterird'scher Grabeshöhle
Scheint der Ton zu kommen, den er hört!
Fieberhaft, mit dumpfbetäubten Sinnen,
Sich betreuend vor dem Stimmenhall,
Der ihn grüßet, stolpert er von hinten,
Und die Angst beschleunigt seinen Fall.

Doch ein güt'ger Dämon hegt Erbarmen,
Und beschirmt, wie er zu Boden fällt,
Liebervoll das Angesicht des Armen,
Daß er sich an keinem Stein zerschellt!
Denn er stürzt mit der Habichtsnase
In ein Dyser, das, zur Abendzeit
Heimwärts kehrend von des Kirchhofs Grase,
Küsters Ruh der Kaiserwelt geweiht.

Während dessen hatt' in Rabenschwärze
Ein Gewitterheer die Luft erfüllt;
Es verlosch des Mondes gültne Kerze,
Und in Nacht sah man sich eingehüllt.

Das Gewölk, das rings mit Finsternissen
Unvermerkt den Horizont umgab,
Ward vom Wirbelwinde jetzt zerrissen,
Und ein warmer Regen fiel herab.

Herzhaft rausten sich noch die Parteyen,
Aber doppel fühlt' im Ehrenstreit
Raffen Felles Mancher jetzt vom neuen
Seiner Lage Unbequemlichkeit.
Seibet nicht der Feigheit ihn beschwelen!
Denn zugleich durchprügelt und durchnäßt,
Zu des Kampfes Verlängerung Lust zu hegen,
Scheinet mehr, als sich verlangen läßt!

Primel ist's, her, mit geschäft'gen Händen
Von sich wälzend Buhzels träge Wucht,
Zwischen Stropfels ausgespreizten Lenden
Sich zuerst jetzt einen Ausweg sucht.
Doch der Fleischer sinnt auf sein Verderben;
Zieht die Scheeren ein, und zwingt,
Bis des Dichters Wangen blau sich färben,
Und die Zung' ihm aus dem Halse hängt!

Besser will's dem Ubermanne glücken,
Der hervor aus dem Gewühl sich gräbt,
Und, gestützt auf des Grobschmidts Rücken,
Sich mit rashgewagtem Satz erhebt.
Schnellen Fuges eilt vom Nordtheater
Er dem Haus des Bürgermeisters zu,
Und erweckt des Städtleins weisen Rathen
Feuer schreyend aus der Morgenruh.

Dieser, von Gewerb ein Seifensieder,
Zieht voll Angst verkehrt die Hofen an,
Und beruft sogleich des Rathes Glieder
Durch den dienstbereiten Uberman.
Nach dem Rathhaus ziehen drauf die Richter,
Und es werden drinnen mit Bedacht
Angezündet zween Laternenlichter,
Die der Bürgermeister mitgebracht.

Doch dem ungewöhnlichen Vereine
Mangelte des Leuchters sicher Fuß;
Drum muß' in's Dintesaß das eine,
Und das andre hielt der Syndikus.
Sechs nur waren auf den Ruf gekommen,
Denn die andernkehrten sich nicht dran;
Und nachdem ein Jeder Platz genommen,
Hub der Bürgermeister also an:

„Wahrlich! sehr begründet ist die Klage,
Vielgeliebter Häupter dieser Stadt!
Daß man Müß' und Hudeley am Tage,
Und auch selbst des Nachts nicht Ruhe hat!
Städt' und Dörfer, groß' und kleine Staaten,
Vieh und Menschen schlafen sorgensrey,
Während wir tief sinnig uns berathen,
Was für Tiefenbach das beste sey.“

„Saget selbst, ob Wahrheit ich berichte,
Oder ob mein Mund euch hintergeht?
Folgt nicht Finsterniß dem Tageslichte,
Wenn die Sonne sich herumgedreht?
Finstern wird die Welt, wie eine Höhle,
Ruh und Schlaf verlangen ihren Zoll;
Und nun frag' ich jede Christenseele,
Ob man dann zu Rathe sitzen soll?“

„Aber das erkennen leider! leider!
Das erkennen unsre Bürger nicht!
Man regiert Verleumder nur und Meider,
Und verhöhnt wird, was man thut und spricht!
Jetzt zum Beyspiel Schnarchen um die Wette
Sie behaglich noch mit Weib und Kind;
Während wir dem warmen Federbette
Schon zum Heil des Staats entstiegen sind!“

„So in Sorgen kriegt man graue Haare;
Bis man endlich die Geduld verliert,
Und, dahingestreckt auf die Bahre,
Sich den Henker um den Staat mehr schiert!
Aberst, um zur Sache jetzt zu kommen,
Die so dringend heischt den Rathsverein;
Feuer schrie er, wenn ich recht vernommen,
Meister Pfiff, wo mag das Feuer seyn?“

„Ach, hochweiser Herr, daß Gott erbarme!“
Fiel der Uberman ihm in das Wort,
„Feuer schrie ich nur, um dem Allarme
Schwung zu geben; doch nun schrey' ich Mord
Mord und Todesschlag schrey' ich, edle Herren!
Greulich her geht's vor des Kirchhofs Thür;
Denn des Städtleins Bürger ziehn und zerren
Sich im Roth herum, drey Stunden schie!“

„Ey,“ rief jener flammend, „ey das wäre!
Nä wir gehn hier wahrlich nicht von Fleck;
Läuft man tollen Lunden in die Quere,
Kommt man selten ungebissen weg:

Strafen will ich, daß die Ohren klingen!
Strafen, daß die Augen übergehn!
Ließe doch, sie zu Papier zu bringen,
Nur der Aktuar sich endlich sehn!" —

Eben trat er mit dem Schlüsselbunde
Des Archivs, im Schlafrock, mühselhaft,
Und die lange Türkenpeiß im Munde,
Mit verdunkelten Blicken in den Saal. —
Die Register muß' er klug zu führen,
Auch ein Steckbrief war ihm oft gegückt;
Denn die Rechte gründlich zu studiren,
Ward er einst gen Witterung geschickt.

Zwar entließ man ihn, so sagt die Kunde,
Noch vor Jahresfrist mit dem Bescheid:
Stracks zehn Meilen aus der Läng' und Runde
Sich zu trollen — doch die Welt ist weit!
Kuhig kehrte nach des Städtleins Thoren
Der Vertriebene, wo er heimisch war;
Bracht' ein Schlachtschwert mit und große Sporen,
Und erhob sich bis zum Aktuar. —

Als man jetzt mit der Besorgniß Zeichen
Ihn befrag, begann ohn' Unterlaß
Er den dicken Backenbart zu streichen,
Donnernd ist des Gerstenkastens Saß:
„Ey, was hat der Quark denn zu bedeuten?
Schicket hin und laßt recht mörderlich
Auf dem Thurm die Feuerglocke läuten!
Blitz und Dolsch! — das weitre findet sich!"

In vereint erwachsendem Gefflüster
Ward dem Vorschlag Beyfall zugenickt,
Und der Aldermann sogleich zum Küster
Mit der nöthigen Vollmacht abgeschickt.
Eben fing der Morgen an zu dämmern,
Als er an des Küsters Thüre stand,
Und nach wiederholtem Schreyen und Hämmern
Einlaß und Gehör durch Elsbeth fand.

Aus der Lagerstätte dunklen Grüften
Kam sie hergeschritten voll Verdruß;
Einen Frießrock trug sie um die Hüften,
Und in Holzpantoffeln stak der Fuß;
Gleich gepichtem Stricken, hing die Hülle
Schwarzer Loden ihr um Hals und Brust,
Nächst dem grauen Hemd, die einzige Hülle,
Der sie gegenwärtig sich bewußt.

Eben träumte sie vom Altgesellen,
Der schon längst ihr Herz gefangen nahm:
Wie er, schalkhaft ihr ein Bein zu stellen,
Sie bey'm Grasmäh'n rücklings überkam.
Alles schwebt' ihr vor: wie ihrer willen
Er bey'm Tanz oft blutig sich geraust;
Und wie er zum Jahrmarkt ihr im Stillen
Eine große Leberwurst gekauft!

Schwächend wirkt, nach Hufelands Berichte,
Auf die Nerven Amors loses Spiel;
Drum geschah's, daß bey der Mordgeschichte!
Hänsel Pißs sie stracks in Ohnmacht fiel
Todtenblisse herrscht' in ihren Zügen,
Und mit aschgrau dickem Schweiß bedeckt,
Blieb sie auf der Kellertreppe liegen,
Wie ein todter Seehund ausgestreckt.

Mit bewegter Samaritermiene
Faßte sorglich Pißs geschäft'ge Hand
Eines Wassereymers Bogenschiene,
Der gefüllt in einem Winkel stand,
Und begoß, um Pluto's gier'gen Händen
Mit Gewalt sie wieder zu entziehn,
Die Entseelte stromweis aller Enden;
Aber ohne Wirkung, wie es schien.

Eben trat der Küster aus der Kammer,
Eine diabeleibte Creatur,
Dem der Schreck, bey Hänsels Doppelhammer,
Flugs bis in die Fingerspitzen fuhr!
Hörte den Befehl in Rathes Namen,
Griff mit Bittern nach dem Schlüssel dann;
Und auf einem Seitenwege kamen
Sie am Bogenthor des Thurmes an.

Mühsam kletterten sie, oft nah dem Falle,
Auf der Wendeltreppe Schraubentritt;
Und gelangten endlich nach der Halle,
Wo der Glockenstrang hernieder hing.
Ihn ergreifen beyde, sonder Säumen —
Dampfer Klang durchdringet Lichtenbach,
Und erweckt aus ihren Morgenträumen
Werden grauenvoll die Schläfer wach!

(Fortsetzung folgt.)

Der Schuster Flink.

Schafft Gott den Hasen, so schafft er auch den Hasen — Mit diesem Sprichwort wollte ein Pfarrer einen Vater beruhigen, der ihm die Niederkunft seiner Frau mit Zwillingen anzeigte, und über den allzureichen Segen bekümmert war. Ich wollte das wohl glauben, antwortete der Mann, wenn nur die Kinder auch Gras äßen, wie die Hasen. Wer hatte Recht, dieser verzagte Mann, oder der Pfarrer? Es bleibt dabey, der Pfarrer hatte Recht, und der Hausfreund könnte dieses mit vielen Geschichten beweisen; er will aber nur eine einzige anführen vom armen Schuster Flink. Dieser lebte in einem kleinen Städtchen, und ernährte ohne eignes Vermögen, bloß von seiner Hände Verdienst, seine Familie von sieben Kindern. Ihm kam seine geschäftige Frau Eva trefflich zur Hilfe, und so fanden sie bey ihrem vereinigten, regelmäßigen Fleiße immer ihr nöthiges Auskommen; aber am Ende des Jahres hatten sie doch keinen Uberschuß; daher konnten sie keinen weitem Kostgänger brauchen, und doch kündigte eines Tages das gute Eichen mit betrübtm Herzen ihrem Manne ihre abermalige Schwangerschaft mit dem achten Kinde an. Meister Flink sann hin und her, um neue Nahrungs-Quellen zu entdecken, aber er fand keine. Endlich kam er auf den Gedanken, einem kinderlosen Kaufmanne des Städtchens das zu hoffende Kind vor die Thüre zu legen, und theilte dieses Vorhaben seiner Frau mit. Lange kämpfte das zärtliche Mutterherz gegen diesen Vorschlag, und durch das dringende Zureden ihres Mannes wurde sie endlich dahin gebracht, ihre Einwilligung zu geben. Sie verbarg nun ihre Schwangerschaft, und kam endlich nieder; allein wie sehr hatte sich das gute Ehepaar verrechnet! Sie gebar Zwillinge, ein Knäblein und ein Mägdelein.

Alle beyde Kinder wollten sie doch dem Kaufmanne nicht aufhalsen, sondern eines davon behalten, nur waren sie nicht einig, welches von beyden sie aufsehn wollten. Die Frau wünschte das Mägdelein zu behalten, und auch dem Vater that es wehe, dieses hinzugeben, denn es war ein schönes und fei-

nes Kind; aber er meinte, das Knäblein würde eher eine willige Aufnahme und eine sorgfältige Pflege finden, da es bald im Laden gebraucht werden könnte, und so wurde dann beschlossen, das Mägdelein abzugeben. Jetzt erst wurde die Hebamme herbegerufen, nachdem man vorher das Knäblein versteckt hatte, und sie war froh, das Mägdelein allbereits an's Tageslicht gefördert anzutreffen. In der nächsten Nacht zwischen 10 und 11 Uhr brachte der Vater das Knäblein der Mutter, daß es sich nach zum letztenmale an ihrer Brust laben könnte. Mit schmerzlicher Wehmuth, und mit den Worten: „Du bist doch mein und bleibst mein“ — überließ die Mutter den holden Säugling dem Vater, der ihn nun gut eingehüllt unter seinen Mantel nahm, und dem Hause des Kaufmanns zuellte. Alles ist stille, und er hört nichts, als das ängstliche Klopfen seines eigenen Herzens. Er ist am Hause, und will das Kind auf der obersten Treppe an der Thüre niederlegen, und im nämlichen Augenblick fliegen beyde Thürflügel auf, und, „Hab ich dich, du Spihube!“ donnert ihm die Stimme des Kaufmannes entgegen. „Willst du deinen Bankrott auf der Stelle nehmen, oder soll ich dich der Obrigkeit zur gerechten Strafe anzeigen?“ Mit diesen Worten, und unter vielem Fluchen giebt nun der Kaufmann dem Schuster ein fremdes Kind, das eine halbe Stunde vorher, ehe Flink kam, jenseit vor die Thüre gelegt worden war. Vermuthend, daß der Eigenthümer des Kindes nachsehen würde, ob es aufgenommen worden sey, lauerte er hinter der Thüre, und nach einer halben Stunde kam, wie gesagt, unser Meister Flink, und ehe er noch Zeit hatte, sein eigenes hinzulegen, hatte er schon das fremde in seinen Armen, und der Kaufmann schmetterte ihm die Thüre vor der Nase zu. Wie verstellert stand er anfänglich da. Was sollte er nun thun? Sollte er etwa das fremde Kind wegwerfen, oder gar am ersten Stein zerschmettern? Nein, dazu dachte er zu christlich. Unter jedem Arme ein Kind kehrte er zu seiner Wohnung zurück, und ist auf seinem Heimwege sogar noch bessern Muthes

als er war, da er in der bewußten Absicht von Hause wegging. Unterdessen benehete Evchen, besorgt für ihren Mann und den Säugling, ihr Bett mit Thränen, bereute es schmerzlich, eingewilligt zu haben, und flehte zu Gott, daß er dem Kaufmanne Mitleiden und Barmherzigkeit gegen das arme Würmlein ins Herz geben möchte. Mit-ten in ihrem Kummer öffnete sich die Stubenthür, und ihn Mann tritt herein. Auf die Frage, wie es gegangen sey? wagt er's kaum zu antworten, daß er für eines zwey Kinder bringe. So, hast du unser Bublein wieder? Gott Lob und Dank! rief Evchen hocherfreut. Gib mir's her, daß ich's herze. War's mir doch vor, als ich's hingab und sagte: „Du bist mein und bleibst mein! Ja, du sollst mein bleiben, so lange Gott will!“ Du freu'st dich wohl lieb's Evchen, daß du dein Bublein wieder hast, sagte der Mann; aber woher nehmen wir Brod's genug für unsere neun eigenen und für das zehnte fremde Kind! Der gute Mann sahe den Engel, den Gott zu seiner Rettung aus der Noth gesandt hatte, nicht, und doch war er ganz in der Nähe. Der Frau ahnete etwas davon; denn mit einer Zuversicht, als wenn es ihnen gar nicht fehlen könnte, spricht sie dem verzagten Manne Trost in's Herz mit den Worten:

Der den Wurm im Staube nährt

Und verlassen Raben

Reichlich Unterhalt gewährt,

Wird dir seine Gaben

Nicht entzieh'n.

Hoff' auf ihn!

Er läßt nie die Seinen

Lange trostlos weinen.

Nicht lange weinten diese guten Leute trostlos.

Eben wickelte Flink das fremde Kind auf, um nach dem Geschlecht zu sehen, — es war ein Bublein — als er zu dessen Füßen ein Päcklein Geld mit 100 Thalern und einen Brief an den Kaufmann fand, dem man es vor die Thüre gelegt hatte, worin stand, daß man in der Hoffnung einer mitleidigen Aufnahme und sorgsamten Pflege ihm das Kindlein hingelegt habe. Er solle Waterstreue an ihm bewei-

sen, und erhalte vorläufig zur Erkentlichkeit 100 Thaler, und könne jährlich in einer benachbarten Stadt eben so viel bey einem Kaufmanne als Kostgeld für das Kind erheben.“ Mit Freudenthränen in den Augen bittet Flink seine Frau noch einmal den vorigen schönen Vers zu sagen. Sie thats, und als sie an die Worte kam! „wird dir seine Gaben nicht entziehen.“ zeigte Flink das entdeckte Geld mit den Worten: da sind schon diese Gaben, da ist schon der kleine fremde Engel, den uns Gott gesandt hat, daß er uns für unsere Kinder sorgen helfe.

Aber das Kind und das Geld waren an den Kaufmann adressirt, und dieser erfuhr es nicht sobald, als er sogleich auf das fremde Kind Ansprüche machte, um Barmherzigkeit an ihm üben zu können. Er war auch ein gar barmherziger Mann; nur war er der Meinung, umsonst ist der Tod, und für 100 Thaler lasse sich's schon ein Jahr lang gegen ein kleines Geschöpf barmherzig seyn.“ Meister Flink behauptete, der Kaufmann habe ihm das Kind mit dem Gelde abgetreten, und sogar auf eine sehr grobe Art aufgedrungen. Vor Gericht verlor der Schuster, und schon sollte das Kind sammt dem Gelde dem Kaufmanne verabsfolgt werden, als ein Schreiben vom Vater des Kindes an die Obrigkeit kam, des Inhalts: „Man habe sich in dem Kaufmanne geirrt, und nicht geglaubt, daß er so hart seyn würde. Der arme Schuster, der zu seinen vielen Kindern auch noch das fremde genommen und sich erbarmt hatte, sollte Pflegevater des Kindes bleiben, und, weil er ein armer Mann wäre, zu den 100 Thalern noch jährlich 50 Thaler weiter erhalten.“ Der geneigte Leser wird sich mit dem Hausfreunde freuen, daß die Sache am Ende eine so günstige Wendung für den armen Schuster nahm. Das Kindlein wuchs, und wurde mit treuer Liebe von seinen Pflegeältern zu einem guten Menschen erzogen, und Meister Flink hatte sein gutes Auskommen, und wurde ein wohlhabender Mann. — So kommt Gott, eh' wir's uns versch'n, und läßt uns viel Gut's gescheh'n.

(Aus dem schon oft empfohlenen Schreierischen Hausfreunde auf das Jahr 1816.)

Erdäpfel, eine Brandsalbe.

In dem ersten Bande des vaterländischen Magazins, veranstalt von Hr. Rath André, wird eine Mischung gleicher Theile Baum- oder Leinöls, Schweißes und Milchrahms, als Brandsalbe empfohlen. Ich lasse diesem Mittel volle Gerechtigkeit wiederfahren, da ich mich von seiner wohlthätigen Wirkung, selbst überzeugt habe.

Vielleicht dürfte Manchem ein anderes, einfacheres, beynahe stets vorhandenes, und dennoch eben so wirksames Mittel, nicht unwillkommen seyn. Hier folgt es:

Man reibe auf einem gewöhnlichen Reibeis einen rohen Erdäpfel, lege ihn unmittelbar auf die verbrannte Stelle, und — bey'm zweiten, höchsten dritten Umschlage sind Schmerz und Röthe verschwunden.

Wenigstens in meinem großen Haushalte Niemand, der sich, in diesem Falle, eines andern Mittels bediente.

Fhr. v. Apfalterm.

Erinnerung an die vorzügliche Heilkraft des Leinöls.

Unter mehreren Fällen, welche mich bey fortgesetzten Untersuchungen und Beobachtungen, von der Heilkraft des Leinöls überzeigten, dürfte wohl folgendes Ereigniß das auffallendste und empfehlendste seyn.

Meine Mädchen brachten vor wenig Monaten, mit einer Freude, als hätten sie ein Königreich zum Geschenke erhalten, ein sechs bis sieben Wochen altes Käbchen nach Hause. Mutterpflege bleibt weit hinter Jener, welche dieß kleine Thier genoß, und die Anhänglichkeit meiner Kinder wuchs in dem Grade, in welchem sich die Spiellust der Katz entwickelte.

Niemand denkt sich aber den Schmerz, als meine unvorsichtige Magd den Kopf des kleinen Thierchens in der Thüre zerquetschte!

Es war auch für den unbefangenen Zuschauer ein ergreifender Anblick, das arme Geschöpf in wüthendem, stummen Schmerzen sich, mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit, an ein und derselben Stelle in

Wirbel drehen zu sehen. Der Kopf war schief gedrückt, die Augen weit herausgetreten, und Blut floß aus Mund und Nase.

Erschüttert durch den Anblick, sprach ich aus wahren Mitleid das Todesurtheil aus. Aber keine Vorstellung fruchtlos verlängerter Leiden half, das Leinöl sollte auch hier versucht werden, und ich, welcher ich nicht mein so hoch gepriesenes Mittel um seiner bereits erworbenen Ruf bringen, mußte mich ergeben.

Nun wurde mit allem Ernste, doch mit um so größerer Schonung, gesalbt, je mehr das leidende Thier, die ersten zwey Tage, bey jeder Operation schrie. Ich schüttelte zweifelhaft den Kopf, rieth das arme Thier zu tödten, doch die barmherzigen Samaritanerinnen blieben standhaft.

Am dritten Tage fiel die Geschwulst schon merklicher, die Augen traten allmählig in ihre Hölen zurück, und durch eine kleine Oeffnung der Augenhöhle sah man den Augapfel.

So schritt die Genesung, bey unermüdeter Aufmerksamkeit, zum Erstaunen rasch vorwärts. Am achten Tage machte sich das kranke Thier auf die Beine, doch bemerkten wir bey dieser Gelegenheit, daß es blind sey, obschon sich erst später ein sichtbares Fell bildete. Nach Verlauf von drey Wochen, war auch dieses verschwunden, und die Kaze trieb nun wieder ihr gewohntes Spiel.

Daß hier kein anderes Mittel, als das lauwar-me, reine Leinöl angewandt wurde, verbürge ich mit meiner Ehre und Gewissen, denn ich war auf-

merkamer Beobachter der ganzen Heilart. Daß ich aber nun stets, wenn Freund Murner sich schmeichelnd an mich drängt, von meinen Mädchen den Vorwurf des zu voreilig gesprochenen Todesurtheils, und meines schlechten Vertrauens zu meinem selbst entdeckten Mittel, hören, und beschämt dabey schweigen muß — ist ein Geständniß, welches mir kein vernünftiger Vater oder Erzieher mißdeuten wird. Geschrieben im Dezember 1815.

Fhr. v. Apfalterm.

XXII.

Mittel gegen erfrorne Glieder.

Sehr gemein ist die Klage, daß bis ißt noch kein sicheres Mittel gegen erfrorne Glieder bekannt sey. Selbst wundärztliche Hülfe ist selten gewiß, und endet meist — mit dem Messer, und Verluste ein oder des andern Gliedes.

Auch ich war in gleicher Verlegenheit, suchte lange vergeblich nach Rath und Hülfe, bis mir Beides von meinem hochverehrtem Freunde Joseph Bergler, Akademie-Direktor in Prag, zufällig geworden.

Nehmen Sie, sagte mir dieser praktische Mann, wenn Sie aus der Kälte kommen, und die erfrornen Glieder Sie empfindlich schmerzen, roth und angelaufen sind, reines Terpentinöl, (Ol. Therobinti) und reiben selbe, wiederholen dieses Einrei-

ben, unter gleichen Umständen, einigemal, und ich büрге Ihnen für den glücklichen Erfolg.

Hr. Bergler verdankt diesem einfachen Mittel, welches er in Italien kennen lernte, seine gefunden und unverletzten Hände und Füße, welche bey seinen Studien, vorzüglich während seines Aufenthaltes in Rom, unendlich litten, ja bereits wund zu werden anfingen.

Hätte doch der freundliche Genius der Kunst Berglern, nebst diesem Mittel, ein gleich wirksames, für seinen schwächlichen Körper gereicht, damit seine Freunde nicht stündlich zittern müßten, einen Mann zu verlieren, welcher gleich vortreflich als Mensch und als Künstler ist.

Fhr. v. Apfalterm.

Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts.

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

A. Die Bessern und Vernünftigen.

I. Ehret das Alter auch im Bauern- kittel.

Einmal hatten sich im Michael Schuppach, des berühmten schweizerischen Wunderdoktors Laboratoro eine große Menge vornehmer Leute aus allen Gegenden der Welt eingefunden, theils um sich über ihre Gesundheit mit ihm zu berathen, theils aus Neugierde. Unter Andern befanden sich da mehrere französische Herren und Damen, und ein russischer Fürst mit seiner Tochter, deren Schönheit die gerechte Bewunderung Aller auf sich zog. Ein junger französischer Marquis versuchte gegen den Wunderdoktor zur Unterhaltung der Damen seinen Witz spielen zu lassen, aber dieser antwortete ihm, obwohl der gallischen Zunge nicht gar mächtig, so, daß jener die Lacher nicht auf seine Seite bekam. Während dieser Unterhaltung trat ein alter schlecht gekleideter Bauer herein, ein Nachbar Schuppach's, mit einem silberweißen grauen Bart.

Schuppach wandte sich sogleich von seiner vornehmen Gesellschaft zu dem alten Nachbar, und da er hörte, daß dessen Frau krank sey, schickte er sich an, für diese vor Allem das Nöthige zu besorgen, ohne mehr viel Rücksicht auf die vornehmen Gäste zu nehmen, deren Angelegenheiten er nicht für so dringend zu halten schien. Dem Marquis war nun ein Gegenstand seines Witzes entzogen, und er machte deshalb den alten Graubart dazu, der noch wartete, bis der Nachbar Michel ihm etwas für seine alte Marey bereitet hatte. Nach allerley schlechten Späßen über den langen weißen Bart schlug er eine Wette vor von zwölf Louisd'ors, daß keine von den Damen den alten hässlichen Kerl küssen möge. Die russische Fürstin gab auf dieses Wort ihrem Bedienten einen Wink. Dieser brachte

einen Keller. Die Prinzessin legte zwölf Louisd'ors darauf, und ließ ihn hierauf zu dem Marquis tragen. Dieser konnte freylich nicht umhin, die andern zwölf hinzuzulegen. Hierauf trat das schöne Mädchen zu dem alten Bauer mit dem langen grauen Barte, und sprach: Erlaubet, ehrwürdiger Vater, daß ich Euch nach der Sitte meines Landes begrüße. Und nun umarmte sie ihn, und gab ihm einen Kuß. Alsdann reichte sie ihm das Gold auf dem Keller hin, mit den Worten: „Nehmet das an zum Andenken von mir, und zum Zeichen, daß die russischen Mädchen es für Pflicht halten, das Alter zu ehren.“

Der 105jährige Greis, Jacob Linhart, Müller von Bilsko, gräflich Schlickischer Gitschinoweser Herrschaft.

Sowohl der heißeste Erdstrich unter dem Aequator, als der beeifete Pol, können Menschen von langer Lebensdauer aufweisen. Doch begünstiget ein gemäßigtes Klima, so wie Beredlung und Ausbildung des Menschen, auch vornehmlich sein hohes Alter; wovon das Königreich Böhmen nicht wenige Beispiele giebt. Der Einsender dieses könnte aus seiner ehemaligen Samschiner und nunmehrigen Kopylner Collatur viele Personen nennen, die es über 90 Jahre gebracht. Im Monat December des Jahres 1815 starb aber zu Bilsko, Kopylner Collatur, ein Greis, 105 Jahre alt, und was merkwürdig ist, bis zu seinem Hinscheiden ununterbrochen gesund.

Man hat an diesem Manne ein sprechendes Beispiel, was eine gute Natur, und ein mäßiges, nüchternes und leidenschaftsloses Leben bewirken können. Er war von mittelmäßiger Größe, schwächlichem Leibe, aber immer lebhaft sein Gang, feurig sein

Auge, alle seine Sinne ausnehmend scharf. Sein Erwerb bestand in einer kleinen Mühle, liegend an einem ganz unbedeutenden Bächlein, das oftmals gänzlich vertrocknete; daher mußten seine Räder oft lange ruhen, welche Hemmung des Gewerbes ihn mehrmals in keine geringe Verlegenheit brachte. Aber wohlgenuth, heiteren Sinnes, fand man ihn auch in seiner drückendsten Lage. Oftma's meinte ich wirklich, daß Euphrosine, die Göttin des Frohsinnes selbst in seiner Behausung für immer eingekehrt sey.

Nächst seiner Mäßigkeit verdankte er wohl vorzüglich dieser steten Gemüthsruhe, und seiner immer fröhlichen Laune sein so hoch gebrachtes Alter. Daß, was Tausenden Gesundheit und Leben gekostet, — die Leidenschaftlichkeit, — kannte er nicht.

Aller seiner Sinnen blieb der Greis Linhart bis zum vorletzten Jahre seines Daseyns ganz mächtig; nur ein Jahr vor seinem Tode wurde das Gehör bey ihm ein wenig geschwächt. Im Sommer des Jahres 1815 ging er noch zu Fuße nach Kopidlno in seine Pfarrkirche, von Bilsko, seinem Wohnorte, eine halbe Stunde entfernt. Er hielt sich viel in der freyen Luft auf; nur einbrechende starke Kälte fesselte ihn zuletzt an die warme Stube. Als ich am 18ten November des Jahres 1815 in seinem Hause erschien, um die Leiche seines Sohnes, der im 6ten Jahre seines Lebens verstarb, zu heben: lag er im Bette, und schmauchte sein Pfeifchen. Ich begab mich in seine Kammer; sogleich erkannete er mich, und drückte mir recht innig die Hand. Über sein Wohlseyn von mir befragt, erwiederte er: „Er sey mit Allem zufrieden; aber dieß finde er doch ein wenig wider die Ordnung, daß er seinen Sohn überlebt habe.“ Dabey zitterte dem lieben Alten eine Thräne im Auge. Aber es dauerte nicht lange: nach einem Monate folgte auch er dem Vorangegangenen nach. Er wurde am 20ten December 1815 zur Erde bestattet.

An diesem würdigen Greise sind noch einige Eigenheiten merkwürdig. Er hatte ein treffliches Erinnerungsvermögen; Alles wußte er bündig und richtig zu erzählen, was sich in dem Jahrzehndt seines Daseyns, vornehmlich auf den gräßlich Schickslichen Herrschaften, zutragen. Weil nun dieser Greis die Vergangenheit so gut kannte, meinte manche liebe Einfalt, daß er auch in die Zus-

kunft eben so gut zu sehen wisse, und sah in ihm einen Propheten. Sein Silberhaupt, sein heiteres Antlitz, sein lebhaftes Auge, Folge des ihn immer beherrschenden Frohsinnes, gaben dem Manne eine außerordentliche Anmuth; jeder liebte seinen Umgang, und fragte ihn über mancherley Dinge, die da kommen sollten. Es traf sich zufällig, wie es immer der Fall ist, daß seine Worte zuweilen in Erfüllung gingen, und so konnte es nicht fehlen, daß man dem lieben Alten eine große Sehergabe zuschrieb.

Bey alle dem bleibt es seltsam, daß dieser ehrwürdige Greis, als man den Weltstürmer Napoleon im Jahre 1814 von seinem unrechtmäßigen Throne herabgestürzt, und auf die Insel Elba verbannt hatte, — und als in diesem glücklichen Ereignisse ein Jeder das Beginnen seliger Tage, und vornehmlich einen lange dauernden Frieden erblickte, — daß, sage ich, dieser Greis einigemal eben so nachdrücklich, als feyerlich in meiner Gegenwart be-theuert hatte: Der schreckliche Krieg werde seine Ende noch nicht erreicht, nicht ein Jahr werde vergehen, und dieser Unruhekopf werde noch einmal auftreten, und ganz Europa in Bewegung setzen. Ich muß gestehen, mein Glaube war nicht groß, und ich lächelte herzlich über den Alten. — Als aber, was er vorhergesagt, so genau eintraf, mußte ich mich freylich seiner Worte erinnern.

Den Greis Linhart zeichnete auch die schöne Eigenschaft aus, daß er ein sehr rechtlicher und frommer Mann war.

Als das hundertste Jahr seines Lebens herannahete, glaubte er, daß sein Ende nicht mehr ferne sey. Ach! bey wie vielen ist es um diese Zeit schon längst vorüber! Er ließ sich demnach einen Grabstein fertigen, den er auf dem Freyhofe zu Drahoraz, einer zu Kopidlno gehörigen Filialkirche, wo die Bewohner von Bilsko beerdiget werden, an den Ort hinzulegen befohl, an dem er sich seine künftige Ruhestätte gewählt hatte. Mit einer Fassung und einer Gemüthsruhe ging er jedesmal vor dieser Stätte vorbei, die man heut zu Tage an manchem Philosophen und sogenannten Schöngeliste vermißt. Als er einstens vor dieser seiner Grabstätte, sie ernst betrachtend, da stand, fragten ihn Einige, die eben anwesend waren, warum er so gegen alle Menschen-sitte schon bey Lebzeiten sein Grab bestelle? Da sprach der lebenswürdige Greis die schönen Worte: „Mit dem Orte, wo man so lange wohnt wird, kann man sich nicht früh genug

bekannt machen." Da sehe man einen gemeinen, schlichten Mann, der durch rechtlichen frommen Wandel die Todesfurcht zu überwinden gelernt hat, was so mancher bey aller seiner hochgepriesenen Weltweisheit nicht vermag.

Diese Betrachtung bewog mich auch vornehmlich, diesen lieben Alten zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Es ist für einen gutdenkenden Pfarrer ein süßes Vergnügen, von einem seiner Pflüge Empfohlenen sagen zu können: „Er hat lange — recht lange — und immer redlich und fröhlich gelebt. — Glücklich der, auf dessen Grabstein man dieses schreiben kann.

Wacel.

3. Die edeln Kosaken.

In einem elenden Dorfe bey Straßburg, das voll Kosaken lag, erhielt ein armer Mann 1815 6 Kosaken zur Einquartierung. Was die Noth am höchsten trieb, war die Niederkunft der Hausfrau. Sie und ihr Mann hatten Mangel an Lebensmitteln; ein Kosak brachte ihnen zu essen. Zwey Tage nachher nahm der nämliche Kosak, als die Frau schlief, das neugeborne Kind, und verschwand damit. Vater und Mutter waren untröstlich, als sie weder Kind noch Kosaken mehr auffindig machen konnten.

Nach 24 Stunden kam indes der Kosak mit dem Kinde zurück, und stellte es der Mutter mit einem Beutel, worin über 100 Thaler waren, wieder zurück. Das Kind auf dem Arm, gieng er in der Nachbarschaft umher, wo Russen und Kosaken lagen, und sammelte für die unglücklichen Eltern dieses Kindes.

4. Patriotismus der Großhändler in Wien.

Bey der Rückkehr des Kaisers im v. J. 1814 legten die hiesigen Großhändler 200,000 Gulden zusammen, von deren Zinsen à 2½ Procent 30 im J. 1813 und 1814 invalid gewordene Offiziere Pensionen erhalten sollen; nämlich fünf jährlich 300, zehn 200, fünfzehn aber 100 fl. Jeder. Die von Sr. Majestät ernannten Offiziere haben jezt zum erstenmal die Pension bezogen. Welch' ein Eifer für Un-

terstützung der Invaliden in unserm Staate herrschen kann man daraus abnehmen, daß bereits im Dezember 1814 der gesammelte Fond 522,000 Gulden betrug. Die Unterthanen der böhmischen Herrschaft allein legten 2000 Gulden zu einer Unterstützung für 4 invalide Gemeinde zusammen.

5. Bartholomäus Berhel von Welkowitz in Mähren, der edle Rekrut.

Die Herrschaft Millotitz in Mähren war mit 4 Fuhrwesens-Rekruten im Reste, und führte am 1. May 1815 zur Berichtigung dieses Restes ein Bursche zur Auswahl vor. Nach der mit ihnen vorgenommenen körperlichen Untersuchung wurden davon 4 Mann zum Bleiben bestimmt. Unter diesen war nun ein Bursche äußerst traurig und niedergeschlagen, welches dem Konscriptions-Offizier um so auffallender war, als die andern (wie überhaupt die Rekruten jener Gegend), sich munter und froh zeigten. Der Offizier munterte ihn auf, und sprach ihm Muth zu. „O Herr Oberlieutenant, erwiderte er: Sie verkennen mich! Ich bin nicht traurig, weil ich Soldat werden muß; aber ich habe Kummer um meine alte, arme, zurückgelassene Mutter, deren einzige Stütze ich war.“ Die andern überzähligen Landsleute waren noch gegenwärtig. Da sprang Bartholomäus Berhel hervor. „Herr Oberlieutenant, rief er, ich hatte vergessen, daß dessen Mutter eines Ernährers bedarf; erlaube Sie, daß ich statt seiner dableibe; ich erfülle dann als Unterthan und als Mensch meine Pflicht, denn ich diene dem Vaterlande, und gebe einer alten Mutter ihre einzige Stütze wieder.“ Alle staunten den hochherzigen Menschen im schlichten Kleide an; der Freygelassene aber sagte mit Thränen in den Augen: „Ich kann dir nichts geben, denn ich bin arm; ich sehe aber, du hast schlechte Stiefeln, komm ich gebe dir meine bessern!“ Sie tauschten, umarmten sich, und schieden.

Der k. k. Hofkriegsrath, sobald er hievon unterrichtet wurde, hat diesem Manne ein Geschenk in Geld bewilligt, und wird auf seine vorzügliche Beförderung zum Unteroffizier gleich Bedacht nehmen, wenn anders dessen Brauchbarkeit der edlen Handlung entspricht, mit welcher er seinen Eintritt in die militärische Laufbahn bezeichnet hat.

6. Macht der kindlichen Liebe.

(Auszug eines Schreibens aus Dalmatien vom 29. Juny 1815)

Einen Zug der zärtlichen Kindesliebe werden gefühlvolle Herzen nicht ohne Theilnahme vernehmen. Vor einigen Tagen wurde zu Macarsca eine gewisse Wittwe Giurgewich von der Pestseuche befallen. Der gräßliche Anblick der Gefahr ersticke die Stimme des Blutes und des natürlichen Mitleids in den Herzen ihrer zahlreichen Familie. Von Schrecken und Schauder ergriffen, sah sich die unglückliche Kranke, wie dieß bey ähnlichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, von allen den Ihrigen verlassen. Dennoch entschloß sich eine ihrer Töchter, Katharina Giurgewich, nachdem sie ihren Brüdern in den stärksten Ausdrücken ihr Betragen vorgeworfen hatte, der Mutter Beystand zu leisten. Auf den schwachen Arm der Tochter gestützt, wandte diese in das Spital. Keinen Augenblick des Zuspruches aller Umstehenden, welche ihr die Augenscheinlichkeit der Gefahr mit den stärksten Farben schilderten, blieb sie, nichts als Herz- und Pflichtgefühl um Rath fragend, an der Mutter Krankenbette, pflegte sie, suchte die Pestbeulen der Sterbenden zu heilen, leistete ihr in Allem den rührendsten Beystand, und kam bis zu dem Tode der Mutter nicht von ihrer Seite. Und dieses außerordentliche Mädchen, dieses Beyspiel und Vorbild von kindlicher Zärtlichkeit lebt noch und befindet sich gesund, vielleicht von der Vorsicht gerettet, um der Welt in dieser frommen Heldin ein lebendiges Beyspiel aufzubewahren, welcher Opfer ein unverdorbenes, kindliches Gemüth fähig ist.

7. Böbliche That und Gesinnung.

Ein Bürger zu Horgen, im Würtembergischen Oberamt Kotweil, rettete im Juny 1815 einen k. österreichischen Unterofficier aus den Raubmörder-Händen zweyer Ausreißer mit eigener Lebensgefahr, und half die Bösewichter zum Verhaft bringen. Auf den von seiner That an den König gelangten Bericht, beschenkten ihn Se. Maj. mit der silbernen Verdienst-Denkünze und 22 Gulden; und als Se. kaiserl. königl. Maj. von Oesterreich Kenntniß von diesem muthvollen Benehmen erhielten, ließen Sie dem braven Manne eine

mit Höchsth ihrem Bildnisse gezeigte goldene Denkmünze, 66 fl. an Werth, durch Ihre Gesandtschaft am k. würtembergischen Hofe zustellen. Das k. würtemb. Landvogtey-Amt am oberen Neckar hat dieses Beyspiel von Anerkennung des Verdienstes unterm 18. October im Regierungsblatt Nr. 51 öffentlich bekannt gemacht.*)

8. Der menschenfreundliche Arzt.

Das sächsische General-Gouvernements-Blatt Nr. 139 vom 18. October 1815 enthält folgende, einem menschenfreundlichen Arzte hohe Ehre machende Anzeige.

In dem im Stifte Zeitz gelegenen Dorfe Würchwitz ereignete sich am 18. September 1815 ein großes Unglück, welches leicht die traurigsten Folgen haben, und beynah eine ganzen Familie das Leben rauben konnte. Als nämlich die Frau des Tagelöhners Christian Mühlbergs gegen Abend mit einem Korb voll Klee, in Begleitung ihrer Tochter, eines Mädchens von 15 Jahren, vom Felde zurückkehrte, wurden beyde, als sie sich zufällig umsahen, eine hinter ihnen herspringende Kage gewahr, welche abwechselnd stehen blieb, und dann sich furchtbar gebedrönd, mit der Vorderpfote wüthend in die Erde kratzte.

Nicht ahnend, daß die Kage toll seyn könne, blieben sie mitten im Wege stehen, erwartend, was sie weiter beginnen würde. Aber nur zu bald wurden sie ein Opfer dieser Sorglosigkeit: denn die Wüthende kam herbeygelaufen, und umklammerte unter heftigem Krallen- und Beissen den Fuß der Mutter, welche von dem Unthier zu Boden gerissen wurde. Zwar gelang es der Tochter, sie zu befreyn; sie ward aber dabey ebenfalls, und zwar in die rechte Hand tüchtig gebissen, worauf die Kage fort, mitten durch das Dorf hin, ganz nahe neben einigen anderen Leuten, ohne sie zu verletzen, vorbey, in einen, wohl 600 Schritt entfernten, auf der entgegengesetzten Seite liegenden Garten lief. Hier nun — man denke sich das furchtbare Walten des Geschickes! kommt das noch einzige andere Kind des besagten Mühlbergs, ein junger Mensch von 17 Jahren, mit einem Korbe voll Pflaumen auf dem Rücken, denselben Weg gegangen, welchen die Kage herauf läuft, und wird, wie gleich vorher die

*) National-Zeitung XI. 1815. S. 898.

Mutter, eben so von ihr angefallen, umklammert, und im Dickbein schrecklich zerbissen. Nachdem er den Korb eiligst von sich geworfen, gelang es ihm endlich mit vieler Mühe und hartem Kämpfen, diese Feindin seiner Familie an seinem Leibe zu erdrosseln, wodurch er sich das schönste Verdienst erwarb, vielleicht noch manchen Andern von einem ähnlichen Unfall befreit zu haben. Aber was thut nun der Gatte und Vater dieser Unglücklichen zur Rettung der Seinigen? Anstatt bey einem geschickten Arzte Hülfe zu suchen, befahl er ihnen, von dem ganzen Vorgang zu Schweigen, und eilte zu dem 2 Stunden entfernten kappnaischen Schäfer, welcher unter andern äskulapischen Künsten auch durch sympathetische Kuren in hiesiger Gegend berühmt ist. Dieser nun gab ihm für jeden Patienten ein Butterbrod, worauf 3 mystische Kreuze gezeichnet waren, welches sie stillschweigend verzehren mußten. Hiermit nun glaubten Beyde das Ihrige gethan, und ihr Gewissen verwahrt zu haben. Doch als endlich der Vorgang ruckbar wurde, so wurde Mühlberg von einigen Verständigen ernstlich bedeuert, die Sache nicht für gering zu achten, und bessere Hülfe zu suchen. Dem Zufolge ging er nach Zeitz, um den Dr. Richter, welcher schon mehrere Beispiele glücklicher Kuren dieser Art aufzuweisen hat, zu holen; da aber dieser wegen Besichtigung auswärtiger Kranken eben abwesend war, so kam er zwar gleich nach seiner Rückkunft, aber doch 27 Stunden darauf, nachdem die genannte Familie jenes Unglück betroffen hatte, nach Würchwitz. Dr. Richter verkannte nicht, wie schwierig es sey, nach so langem Aufschub von den nun sogleich angewendeten Rettungsmitteln eines sichern Erfolgs gewiß zu seyn. Indessen that er Alles, was ihn die geläuterte Kunst und seine eigenen vieljährigen Erfahrungen gelehrt hatten. Auch unterzog er sich selbst der Operation des schleunigsten Ausschneidens der Wunden, wobey bemerkt zu werden verdient, daß der junge Mühlberg mit der größten Standhaftigkeit, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, diesen Akt an sich verrichten ließ. Mit größter Sorgfalt und rastloser Anstrengung setzte Dr. Richter die Kur fort, und hat nun die Freude, seine menschenfreundlichen Bemühungen durch den schönsten Erfolg gekrönt zu sehen, da es ihm gelang, das Gift nicht nur völlig aus den Körpern zu bringen, sondern auch nun, nach gänzlicher Heilung der Wunden, die drey Personen vollkommen wohl und gesund zu sehen.

Zu arm, die Arzneymittel und sonstige wegen dieser Kur gehaltenen Unkosten und Bemühungen bezahlen zu können, begnügte sich Dr. Richter mit dem herzlichsten Dank dieser Leute, und fand den schönsten Lohn seiner Uneigennützigkeit in dem hohen Bewußtseyn, das Leben dreyer Menschen gerettet zu haben.**)

9. Die brave Gemeinde.

In Günstädt, einem nun zum preussischen Herzogthum Sachsen gehörigen Dorfe des Amtes Weißensee, kommt am 24ten September 1815 Abends eine arme preussische Soldatenfrau, die ihren in bortiger Gegend gestandenen Mann aufsuchen will, in's Wirthshaus, und daselbst zu übernachten, und setzt sich still und traurig in einen Winkel der Schenkstube. Der Wirth fragte sie, ob sie nicht ein wenig trinken möchte. Sie bejaht es, ist aber so ehrlich, zu gestehen, daß sie kein Geld habe, das Bier zu bezahlen. Er schenkt ihr sogleich eine Maß umsonst ein. Bald zeigt sich's, daß die arme Reisende ihrer Entbindung nahe sey, und sogleich bringt man sie in ein Gemeinde-Haus, wo sie alle für ihre Umstände erforderliche Unterstützung und Pflege findet, und den folgenden Tag von einem gesunden Mädchen entbunden wird. Der abwesende Vater konnte keine Zeugen zu seinem Ehesegen erbitten; aber es meldeten sich freywillig vier der angesehensten Einwohner des Orts zur Verrichtung dieses christlichen Liebesdienstes, darunter auch die Frau des Schenkwirths, der zugleich Heimbürge (so nennt man hier die Dörferobern) ist, und Gebhard heißt, aber, wie man sieht, nicht hart im Geben ist. **)

10. Ehre den Frauen!

Es war ein junger Mensch, der sehr ausgewachsen war, verlor mit dem Tode seiner nach einander sterbenden Eltern seine einzige Nahrungsquelle. Sie waren in ihrem Spätkalter hieher gewandert, und hatten nur von der Güte hiesiger Menschenfreunde gelebt, die aber auf den unglücklichen Sohn sich nicht fortpflanzen konnte. Mit Mahlen erwarb er sich den nothdürftigsten Unterhalt; aber diese Beschäftigung warf ihn aufs Krankenlager, und er

*) National-Zeitung XI. 1815. S. 97.

**) National-Zeitung X. 1815. S. 224.

bekam die Auskehrung. Jetzt schien er ganz verlassen zu seyn. Da erbarmte sich ein stiller, gutes Mädchen seiner. Sie hatte zwar selbst nichts weiter, als was sie täglich mit ihrer Handarbeit verdiente; aber dieses Wenige theilte sie mit ihm. Ueberdies drang sie in ihren alten Vater, den Kranken in seine Wohnung zu nehmen, und hier pflegte sie ihn mit einer Sorgfalt, die ihm keine Wünsche übrig ließ. In dieser Zeit wurde ihr eine sehr vortheilhafte Dienststelle angeboten; nach stillem Kampfe mit sich selbst schlug sie sie aus, bloß, um den seinem Ende sich nahenden S... nicht zu verlassen. In der Nähe des Todes äußerte er sehr lebhaft noch den Wunsch, in einen etwas besseren Sarg gelegt zu werden, als gewöhnlich solche Leichen bekommen, welche aus einer Armen-Casse begraben werden. Sie versprach ihm die Erfüllung dieser Bitte, und mit einer ihr sehr schwer fallenden Aufopferung legte sie 1 fl. fränkisch auf das Geld, das von einer öffentlichen Casse für den Sarg bezahlt wurde. Für diese Zulage erhielt der Todte einen besseren Sarg. Dieses Mädchen ist nicht durch Talente und Bildung ausgezeichnet, nur, wie gesagt, ein stiller, gutes Geschöpf. In ihr hat sich bey dieser Gelegenheit bloß die Vortrefflichkeit ihres Geschlechtes entfaltet. Sie scheute keinen Eckel, keine Plage, keine Furcht vor Ansteckung, aber was mehr als Alles sagen will, auch keine böse Nachrede, einzig folgend dem Muse ihres mitleidigen Herzens. Sie konnte auf keinen Dank, auf keinen Lohn, auf keinen Beyfall Anspruch machen, und wie würde sie erstaunen, wenn sie zufälliger Weise diese sie ehrende Erzählung hören sollte! *)

11. Der Kaufmann Kleinknecht in Nürnberg.

Das am 28ten Januar 1816 zu Nürnberg feyerlich begangene Namensfest der allgeliebten Königin von Bayern wurde hier durch eine Handlung der belohnenden Gerechtigkeit verschönert. Der Kaufmann Kleinknecht aus der Vorstadt Wöhrd hatte am 3ten July 1815 durch seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart ein großes Unglück, das einen ganzen Ort zu Grunde richten konnte, abgewendet.

Er fuhr 150 Pulverwagen bey dem Dorfe Eselbach, an der Straße nach Frankfurt, vorbei, und Kleinknecht wurde gewahr, daß an einem eine Achse in Brand gerathen war, ohne daß es die Fuhrleute bemerkt hatten. Im Augenblick hielt er den Wagen an, und holte Wasser zum Löschen herbei, welches auch glücklich bewerkstelliget wurde. Die Achse war schon so weit durchgebraunt, daß der Wagen, als man weiter fahren wollte, nach wenigen Schritten zusammenbrach. Diesem glücklichen Retter wurde vor dem Gottesdienste, durch den königlichen Local-Commissär, Ritter von Kracker, die Denkmünze für Bürger-Verdienst im Namen des Königs übergeben und angeheftet. *)

12. Der brave Schweizer, Mathias Hungard.

Im Bündtner Lande findet sich ein Berg-Past, Via Mala genannt, der von Tufis nach dem Schamsertal, und durch einen der gefährlichsten und schauervollsten Pässe der Alpen-Hochgebirge über eine Brücke führt, unter welcher der Rhein sich in einer Tiefe von 500 Fuß, zwischen zwey senkrechten Felsenwänden, brückend hindurchwälzt. Unweit dieser Brücke sah vor einiger Zeit der Mailänder-Curier eines seiner Maulthiere vor seinen Tugen in den Abgrund stürzen; ein Verlust, der ihm um so empfindlicher fiel, da das Thier ein Felleisen mit Geld aufgepackt hatte. Da sich Niemand in den Abgrund hinunter wagen wollte, so blieb dem Curier nichts übrig, als seine Reise mit betäubtem Herzen fortzusetzen. Wenige Tage nachher ließ sich Mathias Hungard aus dem Flecken Tufis an Stricken in jene Tiefe hingab, und sondirte, in dem fürchterlichen Schlunde über dem Wasser schwebend, das Bett des tobenden Stromes. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm durch Muth und Geduld, das Felleisen aufzugreifen und herauszuziehen. Eilends ließ er dann den Curier von dem gethanen Funde benachrichtigen, und händigte ihm mit seltener Redlichkeit das ganze Felleisen gerade so wieder ein, wie er's gefunden hatte.

(Corresp. Nr. 147., den 27ten May 1815.)

*) Nation. Zeitung X. 1815 S. 843.

*) Nation. Zeitung II. 1816. S. 133.

B. Die Schlechtern und Unvernünftigen.

1. Habucht und Mord.

In einem Wirthshause, nahe bey Sargans, im Canton St. Gallen, kam neulich Abends ein italienischer Krämer an, welcher den anwesenden Gästen seine Waare auskramte. Die Wirthskleute, durch den vermeintlichen Werth seiner Waare lustern gemacht, beschloßen in einer Berathung, woran Vater, Mutter, Sohn und Tochter, nebst dem Gesinde Antheil nahmen, den Unglücklichen in der Nacht zu morden; und sie führten das Verbrechen auch aus, so sehr von der Habucht verblindet, daß sie nicht auf eine arme alte Frau Acht hatten, der sie aus Mitleiden eine Nachtherberge hinter dem Ofen vergönn't hatten. Diese sollte, um nichts verrathen zu können, ebenfalls ermordet werden, und nur durch ihre wiederholte Versicherung, sie habe die ganze Nacht fest und ruhig geschlafen, konnte sie ihr Leben retten. Dieses alte Weib eilte, sobald es sich entfernen konnte, nach St. Gallen, und entdeckte dort bey der Behörde das begangene Verbrechen. Sogleich wurde hinreichende bewaffnete Mannschaft nach dem Wirthshause gesandt, welche dasselbe umringte, die sämtlichen Verbrecher verhaftete, auch den Unglücklichen todt im Bette, und die geraubte Waare als Beweis der begangenen Gräueltthat fand. Die Mörder erwarteten nun im Gefängniß die verbiente Strafe, anstatt des Gesnüßes, den sie sich thörichter Weise von dem geraubten Gute versprochen hatten. *)

2. Der Mörder seines Weibes.

Franz Gieser, Bersaf in Heidelberg, Amts Bruchsal, im Badenschen, 34 Jahre alt, immerhin von schlechter Aufführung, und für mundtodt erklärt, hatte am 6ten März 1815 seine Ehefrau im Walde — aus Anlaß eines geringen von ihr angefangenen Wortstreites — erst jämmerlich geprügelt, sodann mit abwechselnden, immer gefährlicheren Werkzeugen, zuletzt mit der Art, und unter dem wüthenden Ausdruck: „hin mußst du seyn!“ so lange auf den Kopf und andere Körperteile geschlagen, bis sie den Geist aufgab. Ihre vielen da-

durch erhaltenen Wunden ersand man als nothwendiger Weise tödtlich. Der Verbrecher läugnete zwar die Absicht, seine Frau zu tödten, gehabt zu haben; es wurde aber richterlich für genugsam erwiesen erkannt, daß er wenigstens im Ausbruch seines ungerechten Zornes diesen schrecklichen Vorfall gefaßt, und auf grausame Art an seiner Ehegattin vollzogen habe. Der Großherzog bestätigte das Urtheil des Ober-Hofgerichts, wornach Gieser mit dem Schwert hingerichtet, und sein Leichnam 24 Stunden lang auf einen Pfahl aufgesteckt werden sollte. Die Urtheilsvollziehung ist am 4. August geschehen. *)

3. Ausführlicher Bericht über den von Joseph Montinot zu Baden = Baden begangenen Diebstahl.

Joseph Montinot, Sohn eines Seifenfabrikanten zu Lyon, wurde wegen Familienverhältnissen in Augsburg erzogen. Er widmete sich frühe den Studien, und zwar anfänglich den theologischen und späterhin den Juristischen; beyde gestellten ihm jedoch in der Folge nicht, und er ließ sich als Gemeiner in einem französischen Regiment anwerben. Als solcher diente er nicht lange, sondern avancirte bald, und stand nun seit vielen Jahren als Lieutenant bey dem zweyten leichten Infanterieregiment unter Davoust's Befehlen. Er machte den norddeutschen Krieg mit, wurde gefangen, und lag einige Zeit hinter Königsberg in einem Dorfe als Kriegsgefangener. Nach beendigtem Kriege erfolgte auch seine Befreyung, und er marschirte mit einem Corps von 300 Mann und 32 Officieren nach seinem Vaterlande zurück. In Darmstadt schlug er sich mit einem Officier desselben Corps, trennte sich hierauf von demselben und reiste auf eigene Marschroute weiter fort.

In einem Dorfe unweit Baden = Baden, wo er einquartirt wurde, hörte er viel Schönes von dieser Stadt; er begab sich dahin, besah den Ort, und ging dann mit dem wenigen Rest von Barschaft in ein Wirthshaus, das er ziemlich beraubt wieder verließ. Es war indessen spät geworden

*) National. Zeitung 11. 1816. S. 135.

*) National. Zeitung X. 1815. S. 226.

und nur in einem schönen großen Hause erblickte er noch Licht. Er blieb vor demselben stehen, bewunderte die geschmackvollen Fenstervorhänge, und dackte bey sich selbst: da muß ein großer, reicher Herr wohnen; der muß wohl viel Geld haben, und du — bist so ein armer Teufel! u. s. w.

Diese Betrachtung führte ihn weiter: er ging um das Haus herum, und fand die Hofschüre offen; er kam bis zur Hauschüre, und auch diese war offen. Er trat ein, und als er die erste Zimmerthür öffnete, erblickte er einen auf dem Boden liegenden Menschen in festem Schlafe, zugleich aber auch ein Licht durch die schon halb geöffnete Thür zum inneren Zimmer. Er schritt bey dem Schlafenden vorbey, öffnete die innere Thür ganz, und sah in dem schönen Zimmer viele kostbare Sachen herumliegen. Er wagte sich hinein, — sogleich aber fiel ihm auf der Seite ein Herr in die Augen, der auf einem Ruhbette ebenfalls wohl schlief. Dies schreckte ihn jedoch nicht ab, er nahte sich einem Tische beym Fenster, wo zwey Chatoullen auf einander standen, nahm die obere weg, fand sie zu leicht, stellte sie auf die Seite, und ergriff die untere, die schwerer war; mit dieser ging er eiligst davon, und im Vorbeygehen nimmt er noch einen Mantel und kostbare Degen mit, und flieht so ungesehen wieder aus dem Hause. Mit diesem Raube begibt er sich nun unter eine Brücke; dort zerschlug er die Chatouille, steckte das Gold zu sich, verbarg die Brieffschaften unter Steine, den Mantel und Degen in ein Gebüsch, und ging dann nach dem Dorfe zurück.

Des folgenden Tages kam er wieder in die Stadt, kaufte dort ein Wachstuch, um seine Sachen einzupacken, und hörte die Neuigkeit: der russische Fürst Marischkin sey sehr beträchtlich und frecherweise bestohlen worden, mit der allgemeinen Bemerkung, daß dieß unmöglich durch einen fremden Dieb habe geschehen können, sondern daß es ein Hausdieb gewesen seyn müsse, der den Inhalt der gestohlenen Kassette wohl schon gekannt habe u. s. w. Er selbst bestärkte die Leute in ihrem Glauben, kehrte aber alsobald nach dem Dorfe zurück, packte ein und reiste weiter.

Aber noch nicht weit von Baden entfernt, steckte er schon einen kostbaren Ring von dem Gestohlenen an den Finger, befestigte einen vermeintlichen Orden an die Brust, hängt den gestohlenen Degen, den er mit sich genommen hatte, an die Seite, und gibt sich so für einen Baron aus. Indessen hatte

dieser Diebstahl großes Aufsehen erregt, die ganze Dienerschaft des Fürsten wurden verhaftet, und die gestohlenen Effekten öffentlich beschrieben. Man erinnerte sich alsobald, hier und da einen Fremdling mit einigen der beschriebenen Effekten bekleidet gesehen zu haben; man bringt das Signalement desselben bestmöglichst zusammen, und der Herr Graf v. Rhyn, erster Adjutant des Fürsten, setzte dem Verdächtigen nach, fand über Lörrach seine Spur, und traf am gleichen Tage nach ihm in Zürich ein. Nach gemachter Beschreibung wurde bald die Wohnung des Diebes entdeckt, und er selbst in der Nacht überfallen und verhaftet. Er gestand sogleich Alles ein, und der Hr. Graf ließ ihn des andern Tages unbesäumt nach Baden escortiren. Das Meiste der gestohlenen Kostbarkeiten wurde bey ihm noch vorgefunden.

Montinot fügte sich vom ersten Augenblick seiner Verhaftung willig in sein Schicksal, bekehrte, kein Dieb von Profession zu seyn, sondern schrieb alles dem Zufall zu, bey dem ihn alle Umstände sehr begünstigt hätten. Er selbst machte die Bemerkung über sich: „Ich bin doch ein dummer Mensch! das Gestohlene hänge ich an mir zur Schau aus, daß mich jedes Kind erkennen kann. Ich habe viele Gefahren überstanden, bin so oft blossirt worden, keine feindliche Kugel konnte mich tödten, und nun muß ich noch als Dieb sterben. Ich wäre ein schlechter französischer Soldat, wenn ich den Tod fürchten würde, seufzte er, aber ein solcher schandvoller Tod, wie ich zu erwarten habe, macht mich schauern; könnte ich militärisch sterben, ich wäre schon jetzt bereit!“

4. Hinrichtung des Advokaten Schottis zu Ofen.

Die Stadt Ofen erlebte im Juny 1815 ein Schauspiel, das sie seit 20 Jahren entbehrt, und wozu natürlich eine große Menge Menschen sich versammelte. Es wurde nämlich der Advokat Franz Schottis, von Erlau gebürtig, 34 Jahre alt, am 10ten Juny durch das Schwerdt hingerichtet, weil er des Raubmords überwiesen ward, und diesen eingestanden hat. Dieser junge Mann wurde in vielen guten Häusern in Pesth und Ofen gebildet; da er ein ruhiger und angenehmer Gesellschafter gewesen seyn soll und viele seiner Bekannten konnten sich langs nicht überreden, daß er ein falscher

Mörder sey. Allein seine That zeigt von einer Fühllosigkeit, von einem ganz verdorbenen Charakter, welcher der menschlichen Gesellschaft stets sehr gefährlich gewesen wäre. Er lockte nämlich einen Juden, unter dem Vorwande, Gold in Scheine umzusetzen, in ein von ihm bewohntes Zimmer im Kaiser-Bade, und während der Jude das Geld zählte, schlug Scholtis ihn, um 11 Uhr Mittags, mit einem großen Steine von rückwärts auf den Kopf, daß dieser auf der Stelle todt blieb. Scholtis versperrte hierauf sein Zimmer, und kehrte erst Abends nach 10 Uhr zurück, warf den Leichnam über das Fenster, welches gegen die Donau geht, und eilte aus dem Bade auf den Platz, wo dieser nun lag. Von hier trug er den todten Körper eine größere Strecke längs der Donau, in welche er denselben endlich stürzte. Die That blieb längere Zeit verborgen; als man aber verschiedene, dem ermordeten Juden gehörige, Dinge bey dem Thäter entdeckte, Scholtis selbst dessen Hut auf dem Kopfe trug, so glaubte man eine Spur durch ihn von dem Mörder zu erhalten. Nun bestellte Scholtis einen andern Juden unter dem nämlichen Vorwande in verschiedene Wirthshäuser, ohne etwas vorzunehmen; als er ihn aber auch in eines derselben (zum Fasanel genannt) eingeladen hatte, und dieser anfangs allein in das angewiesene Zimmer trat, bald aber ein zweyter Jude folgte, so gab Scholtis so viele Inzichten, daß man nicht mehr zweifeln konnte, er sey der in der Rede stehende Mörder. Bey der mit ihm vorgenommenen Untersuchung zeigte sich, daß er auch früher seiner eigenen Großmutter 2000 fl. zu Felső-Tarkány im Heveser Comitat gestohlen, und dafür bestraft worden sey. Bey der Hinrichtung zeigte der Mörder eine große Entschlossenheit, eigentlich Frechheit, die eine äußerst wilde Seele bezeichnete. Erstaunungswürdig ist es, wie ein großer Theil des Volkes noch so unvorsichtig seyn kann, daß er wie wüthend über das Blut des Verbrechers herfiel, und selbst die kleinsten mit einigen Tropfen Blut besetzten Erdschollen, zu, weiß Gott! was für einem Gebrauche und Heilmittel, zu erhaschen suchte. *)

*) Morgenblatt Nr. 199. 21. August 1815.

5. Der Raubmord am Banquier Herz zu Emmerich.

Der süßische Banquier, Isaac Zouidi Herz, zu Emmerich, ein beynahe 80jähriger, allgemein geachteter Greis, wurde am 13ten May 1815, des Mittags zwischen 12 und 1 Uhr, in seiner an der Hauptstraße gelegenen Wohnung auf die frevelhafteste Weise ermordet. Der bis jetzt noch unbekannt Thäter hatte sich durch die offene Hausthüre in die Wohnstube im untern Stocke, vor deren Fenster keine Vorhänge waren, hereingeschlichen, und dem Banquier Herz eine große Schnittwunde am Halse beygebracht. Es scheint gewiß, daß dieser abscheulichen That Raubbegierde zum Grunde gelegen habe, indem man den Welschschrank nicht nur geöffnet, sondern auch mehrere Kostbarkeiten entwendet fand. Hierunter waren 6 goldene und silberne Uhren, ein Kästchen mit Ringen und Edelsteinen, ferner eine doppelte Schnur Perlen, Silberzeug und eine bedeutende Summe baaren Geldes. Das preussische Landgericht verfolgte die Spur dieser Mordthat, und der Schwesterjohn des Erblichen, Banquier A. Catz zu Cleve, hat eine Belohnung von 100 Stück Ducaten für denjenigen ausgesetzt, welcher den Thäter mit Bestimmtheit anzeigt.

6. Gaunerstreiche.

Zu einem Wiener Kaufmanne, der die Geldmäcklergeschäfte ins Große treibt, kam im Herbst 1815 ein pohlischer Jude, welcher Winkelsensalengeschäfte verrichtete. Schon früher hatte er sich öfters eingestellt, und dem Kaufmann immer versprochen, ihm die Conventionsmünze um ein Procent wohlfeiler zu bringen, als sie nach dem Kurs des Tages war. Dies Gesiefel der Habsucht, und diese wurde die Mutter des Betragens. Und längst kam er wieder, von einem Freunde begleitet, und trug 3000 fl. Zwanziger zum Verkauf an. Der Kaufmann gab ihm das Geld, der Jude äußerte, er müßte allein gehen, weil der Verkäufer nicht wissen dürfe, wem das Geld gehöre. Er ging also fort — und soll noch wieder kommen. — Vermuthlich hat er den pohlischen Juden mit einem andern Kostume vertauscht, und so die Gränze erreicht. Der Verlierende, einer der Haupt-Agio-

teurs in Wien, hat noch die Kränkung, daß er von Niemanden bebauert, von Vielen verspottet wird, als Zugabe des Verlastes.

7. Der grausame Ehemann.

Ein Arbeiter in einer Tabaksfabrik zu Hannover, hat im Herbst 1815 in der Nacht einen Zank mit seiner Frau; um diesen zu beendigen, steht er auf, verstopft seiner Frau den Mund mit einem Luche, bindet ihr die Hände auf den Rücken, legt ihr einen Strick um den Hals, und zieht sie an demselben über ein in der Wand befindliches Eisen in die Höhe. Nachdem er das Ende des Strickes ganz kaltblütig an der Wand befestigt hatte, ernfernt er sich. Die Frau, die Anfangs noch ihr Bewußtseyn behalten hat, sucht an der Wand, an welcher sie hängt, so viel Geräusch zu machen, als ihr möglich ist. Ihre Kinder, welche in der Nebenkammer schlafen, werden dadurch geweckt; als sie ihre Mutter in der Lage finden, holen sie sogleich den Wirth des Hauses herbei. Dieser schneidet die Frau sogleich los, findet sie aber bereits erstarrt und ganz blau im Gesichte, ist aber so glücklich, sie nach halbstündigem Reiben, wieder ins Leben zurückzubringen.

Der Mann wird von der Justiz verfolgt.
(Corresp. Nr. 274. I. Dkt. 1815.)

8. Der dreysfache Raubmörder zu Prag.

In der Nacht vom 9. auf den 10. März 1815, wurde zu Prag eine That verübt, welche den überzeugenden Beweis liefert, wie gefährlich die Beherrschung fremder, ausweisloser Personen ist, und welche nachtheilige Folgen die Nichtbeobachtung der hierüber bestehenden Polizey-Verordnungen nach sich ziehen kann. Johann Masson, ein französischer Ausreißer, dessen Geburtsort noch nicht zuverlässig erörtert ist, und der schon einmal wegen Mangel an gehöriger Berufs-Bestimmung in Eisen von Prag abgeschoben worden war, fand Gelegenheit auf dem Wege ins Ausland zu entweichen, sich wieder einzufischen, und einige Tage in den Umgebungen Prag's sich unbemerkt aufzuhalten. Am 9. März, Abends um 10 Uhr 1815, kam er zu dem Krämer und Brandweinschanker Joseph Hofmann, welcher in einem abgelegenen Theile der Stadt, in dem Hohlwege, die Brustka genannt,

wohnt, und hat ihn um eine Nachtberberge, die ihm auch unvorsichtig und geschwidrig zugestanden wurde. Als er sich hierauf mit seinem Wirth, dessen Weibe, und einem neun Wochen alten Kinde allein in der Stube befand, fing er mit ersterem einen Streit an, zog plötzlich eine unter dem Tische verborgene Handhacke hervor, und hieb mit dieser seinen Wirth mehrmal schnell nach einander in den Kopf, daß dieser sogleich betäubt zu Boden sank. Als das Weib dem Manne zu Hülfe kommen wollte, ward auch sie von dem Verbrecher niedergehauen, und so wie ihr Mann mit mehreren Messerstichen getödtet. Den schreienden Säugling riß er aus der Wiege, und schleuderte ihn auf die Erde, daß er das Gemüß brach. Nach diesem verübten dreysfachen Mord brachte er alle Baarschaft, Kleider und andere Habseligkeiten zusammen, um sie in seinen Aufenthaltsort zu bringen, wo er aber von einem redlichen Soldaten, der als Fourierschütz bey einem Officier diente, zur Rede gestellt, die Furcht ergriff, und auf dieser von dem Soldaten verfolgt, durch eine Polizey-Patrouille ergriffen, und noch früher, als der begangene Mord bekannt ward, verhaftet wurde. Sein Verbrechen ist sogleich erörtert, und er der strafenden Gerechtigkeit überliefert worden, von der er den Lohn seiner Gräueltthat nach dem Gesetze bereits empfangen hat. Er ward im Junius 1815 gehängt. *)

9. Folgen des Jornes und Kleinmuthes.

Alle Leser Gellerts erinnern sich mit Lächeln des betriebten Wittwers, der, (als seine vom Scheintode einmal wieder auflebte böse Frau in der Folge wirklich gestorben war,) den Trägern des Sarges in der Nachbarschaft der Dornenhecke auf dem Kirchhofe (durch welche ehemals die Auferweckung seiner Kantippe veranlaßt worden war,) aus Furcht vor der Wiederholung ihrer Rückkehr ins Leben, zurief: „Kommt ja der Hecke nicht zu nahe!“ — Wohlthat dieser durch Gellert verewigte Wittwer hat einen Gegenföhler gefunden. Der Fall hat sich 1815 in Schlesien zugetragen, und lautet actenmäßig folgendermaßen: „der Bauer Johann Sternhke in Droschen, bey Drehnich, 45 Jahre alt, ein guter und ordentlicher Mann, lebte mit einem zänkischen Weibe in einer unzufriedenen Ehe,

*) Nacional-Zeitung IV 1815. S. 231.

und suchte sich daher öfters seine häuslichen Grillen bey einem Glase Brantwein zu vertreiben. Dieß that er auch am 23ten April in dem benachbarten Dorfe Burgwitz. Gegen vier Uhr Nachmittags fehrte er nach Hause zurück, und verlangte Essen. Seine Frau brachte ihm ein großes Brot. Er sagte ihr, sie sollte ihm etwas Warmes geben, statt dessen bekam er aber lose und böse Worte. Hierüber aufgebracht, warf er ihr das Brot gegen den Leib, daß sie scheinbar todt zur Erde fiel. Er rüttelte und schüttelte sie, um sie wieder zu sich zu bringen, da ihm aber dieß nicht gelingen wollte, ward ihm, sie wirklich für todt haltend, so bange, daß er sich eilig einen Strick suchte, in den Birkenbusch des angränzenden Dorfes Malschawe lief, und sich erhängte. Nicht lange nach seiner Entfernunng war indeß sein Weib wieder zu sich gekommen. *)

10. Selbstmord aus Schwermuth.

Der durch den Professor Brezenberg bekannt gewordene einäugige Kupferstecher Kautenbach zu Wald hat sich im Sommer 1815 erschossen. Er und der Malher Grahe, sein Gehülfe in der Kunst, lebten in so enger Freundschaft miteinander, daß sie nicht nur Tisch und Wohnung gemeinschaftlich hatten, sondern sogar nicht vermögend waren, nur einen Tag ohne einander zu leben. Man sah sie daher immer beysammen. Wenn der Eine eine kleine Reise zu machen hatte, so begleitete ihn der Andere ohne Fehl. Eine auch noch so kurze Trennung war ihnen unerträglich. Zu Kautenbachs Unglück starb vor einigen Wochen sein Freund Grahe. Der arme Mensch konnte ihn nicht lange überleben. Acht Tage nachher, um dieselbe Stunde, wo Grahe verschieden war, schied auch er freiwillig vom Leben ab. Man sagt, beyde Freunde hätten sich früher das Wort darauf gegeben, daß der Eine den Andern nicht überleben wolle. Möge der himmlische Erbarmer ihm um seiner Freundschaft Willen verzeihen, daß er selbst Hand an sich legte! Möge er ihm gestattet haben, mit seinem Freunde wieder zusammen zu leben, denn er nicht missen konnte. **)

*) Corresp. Nr. 173. den 22. Juny 1815.

**) National- Zeitung 33. Stück im Aug. 1815.

11. Folgen der Neckerey und Zaghaftigkeit, vielleicht auch des bösen Gewissens.

In dem magdeburgischen Dorfe Wellen lebt ein Schenkwirth, Namens Helmstedt, der durch seine lustigen Schwänke in der Gegend umher bekannt ist, und deßhalb in Scherz von den Bauern Schelmstedt genannt wird. Ein Freysaß von Dießdorf, Namens Löper, hatte viel von diesem drohigen Manne gehört, und nahm sichs vor, das nächstemal, wenn er in die Gegend von Wellen käme, bey ihm einzulehren, und den spähhaften Mann persönlich kennen zu lernen. Die Gelegenheit fügte es, daß er bald (im Sommer 1783) in der Gegend von Wellen zu thun hatte, da er denn auf der Rückreise einen kleinen Umweg über Wellen nahm, und auch so glücklich war, den Schenkwirth Helmstedt beyhm Eintritt auf der Hausflur anzutreffen. Helmstedt kannte den Freybauer Löper, ohne daß dieser es wußte, ließ sichs aber nicht merken, sondern nannte ihn Herr Amtmann, und that, als wenn er ihn für den Amtmann Fricker aus Dommersleben hielt. Löper ließ ihn gerne in dem vermeintlichen Irrthume, weil es ihn schmeichelte, für einen Amtmann gehalten zu werden, ließ sich sodann in die Schenkstube complimentiren, und forderte ein Glas Bier, worauf folgendes Gespräch begann: „Sag' er mir doch, Herr Wirth! heißt er denn Helmstedt oder Schelmstedt?“ — „Zu dienen, Herr Amtmann, eigentlich Helmstedt.“ — „Aber ist es denn wahr, daß er so allerhand Spaß machen kann? Ich wäre doch neugierig, von ihm auch einmal etwas zu sehen; gehst habe ich schon genug von ihm.“ — „Das ich nicht wüßte, Herr Amtmann; ich habe wohl meinen Gästen manchmal bisher was vorerzählt, damit das Bier brav abgienge; aber das Spaßmachen vergeht einem heut zu Tage wohl, da dankt man Gott, wenn man das Leben hat.“ Indessen hatte Löper sein Glas ausgetrunken, forderte noch ein Glas Schnapps, und machte sich reisefertig. Um aber doch nicht ganz vergebens gekommen zu seyn, wandte er nochmals alle seine Beredsamkeit an, um den Wirth zu einem lustigen Schwank zu bewegen, und er versichert, daß es ihm dabey auf einen Scheffel Hafer nicht ankommen sollte. Helmstedt versicherte hoch und theuer: daß er seit langen Jahren keinen Spaß mehr gemacht habe;

weil aber jener gar nicht nachließ, so sagte er endlich: „Ich wüßte in der That nicht, Herr Amtmann, was ich ihnen erzählen sollte! Zwar habe ich vergangene Nacht einen ganz sonderbaren Traum gehabt, den ich auch noch diesen Morgen meiner Frau erzählt habe. Wenn Ihnen damit gedient ist, so hören Sie zu: Mir träumte, ich wäre gestorben, und in die Hölle gekommen, wo es ganz entsetzlich heiß war, so heiß, daß ich meine Pudelmütze nicht aufbehalten konnte, und den Teufel um Erlaubniß bat, solche ein wenig ablegen zu dürfen. Der Teufel, der den Gastwirth immer etwas gewogen ist, ließ auch solches geschehen; als ich aber meine Mütze an einen Nagel in der Wand hängen wollte, hielt er mich zurück, und sagte: Nein! der muß ledig bleiben, denn in drey Tagen kommt ein dicker Freyhauer, der seinen Hut daran hängen soll. Ich schmiß also meine Mütze, weil sonst kein Platz da war, auf die Erde, und wollte mich in einen großen Lehnstuhl setzen, der in der Ecke stand, der Teufel schob mich aber heftig zurück, und sagte: der Lehnstuhl ist schon besetzt, denn in drey Tagen kommt der Freyhauer Löper von Diestorff, für den ist er hergestellt; und darüber wachte ich auf.“ Löper stenz hierbey

am ganzen Leibe an zu zittern, fragte mit bebender Stimme, wie viel er schuldig sey; bezahlte die Zechen, und war kaum zu Hause angekommen, als er in ein hitziges Fieber versiel. Drey Tage phantastirte er von Helmsedt, Teufel und Hölle, und am vierten war er todt.

12. Der Brandanstifter in Galizien.

Joseph Bembeck hatte die unbegreifliche Tollheit, (denn wie kann ein Mensch, der nur einen Funken Empfindung in seinem Herzen hegt, eine solche Abscheulichkeit verüben!) Feuer anzulegen, wobei vier arme Menschen die Opfer seines Frevels wurden. Die Gerechtigkeit verurtheilte ihn im Februar 1816 zu Salsò zum Tode.

13. Der pflichtvergessene Beamte.

Aus bloßer Nachlässigkeit des Oberrichters S. starben zu K. im Kolescher Comitatz in Siebenbürgen im Frühjahr 1814 vier Menschen Hungers.

XXIV.

Anekdoten und Kleine Erzählungen.

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

1. Der tapfere Student.

Ein reisender Student kam in später Nacht in einem Gasthose an, und verlangte Obdach. Der Hausknecht wies ihm im Dunkeln eine Schlafstelle an, und ging seiner Wege. Als sich der Student dem Schlafzimmer näherte, stieß er mit seinem Fuße an etwas, was sich bewegte. Dieser in der Meinung, als habe sich daselbst ein Dieb versteckt, zog seinen Säbel, und hieb fürchterlich um sich. Er machte Lärm, rief dem Gastwirth zu, er möchte mit einem Lichte kommen, er hätte einen Dieb er-

wischt, und ihn so gehauen, daß er kein Lebenszeichen mehr von sich gebe. Der Wirth kam, in einer Hand das Licht, in der andern eine Pistole. Als beyde den im Blute liegenden näher beleuchten wollten, sahen sie einen in der Ecke ausgepannten, in Stücke zerhauten — Regenschirm stehen.

2. Muth eines 9jährigen Knaben.

Klein, Kuhhirt im Dorfe Zigishausen (Württemberg), ein Vater von 7 Kindern, wurde im Herbst 1815 von dem sonst zahmen Stier ange-

fallen, welcher ihn dreymal in die Höhe warf, eben so oft auf die Erde niederkniete, ihm das Achselbein abstieß, eine Rippe stark verletzete, den Schenkel quetschte, die Kniee von einander drückte, und ihn überhaupt an mehreren Stellen des Leibes beschädigte. Wenn nicht der 64jährige Sohn des Klein, mit der Peitsche den Vater vertheidigend, sich muthig dem Stier entgegen gestellt hätte, so würde Klein dem neuen Anlauf des Farnen unterlegen seyn.

(Corresp. Nr. 322. 18. Novemb. 1815.)

3. Gleiches mit Gleichem.

Ein Edelmann bekam mit einem Officier am Tische Streit. Der Officier sagte: „Säße ich Ihnen näher, so gäbe ich Ihnen eine Ohrfeige. Nehmen Sie sie indeß als gegeben.“ Die Gesellschaft zitterte vor den Folgen eines solchen Kompliments; allein der Edelmann stand ganz ruhig auf, und sagte: „Und ich, mein Herr, Sie für Ihre Insolenz zu züchtigen, behre Ihnen hiemit von hieraus meinen Degen durch den Leib. Halten Sie sich also immer nur für todt.“ Diese sonderbare Art, sich für eine Ohrfeige zu rächen, ergözte die Gesellschaft, der Officier ging selbst auf den Scherz ein, und es wurde veranstaltet, daß sich die beyden Gegner umarmen mußten.

4. Der Bauernrath.

Es ward in eine Dorfgemeinde ein neuer Pfarrer eingeführt, und die Bauern sollten dem neuen Ankwümling einige Rechte wieder einräumen, die sie nach und nach von der Pfarre an sich gerissen hatten. Man weiß, was ein solcher Antrag bey Gemeinden für Schwierigkeiten findet; indessen sahen die Bauern doch ein, daß sie endlich den Proceß verlieren würden, und fasten also, nach vielen Berathschlagungen, die sie in der Schenke, ihrer Rathshube, unter dem Vorsitze des Schulmeisters, hielten, den weisen Schluß, nachzugeben, aber doch nicht ohne andere Vortheile, die ihnen der Gegentheil dafür einräumen sollte. Der Dorfrichter und der älteste Bauer hatte eben zu rechter Zeit einen vortrefflichen Einfall. Sie schlugen nämlich vor, alles Mögliche einzugehen, wofern der neue Pfarrer verspreche, ihnen durch sein Gebeth allemal Regen und Sonnenchein, Schnee oder Wind, je nachdem sie

dieses oder jenen nöthig hätten, zu verschaffen, und damit sogleich den Anfang machen. Die Abgeordneten machten dem Pfarrer, der ein kluger Mann war, diesen Entschluß bekannt, und er ließ sich diese Bedingung gefallen, verlangte aber vorher zu wissen, welche Witterung ihnen insgesammt gefällig wäre. Die Antwort brachten die Abgesandten die Schenke zurück. So groß vorher die Einigkeit der Bauern war, als sie den gemeinen Nutzen befördern wollten, so sehr waren die Gemüther und Meinungen jetzt getheilt, als es darauf ankam, den besondern Vortheil eines Jeden mit dem der Andern zu vereinigen. Des Einen Acker und Obstgarten erforderte Regen, des Andern Weinberg Sonnenschein. Einer war ein Fuhrmann, und wollte beständig gefrorene Wege finden, und ein Windmüller wollte Wind ohne Ende. Sie stritten vergebens bis an den lichten Morgen, und erst, als sie lange schon heiser waren, sahen sie die Ungleichheit, sich zu vereinigen. Endlich begab sich mit allgemeiner Einwilligung ein Greis, die Stütze und das Orakel der Dorfes, zum Pfarrer, und bat ihn, sich in Ansehung des Wettermachens keine Mühe zu geben, sondern die Sorge dafür ferner noch dem zu überlassen, der sie bisher allein getragen, und immer untadelhaft verwaltet habe.

5. Schreiben an den Feldmarschall Blücher.

Allerunüberwindlichster Feldmarschall!
General, Herr General Vorwärts, Excellenz!
Liebwerthester Herr Blücher!

Verzeihen Sie, Excellenz, liebwerthester Herr Blücher, General Vorwärts! daß ich, als unzeitige Geburt, es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um Alles in der Welt, liebster Herr Blücher, Excellenz General Vorwärts, was ist das für eine infame Confusion mit dem Feldpostamt; ich habe meinen Traugott bey den Gardejägern, er kennt Euer Excellenz Vorwärts genau und gut; schon zweymal habe ich ihm Zulage geschickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Euer Excellenz demüthigst, corrigiren Sie die Kerl doch einmal, aber nach alter preussischer Manier; Sie verstehen schon, wie ich's meine; das wird gewiß helfen; denn es ist um die Schwernoth zu kriegern

wenn man den Kindern, die für's Vaterland streiten, was schickt, und sie nichts bekommen. Euer Excellenz werden den Kerl doch wohl ein Donner weiter auf den Hals schicken; deshalb habe ich es Ihnen geschrieben, denn ich weiß schon, daß mit dem Alten nicht viel zu spaßen ist. Euer Excellenz, unüberwindlichster Feldmarschall, General Vorwärts genannt, liebreichster Herr Blücher, ich verbeuge mich unterthänigst

Schorsteinfeger Mathias Keller
zu Schweidnitz 1814.

NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich, ihn unbeschwert zu grüßen, aber schenken Sie ihm nichts; doch ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na, adieu.

6. Dreyßigtausend schwimmende Teller.

Das mit Recht sogenannte große Campement, (Lager) bey Zeithain, in der Mühlberger Gegend, 1733, welches dem prächteliebenden August, König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen, binnen 4 Wochen über eine Million kostete — wem wäre dieß wohl unbekannt? — Zu den kolossalen Festen, welche damals einander gleichsam drängten, und welche in großen und kleinen Schriften oft und genau genug beschrieben sind, gehörte auch die offene Tafel von 30,000 Gassen, welche den 26ten Juny gehalten ward. Bekannt ist es nämlich, daß für die ganze Armee in zwey ungeheuren Linien vor der Lagerfronte auf lauter neuen Tischblättern gedeckt war — bekannt, daß vor jedem Regimente an Pfählen gebratene Ochsenviertel hingen, und an andern Pfählen die Häute der geschlachteten Ochsen mit darauf besetzten Köpfen ausgespannt waren, welches, wie ein neuerer Schriftsteller sich ausdrückt, eine recht oxenmäßige Perspective gab — bekannt ist es, daß das Dessert dieser kolossalen Mahlzeit einen 4 Ellen langen Kuchen bildete, welcher, unter Direction des Oberlandbau-meisters von einem Zimmermann mit einem 3 Ellen langen Messer zerschnitten werden mußte — wenig bekannt aber dürfte wohl der ganz eigene Teller-Lurus seyn, welcher bey dieser Mahlzeit herrschte. Wenigstens hat Schreiber dieses nirgends eine gedruckte Noth davon gefunden. Jeder Soldat erhielt nämlich einen neuen hölzernen Teller, mit eingebraunten, auf

die Lagerzeit sich beziehenden Verzierungungen und Inschriften. Alle diese 30,000 Teller aber mußten die militärischen Gasse, nach aufgehobener Tafel, von einem Officier angeführt, auf ein Tempo, in die Erde werfen. Das gab für einige Minuten einen ganz eigenen Anblick, denn der Strom war wie besäet von Tellern, die nun allmählig fortschwammen. Der Einfall aber, auf solche Art in allen Erbstaaten, ja wohl gar in den fernsten Gegenden der Erde, Kunde zu geben von dem großen Campement bey Zeithain — war in der That originell, und dürfte ein ähnlicher schwerlich historisch aufzuweisen seyn. Hier und da findet man dergleichen Teller noch in Familien als Reliquie aufgehoben. Ein Beweis, daß also wohl nicht alle Soldaten das Teller-Campement befolgt haben mögen.

7. Der blinde Bothe.

Unter die staunenswerthen Beweise, wie der Mensch den Mangel des Augenlichtes durch die Verfeinerung seiner übrigen und seiner innern Sinne ersetzt, und sich oft zum bedeutendsten Behufe des Tages bildet, gehört der blinde Bothe, genannt der blinde Schimmerl, der zu Fuß mit Briefen, Geldern und Gepäcken von Obersteyermark, aus der Gegend von Luitzen, Admont, Rottmann nach Grätz, und von da, eben so beladen, wieder zurückwandert. Dieß ist sein Gewerbe. Er zieht, nach Thunlichkeit der Jahreszeit und Witterung, bald diesen oder jenen Fußsteig über die Alpengebirge, und geht sowohl auf dem Lande, als in Grätz verschiedenen Sendungen nach. Die Briefe kennt er am Gefühl des Papiers und des Siegels. Da er alle Gassen der Stadt kennt, so findet er die selten betretenen auch ohne Nachweisungen. Er ist sehr verlässig. Es gereicht der Humanität all der Leute, bey denen er auf seiner beschwerlichen Reise einkehrt, zur Ehre, daß man ihm weder aus Muthwillen, noch aus Bosheit etwas zu Leide gethan hat, und ihn ruhig ziehen läßt. Sein Temperament ist heiter, seine Gemüthsart freundlich, und sein Gedächtniß sehr gut. Er heißt Simon Moser, ist bey 40 Jahre alt, von Tyrol gebürtig, ward als armer Knabe von einem Geistlichen nach Maria Zell gebracht, wo er nach dem Tode seines Wohlthäters in den hilflosesten Zustand gerieth. Gute Menschen nahmen ihn weiter auf. Geschicklichkeit und Ehr-

lichkeit erwarben ihm das Zutrauen und sein gegenwärtiges Gewerbe.

8. Frühe Geistes-Entwicklung.

Sigismund Maximilian Wilibald Otto von Praun (ein Sohn des kais. österr. Rittmeisters von Praun), geboren den 1ten Junius 1812 zu Tyrnau in Hungarn, hat schon in seiner ersten Kindheit Selbsttrieb nach Unterricht, Vorliebe zu Büchern, und in seinem zweyten Jahre eine solche schnelle Fertigkeit in Erkenntniß der Buchstaben, im Lesen und im Erklären der bildlichen Vorstellungen aus der Welt- und Naturgeschichte erworben, daß er für fähig gehalten wurde, am 17ten November 1813, da er 2 Jahre und 5 Monate alt war, in die zweyte Abtheilung der ersten Classe der National-Hauptschule zu Tyrnau aufgenommen zu werden. Nach einjährigem Besuche der Schule ward dem Kinde bey der am 26ten August 1814 gehaltenen Prüfung im Deutsch-Lesen, ungarischen Buchstabiren, Schreiben der deutschen Buchstaben, im Katechismus und im Einmaleins, unter 70 Mitschülern der zweyten Abtheilung, die Haupt-Prämie zuerkannt, und er wurde in die erste Abtheilung befördert. Bey der Prüfung am 17ten März 1815 wurde der nun drey und dreyviertel Jahr alte Knabe im deutschen, ungarischen und lateinischen Lesen, im Schreiben, Rechnen und Katechismus, unter 124 Schülern abermals als der Vorzüglichste ausgerufen. Dieß Kind zieht nun um so mehr allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, als es außerdem in der Musik noch größere Fortschritte gemacht hat. Es spielt seit seinem zweyten Jahre die Violine mit einem so wachsenden Erfolge, daß es sich nach der Prüfung am 17. März 1815 vor mehreren Magistratspersonen, sämtlichen Lehrern der Haupt-Nationalschule, und mehreren Musikfreunden, und am 13. April im gesellschaftlichen Birkel bey dem Fürsten von Schwarzenberg, zu Tyrnau, in Gegenwart des versammelten Adels, mit einem Terzet und Duet von Pleyel, zum allgemeinen Erlaunen hören ließ, und nächstens in dieser Eigenschaft zu Gunsten irgend einer wohlthätigen Anstalt öffentlich aufzutreten wird. Nicht minder läßt zugleich der Unterricht in einer fremden Sprache, im Zeichnen und Fechten, seinen übrigen Talenten den besten Nachsichum eingebelhen: Die Wahrheit dieser Angabe bestätigen die Unterschriften des Hrn. Direktors

der National-Schulen, und Bürgermeister königl. Freystadt Tyrnau, Johann von Bzaczyn, und der öffentliche Lehrer der dritten zweyten und ersten National-Schule daselbst.

9. Merkwürdige Lebensfristung eines Ochsen.

In der Edinburger-Zeitung vom 20. August 1813 wird folgender merkwürdiger Fall zählt. „Ein guter fetter Ochse verirrt sich einer auf der Strafe von Carsegowonia seitziehenden Herde.

Als man Tags darauf das Thier allwärts vergeblich suchte, so ließ man die Herde weiter ziehen.

Der Eigenthümer ließ seinen Verlust durch einen Anschlag an der Kirchthüre bekannt machen, aber kein Mensch wollte von dem verlohrenen Ochsen etwas wissen.

Am 15. September desselben Jahrs, gingen zwey Personen aus der Stadt Forlar nach dem Gebirge von Carsegowonia, um bloß aus Neugierde einen dort befindlichen Felsenschlund zu besichtigen, der 4 Fuß breit ist, und eine beynahe senkrechte Diefen von 40 Fuß hat.

Sie stiegen die Höhle hinab, und entdeckten daselbst den so lange vergeblich gesuchten Ochsen, der zwar noch am Leben, aber in einem Zustande außerordentlicher Magerkeit sich befand, und bereits von Würmern angefressen war.

Die Spalte war so eng, daß das Thier darin weder liegen noch sich umwenden, noch einen halben Gras erreichen konnte.

Man zog den Ochsen nun aus dem Schlunde heraus, in dem er 23 Tage lang ohne allen festen und flüssigen Nahrungsmitteln zugebracht hatte, und stellte ihn seinem Eigenthümer wieder zu, der ihn nun wieder herstellte.

Jene Beschreibung von der 23tägigen Erhaltung eines Thieres ohne allen Nahrungsmitteln ist um so auffallender, da sie nur allein der Luft verbannt werden kann.

10. Der Gastwirth in Oesterreich.

Ein Gastwirth auf der Strafe von Wien nach Pinz, unterhielt unlängst eine Gesellschaft Durchreisender, die bey ihm speiseten, unter andern damit, daß alle mögliche hohe Herrschaften bey ihm

abgefliegen wären. „Ihr Gnaden sagte er, bey mir logiren Fürsten und Grafen, Engländer und Lords; kurz alles Teufelszeug lehrte bey mir ein.“

11. Der dreiste Dieb.

Ein Dieb kam gegen Abend zu einem Kaufmanne, der ganz silberne Leuchter in der Schreibstube hatte, und war Willens, sie an sich zu bringen. Er fragte nach einigen Waaren, und indem die Diener sich mit ihrer Herbeyschaffung beschäftigten, sprach er mit der Frau des Kaufmanns, und mit andern, die eben da waren, und man erzählte sich zufällig manche feine Streiche verschiedener Diebe, die sich unlängst in der Stadt ergeben hatten. „Meine Herren! sagte er, alles, was sie da erzählen, setzt mich in keine Verwunderung, seit der Geschichte jenes Schurken, der in einem Gewölbe, in Gegenwart vieler Menschen, zwey silberne Leuchter stahl, ungefähr wie diese hier.“ — „Das ist ja nicht möglich,“ sagte einer. — „Meine Herren, fuhr er fort, ich war selbst dabey, und sehen Sie nur, wie er's machte. Es kann nicht seltsamer seyn.“ Er legte hierauf seinen Hut auf den Tisch, nahm die beyden Leuchter, löschte die Lichter aus, und sagte dabey, daß es der Spitzbube grade so gemacht habe; steckte sie hierauf unter eben dem Vorwande unter den Rock, lief geschwind zum Gewölbe hinaus, und war fort, ehe seine Zuhörer sich entschließen konnten, ihm nachzusetzen.

12. Die gutmüthige Kuh.

Im Monat Pluviose des achten Jahres der Republik wurden mehrere Landleute aus der Gegend von Luxonne von einer heißhungrigen Wölfin angefallen, und sogar ein junges Mädchen von ihr zerfleischt. Ein vierzehnjähriger Hirtenjunge, Namens Fourcault, der auf der Marlung von Williers le Pots eine Heerde Kühe hütete, und gleichfalls im Begriff stand, ein Opfer dieser Wölfin zu werden, wurde auf eine höchst sonderbare Weise gerettet. Es ist bekannt, daß diese Thiere, sobald sie einen Wolf erblicken, aus einem natürlichen Gesühle ihrer gemeinschaftlichen Gefahr sich zusammenhängen, und in eine Art zirkelförmiger Phalanx einschließen, wobey sie mit den Waffen, welche ihnen die Natur an die Stirn gepflanzt hat, dem Gegner die Spitze bieten, um zugleich den wehrlosen, dem

Angriffe am meisten bloßgestellten Theil des Körpers in Sicherheit zu setzen. Als nun die Kühe Fourcault's die Wölfin gewahr wurden, schickten sie sich augenblicklich an, ihre natürliche Taktik in Anwendung zu bringen. Indessen gieng die Wölfin nicht auf sie, sondern auf den jungen Hirten los. Ihm gähnte ihr offener Rachen entgegen — und jetzt erhaschte und schüttelte sie ihn mit einer Wuth, die ihn in Stücken zu reißen drohte. Bey diesem Anblicke verließ plötzlich eine von den Kühen den Phalanx, rannte auf die Wölfin los, griff sie an, und zwang sie, ihren Raub fahren zu lassen. Der Knabe benutzte sofort den Kampf, der zwischen seinem Feinde und seiner Befreyerin anhub, um, wo möglich zu entrinnen. Nun trieb aber die Wölfin die Kuh zurück, stürzte aufs Neue auf Fourcault los, ergriff und schüttelte ihn, wie das erstemal. Sogleich aber rannte die Kuh wieder zu seiner Vertheidigung herbey, und zwang durch ihre wiederholten Anfälle die Wölfin zum zweytenmale, ihre Beute fahren zu lassen. In diesem Augenblicke kamen glücklich Weise einige Einwohner von Williers le Pots herbey, welche das von Fourcault's heldenmüthiger Ketterin angefangene Werk vollendeten. Die Wölfin mußte die Flucht ergreifen, und wurde bald darauf im Forste von Long Champ erlegt. Fourcault kam mit einigen Wunden davon, von denen er jedoch vollkommen wieder hergestellt wurde.

(Antoine annaux célèbres.)

13. Schuppach, der Wunder-Doctor.

Berühmt war im vorigen Jahrhundert Michael Schuppach, von Lengnau im Emmenthal in der Schweiz, ein Wundarzt. Es gab eine Zeit, wo besonders die Vornehmen und Reicheren von Frankreich und Deutschland, und selbst aus noch fernern Gegenden zu ihm wahlfahrten, und unzählbar sind die Heilungen, die er an verzweifelt Kranken aller Art verrichtete. Daß ihm Wunderkuren mit Leuten gelungen, deren Krankheitsstoff Schwelgerey und Müßiggang war, und denen er alle Tage ein Paar Stunden Bergsteigen und seine einfache Schweizkost zur Arzeney gab, ist kein Wunder. Auch das nicht, daß man ihm so gut folgte; denn er war ja in der Mode. Daß er nicht nur Narren aus der hohen Welt, sondern auch

Besessene aus der niedern wohl zu behandeln verstand, zeigt folgendes Histröchen.

Schuppach treibt 7 Teufeln aus.

Ein reicher Schweizer-Bauer glaubte, er sey vom Teufel besessen, und habe deren sieben im Leibe. Vergeblich hatten bereits einige geistliche Herren von Freiburg, und selbst die Kapuziner, ihre geistlichen Künste an ihm versucht. Endlich brachten ihn die Verwandten zu Michael Schuppach. Dieser versprach nach einiger Bedenkzeit, den Kranken zu heilen. Er machte allerley sonderbare Vorbereitungen, befahl dem Kranken eine bestimmte Diät, und versprach ihm, wenn er nach sieben Tagen, Mittags Schlag 12 Uhr vor ihn hintrete, und die rechte Hand, nachdem er sich vorher gekreuzigt, auf ein silbernes Crucifix lege, das er ihm zeigte, so werde ein Teufel aus ihm fahren. Der Besessene ermangete nicht zu fasten und sich leiblich zuzubereiten. Am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde erschien er, that Alles was der Wunderarzt sagte, und faste das Crucifix an. Pöglich erhielt er einen heftigen Schlag, der ihm durch alle Glieder und Nerven fuhr, und Michael Schuppach rief aus: „Das war einer!“

Er belehrte seinen Kranken, daß jetzt ein Teufel aus ihm gefahren sey, und dieser sagte: er habe es wohl gespürt. Auf den andern Tag wurde die nämliche Anordnung gemacht und befolgt, und als der Besessene das Crucifix berührte, erhielt er abermals einen Schlag, etwas stärker als geftern, und Schuppach sagte mit gelassener Zufriedenheit: „Das war der zweyte!“

Und so ging es sechs Tage nach einander. Als der sechste Teufel fort war, so erklärte der Wunderarzt: mit diesen habe er gut können fertig werden, es seyen nur kleine und dienßbare Teufel gewesen, der siebente aber, der noch in ihm stecke, sey Beelzebub, der oberste der Teufel, und sitze gar zu fest.

Auf flehentliches Bitten des Kranken und seiner Freunde, doch in seiner bis jetzt so glücklichen Kur nicht nachzulassen, sagte Schuppach: „ich fürchte nur, Ihr könnt es nicht aushalten, wenn der Beelzebub seinen Zorn und Grimm noch an Euch ausläßt, wenn er fort muß.“ Der Kranke sagte, er wolle lieber Alles aushalten, als noch den ärgsten, den er wohl noch spüre, länger behalten. Da gehob ihm Schuppach noch eine Woche alle Mor-

gen zu fasten; am siebenten Tage wolt er sehen ob's gehe. Der siebente Tag kam, der Besessene erschien und sagte: der Teufel merkte, daß er fort müsse, und wüthe in ihm gar erschrecklich. Nun, der Kezer muß jetzt doch fort! sagte Schuppach. Fast nur in Gottes Namen das Kreuz recht herzhast an. Der Besessene thats, und erhielt einen Schlag durch alle Nerven, wovon er zu Boden fiel. Als er wieder zu sich kam, sagte Schuppach: Gottlob, daß ihr noch lebet; jetzt seyd Ihr frey von allen Teufeln! — Ja, Gottlob! ich spür's, sagte der Kranke, Ihr seyd ein rechter Wundermann.

Von der Zeit an glaubte sich der Mann von allen bösen Geistern frey und lebzig, und war's auch.

Auf welche Art hier Michael Schuppach sieben Dämonen austrieb, haben ohne Zweifel die scharfsinnigen Leser längst errathen. Es war nämlich, wie sie gleich sich vorgestellt haben, mit dem silbernen Crucifix der Conductor einer Electricitäts-Maschine in Verbindung. Um den siebenten und letzten Teufel sicher auszutreiben, fand der psychologische Arzt für gut, eine sehr verstärkte Ladung anzuwenden.

(Morgenblatt I. 1816. S. 94.)

24. Weinverbrauch der Verblindeten in Frankreich im Jahre 1815.

Zum Vergnügen berechnete Jemand die ungeheure Weinmasse, die die allirten Heere, seitdem sie in Frankreich stehen, getrunken haben, auf folgende Weise: Es ist zuverlässig, daß, wenn man alle auf französischem Boden stehenden Truppen, und die zu denselben gehörigen nöthigen oder nicht nöthigen Nebenpersonen rechnet, man eine Anzahl von einer Million Menschen annehmen kann. Rechnet man auf einen derselben im Durchschnitte täglich zwey Bouteillen — welches nicht übertrieben ist, wenn man die Trinklust unsrer Leute, und die durch Zufall oder Bosheit zu Grunde gerichteten Weinfässer berücksichtigt und aufzählt — und multiplicirt man diese mit der Zahl 150, als so viele Tage nämlich die Allirten in Frankreich gestanden haben, so kommt das runde Stümchen von 300 Millionen Bouteillen, oder ungefähr 4,000,000 Nürnberger Eimern, als Quotient zum Vorschein. Um diese Quantität von der Stelle zu schaffen, wäre eine Million zweispänniger Wagen (freilich nur mit mäßiger Last) erforderlich, welche, ein

an den andern fahrend, eine ununterbrochene Wagenreihe von Paris bis Königsberg an der Ostsee bilden würden. Wolte man sich aber die Mühe geben, mit diesen 300 Millionen Boutheillen eine grade Linie zu formiren, das heißt, eine hart an die andere zu stellen, so würde diese Linie so lang, als der Aequator und der mittlere Durchmesser der Erde zusammen genommen, oder was Eins

ist, sie würde so lange werden, als ein Faden, den man um die Erde und durch die Erde vom Nordpol bis zum Südpol zöge. Wäre es endlich möglich daß eine solche flüssige Weinmasse plötzlich vom Himmel herab, und auf Champagne's Ebenen gestürzt werden könnte, so würden diese und die angrenzenden Departemente eine zweyte Sündfluth erleben.

XXV.

Notizen während der Prager-Belagerung 1742.

n. Preise einiger Lebensmittel während der Belagerung Prags im September 1742.

1 Pfund Rindfleisch	1 fl. 30 kr.	3 — Hecht	16 = 44 =
1 — Kalbfleisch	2 = — =	1 Perm	12 fl. — fr.
1 — Schweinfleisch	1 = 12 =	1 Pf. kleine Fische	1 = 35 =
1 — Schöpfenfleisch	1 = 45 =	1 Hering	— = 20 =
1 lebendiges Reh von 21 Pf.	29 = 45 =	Stockfisch, der sonst um 4 kr. zu haben, war	— = 34 =
1 — — Lamm	21 = — =	1 Strich Brodmehl	20 = — =
1 Fasan	8 = — =	1 — Tortenmehl	30 = — =
1 Rebhuhn	1 = 30 =	1 — Erbsen	25 = 36 =
1 Gans	8 = — =	1 — Linsen	25 = 36 =
1 Indianisches Huhn	30 = — =	1 — feine Graupen	54 = 24 =
1 Ente	4 = — =	1 — Grieß	22 = 24 =
1 wilde Ente	3 = 15 =	1 — Hirse (Brey)	25 = 36 =
1 Kapauer	3 = 30 =	1 Seidl Salz	15 = — =
1 junges Huhn noch ohne Federn	— = 36 =	1 Schock Eyer	— = 17 =
1 mittleres	— = 45 =	1 frisches Ey	— = 17 =
1 größeres	1 = 16 =	1 Kuh	200 = — =
1 Spannferkel	14 = — =	1 hungarischer Och	400 = — =
1 Haas	3 = — =	1 Kalb, 3 Monat alt,	70 = — =
1 Paar junge Tauben	2 = — =	1 Kalbskopf	9 = — =
1 Spaz	— = 5 =	1 Seidel Milch	— = 36 =
1 Pf. Schinken	1 = 30 =	1 Pf. Baumöl	— = 48 =
1 — Cervulat	3 = — =	1 — Reis	— = 27 =
1 — Speck	2 = — =	1 Kohlrube	— = 6 =
1 — Butter	1 = 21 =	2 gelbe Rüben	— = 3 =
1 — Schmalz	1 = 30 =	1 Carstol	— = 15 =
1 — Käse	1 = — =	1 Laib Brod, was sonst 3 kr. gekostet	— = 12 =
1 geräucherte Zunge	4 = — =	1 Laib schwarz Commißbrod	— = 30 =
3 Pf. Karpfen	16 = — =	2 — weißes Brod	1 = — =
		1 Pf. Pferdfleisch	— = 15 =
		1 Strich Gerste	12 = — =
		1 — Hafer	8 = — =

1 Centner Heu	5 fl. — fr.
1 Bund Stroh	1 = 30 =
1 Apfel	— = 3 =
1 Birn	— = 4 =

Schaafe	9734 Stück
Schweine	7356 —
Spannferkeln	273 —
Wein	685 Eimer
Butter	1318 Centn.
Käse	974 —
Holz	2971 Fäßl.

2. Pferde wurden in Menge verkauft, zu 15, 30, 45 fr. höchstens.

Kanonenkugeln während der Belagerung eingeworfen	48700
Bomben	29800

5. Für gelieferte Victualien und andere Effecten.

3. Durch das ganze Jahr 1742 hat die Stadt baares Geld erlegen müssen, als:

Brandsteuer	30000 fl.
Zur Fortification der Stadt und Verpflegung der Miliz	6000000 =
Im Februar	140000 =
— März	140000 =
— April	140000 =
— May	140000 =
— August	150000 =
— September	150000 =
— October	200000 =
Und gegen Wechsel-Darlegung	250000 =
7.340000 =	

Für Wein	29919 fl. 30 fr. 4 1/2 br.
— Weizen	1432 = — = — =
— Korn	20446 = — = — =
— Gerste	994 = 7 = 3 =
— Hafer	2905 = — = — =
— Heu	2471 = 18 = 3 =
— Stroh	878 = 54 = — =
— Bettfournituren	5980 = — = — =
— Zinn und Blei	6750 = — = — =
— Zeinwand	2000 = — = — =
— Holz	49782 = — = — =
An unterschiedl. Auszügen	120129 = — = — =
Facit 243687 = 51 = 2 1/2 =	

4. Vom 22ten September bis Weihnachten an Victualien zugeführt, als:

Weizen	21720 Strich.
Korn	19815 —
Gersten	43510 —
Hafer	12800 —
Erbsen	1485 —
Linzen	98 —
Mehl	2264 —
Salz	327 —
Schfen	2374 —
Rübe	2893 —
Kälber	85 —

6. Durch eben diese Zeit für die französische Miliz an Proviant erkaufte und zugeführt:

Weizen	2012 Strich.
Korn	1420 —
Gerste	1815 —
Hafer	2110 —
Erbsen	47 —
Mehl	716 —
Schfen	486 Stück.
Kühe	1548 —
Schaafe	1987 —
Schweine	380 —
Heu	4560 Centn.
Stroh	5850 —

XXVI.

Die dankbare Gemeinde auf der gräflich Schlickischen Herrschaft in Böhmen.

(Man sehe den vorigen Jahrgang. Nr. XXVII.)

I. Brief der Strzewaczer Gemeinde an den Wirtschaftskammler = Director, Herrn Rumler.

Wohlgeborne, Hochgeehrte Herr Director!

Das lieb- und huldbolle Herz unsers gnädigen Grundherrn, und der gütige, sorgfältige Schutz, den er uns zu jeder Zeit erweist, und unter dem jeder Unterthan in vollkommener Sicherheit seines Hab und Gutes leben kann, müssen jedes fühlende Herz mit innigster Dankbarkeit füllen.

Unsern gnädigsten Grundherrn, Franz Grafen von Schlick, traf das Unglück, daß ein in dem Wolkshofer Meyerhofs herausgekommenes, verheerendes Feuer einen bedeutenden Schaden an seinem Gute verursacht hat. Dieser traurige Vorfall giebt allen treuen, an diesem Unglücke innigsten Antheil nehmenden Unterthanen die Gelegenheit, einen Beweis ihres dankbaren Gefühles für die väterliche Sorgfalt Seiner hochgräflichen Gnaden, und für Alle die uns bisher bewährte Hilfe, die jedem um sie gebührend Flehenden immer zu Theil wird, an Tag zu legen.

Die Gemeinde Strzewacz fühlt sich eben dadurch aus wahrer Liebe und Anhänglichkeit an ihren gnädigen Grundherrn aufgefordert, mit willfähriger, obwohl der von Höchstselbem bereits genossenen Güte gar nicht angemessenen Hilfe Hochihm beizuspringen, und sich hiermit zu erklären, alles zum Aufbauen des neuen Hofes nöthige Materiale unentgeltlich zuführen zu wollen. Empfangen Sie, verehrter Herr Vorsteher des löbl. Wirtschaftskammlers dieses kleine Opfer der Strzewaczer Gemeinde, in deren Namen ich hier schreibe, und geben ihr unverzüglich die Anweisung, woher, wann und von welcher Gattung sie das benannte Materiale zufüh-

ren soll. In Erwartung dieser ersehnten Anweisung, und mit der größten Ehrerbietigkeit zeichne ich mich

N. N. Oberrichter,
N. N. Geschworne,
etc. etc.

II. Antwort der verwittweten Excellenz Gräfin Philippine von Schlick, gebornen Gräfin von Nostitz — im Namen ihres Sohnes, des Grafen Franz von Schlick, k. k. Oberstwachmeisters, und des kaiserl. russischen St. Anna- und St. Wladimir = Ordens Ritter — auf den Brief der Strzewaczer Gemeinde.

Der Director, Herr Rumler, hat mir den Brief der Strzewaczer Gemeinde mitgetheilt, welchen ich mit inniger Rührung gelesen habe.

Ich werde den Antrag dieser guten und getreuen Unterthanen meinem Sohne sogleich zu wissen machen. Er ist stolz darauf, der Vater so wackerer Kinder zu seyn, und hat durch alle Opfer, welche er eben gebracht hat, um seine Güter zu erhalten, bewiesen, wie sehr es ihm am Herzen liege, noch recht lange Jahre mit seinen guten Unterthanen vereinigt zu leben.

In seinem Namen danke ich dieser wackeren Gemeinde, und versichere sie, daß es der schnellste Wunsch meines Sohnes ist, die Liebesbände zwischen dem Unterthan und Herrn immer fester zu knüpfen, und diesen seinen lieben Kindern, welche ihn in Unzweifel nicht verlassen, auch in jeder Noth thätigst beizuspringen.

Gegeben im Schloß zu Kopidlno, den 4. July 1815.
Philippine Gräfin von Schlick,
geborne Gräfin von Nostitz.

Die sonderbare Entenmutter.

Eine der sonderbarsten Abweichungen von der natürlichen Ordnung der Dinge hat sich vor einigen Monaten in dem Hause des Hrn. Hartley zu Großlands neben Hubbard'sfield zugetragen. Eine Kake hatte zufällig ihre Jungen verloren, und um dieselbe Zeit hatte eine Ente ihre junge Brut verlassen. Nun legte man die Enten in das Stroh des Stalles, und siehe da: die Kake nahm sie an ihrer Jungen Statt an, wurde ihre Mutter

und Beschützerin, legte sich über sie oder neben sie und wenn die Enten sich ihrer Neigung zum Schwimmen überließen, blieb sie am Rande des Wassers stehen, bewachte sie mit der ängstlichsten Sorgfalt, und wenn sie wieder ans Ufer kamen, ergriff sie eins nach dem andern mit dem Munde und trug es sanft und vorsichtig wieder auf das warme Lager im Stalle. Kein Hund durfte sich ihr nähern, wenn sie sich bey ihrer Adoptirbrut befand.

XXVIII.

Einige Vorthelle in der Hauswirthschaft

(Fortsetzung der Jahrgänge 1811, 1814, 1816.)

1. Ueber das Spinnen des Flachses, * ein Beytrag für fleißige Spinnerinnen und Hauswirthinnen.

(Mit einer Abbildung.)

Im vorigen Jahrgange lehrten wir die Veredlung des Flachses. Diesmal ein Wort über eine bessere Art ihn zu spinnen.

Der Nutzen des Flachspinnens bey einer Hauswirthschaft besteht nicht bloß darin, daß das

weibliche Gesinde und die Frauen, die leeren und müßigen Stunden am Tage mit dieser Arbeit ausfüllen; es ist auch ein Zeitvertreib in den langen Winterabenden auf dem Lande; und wird diese Beschäftigung mit Fleiß und guter Überlegung gemacht, so kann man noch einen beträchtlichen Nutzen davon erwarten. Allein bey nicht gehörigem Bestreben, wird sie bey dem größten Fleiß und bey aller Anstrengung mehr Schaden bringen, als dieß sonst bey hauswirthschaftlichen Beschäftigungen der Fall ist.

Viele einsichtsvolle Hauswirthinnen bestreiten den Nutzen der häuslichen Spinnerney, besonders wenn sie den Flachß dazu nicht selbst bauen, sondern erkaufen müssen, und ziehen den Ankauf der schon fertigen Leinwand vor; aber den eigentlichen Grund verstehen nur sehr wenige anzugeben. Die wahren Ursachen eines schlechten Spinnerney-Erfolgs aber sind:

1) schlechte Spinnräder;

2) die Sucht viel Garn aus wenig Flachß zu bekommen,

*) Ueber die beste Einrichtung der Spinnräder, über das Spinnen, und überhaupt über die ganze Flachswirthschaft verdient zum Nachlesen und Befolgen empfohlen zu werden: Unterrichts über den Anbau, die Pflege und Zubereitung des Flachses für den Landmann nach zwanzigjähriger Erfahrung. Verfaßt von Joseph Janisch, Dechant zu Sniatshowes, und der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen correspondirendem Mitgliede. Prag, bey Sauer 1816.

3) fehlerhaftes Spinnen des Garns.

Die Spinnräder tragen meistens die größte Schuld, daß schlecht und dazu wenig gesponnen wird. Man bekommt gewöhnlich nur äußerst elende, ohne alle Einsicht gemachte zu kaufen. Die Frauen verstehen sich zu wenig darauf, um ihre gehörige Struktur anzugeben, und die Verfertiger bleiben beym alten gewohnten Leisten; höchstens vermehren oder verfeinern Sie die Rosen, Thürmchen und andere Bierathen.

Die Begierde aus einer kleinen Quantität Flachs, möglichst viel Garn zu erspinnen, ist der zweyte Hauptfehler. Wer da wünscht recht viel Garn zu erspinnen, schadet sich dadurch auf folgende Art:

Man erhält zwar dadurch mehr Leinwand, muß aber auch dem Weber und Bleicher mehr bezahlen; die Leinwand hat keinen Kern, reißt bald, und zersfällt, wenn man sie kaum ein wenig benutzt hat. Eine gute Leinwand dagegen hält das Dwey- und Dreyfache aus, gegen ein solche leichte und kernlose.

Aus schlecht gesponnenem Garn, wobey der Faden nicht gehörig behandelt ward, erhält man ebenfalls keine gute und dauerhafte Leinwand.

Eine gute dauerhafte sogenannte Hausleinwand, muß sich durch ihre Dauer im Gebrauche auszeichnen, und zwar jede Sorte, als feine, mittlere und Sackleinwand muß diese Eigenschaft besitzen; außerdem kauft man sie bey gleichem äußern Ansehen oft wohlfeiler. Unter feiner Leinwand verstehe ich aber eine solche, die hervorgeht, wenn man aus einem nied. öst. Pfunde reingeheckelten Kernflachses, 6 Strehne, jeden Strehn zu 20 Gebünd, und jedes Gebünd zu 60 Fäden, jeden Faden zu 4 Ellen Prager Maß erspinnet; das ist — wenn aus 1 Pfund benannten Flachses, ein Faden von 28800 Prager, oder 21888 Wiener Ellen erhalten wird. Eine mittelfeine wergene Leinwand nenne ich, wo aus 1 Pf. nied. öst. Berg, 2½ Strehn, jedes zu 13 Gebünd, à 60 Fäden, oder ein Faden von 7800 Prager oder 5928 Wiener Ellen erhalten wird. Unter einer groben guten Sackleinwand verstehe ich, wo aus 3 Pf. nied. öst. Rückstande, 4½ Strehn zu 6 Schock, oder ein Faden vom 6480 Prager Ellen ersponnen wird.

Die Dauer einer feinen Leinwand wird gefi-

hert, wenn ihr Faden gleiche Dicke hat, und wenn er fein, aber auch stark ist.

Gleiche Dicke gibt eine geübte Spinnerin dem Faden schon beym Spinnen selbst; die Feinheit des Fadens erfolgt, wenn die Spinnerin möglichst viel Haare nimmt, und den Faden, so viel als er bedarf, zusammen drehen läßt.

Je feiner der Flachs ist, desto mehr Haare kann man in einen Faden zusammendrehen, und er kann dem ungeachtet fein bleiben. Dagegen bey feinem Flache eine Spinnerin, die bloß das Garn zum Verkauf spinnt, wenig Haare nimmt, daraus einen längern Faden aus einem Pfund erspinnat, der aber nicht fest wird. Eoem so pflegen es die Hauswirthinnen zu machen, die nur in recht viel ersponnenem Garn auf diese Art ihren Vortheil zu finden glauben.

Eine gute Haushälterin muß nicht nur die Leinwand vom Kernflachs, sondern alle andere Sorten dauerhaft machen. Dieß bewirkt man dadurch, daß man den Flachs so rein als möglich ausheckelt, (dadurch bleibt auch das Berg stärker im Kern,) und das Berg immer so behandelt, daß noch etwas vom Kern des Berges im Rückstande bleibt.

Viele Spinnerinnen und Hauswirthinnen kennen noch zu wenig die Handgriffe, und die bessere Art den Spinnrocken anzulegen, und glauben, es seye Alles wohl gethan, wenn man den Flachs nur flüchtig ausbreitet und auf den Spinnrocken anbindet. Wer aber sorgfältiger verfährt, wird beobachten:

Erstens. Nie mehr als ein halb Pfund reinen Flachs für einen Rocken zu nehmen;

Zweytens. Denselben auf einem langen reinen Tisch, oder einer langen Bank sorgfältig ausbreiten, daß so viel als möglich die Haare vereinzelt werden;

Drittens. Um einen gleichen Faden im Spinnen zu erhalten, den Flachs so zu legen, daß die Wurzelenden mit den Spitzen des Haares abwechseln. Man mache sich zu dem Ende beym Ausbreiten des Flachses 2 Lagen, die erste muß das Aussehen haben, eines verkehrten lateinischen Zünfers z. B. $\nabla \triangleright \nabla$ die zweyte aber so $\triangleleft \triangleleft \triangleleft$ gelegt seyn, dann werden beyde auf einander gelegt, und nicht zu fest, und auch nicht zu locker auf den Rocken umgewunden.

Das Aufbinden des Berges auf den Spinnrocken, muß, wenn das Spinnen gut von der Hand

gehen soll, vorzüglich mit Aufmerksamkeit betrieben werden. Ich kenne nur einen einzigen Weg, zum Zweck zu gelangen, und werde ihn hier beschreiben, vorerst aber das Mangelhafte der gewöhnlichen Verfahrenart bey dem Abspinnen des Berges beschreiben.

Dies besteht hauptsächlich darin, daß das Berg zwischen 2 Kämmen (Kraßeln) abgeheckelt, zu einer Art von langen Bärten gemacht, und dann auf einen solchen Kamm, der auf dem Spinnstocke aufgesteckt wird, die Bärte nach und nach abgesponnen werden. Die Fehler hiebey sind folgende:

Soll der Faden gleich und fest gesponnen seyn, so muß die Spinnerin bey Zeiten aufhören zu spinnen, und es bleibt viel an brauchbaren langen Haaren im Rückstande ohne Noth. Spinnt sie aber zu sparsam, und will alle tauglichen langen Haare heraus haben, so muß sie entweder viel an Zeit verlieren, oder sie bekommt einen ungleichen Faden, der an manchen Stellen dünn, und an andern wieder dick wird; dies macht die Leinwand unansehnlich und schlecht. Ist die Leinwand einmal gewebt, so sieht man alle die Sprünge und Wechsel des Fadens vom Dünnen und Dicken deutlich, eine bey dieser Methode, das Berg zu spinnen, unausbleibliche Folge. Aber auf folgende Art weicht man diesem Umstande vollkommen aus.

Man lasse sich 2 solche Kämmen machen, die ungefähr drey- bis viermal so groß sind, als die gewöhnlichen (Kraßeln). Einen mache man fest auf etwas Unbewegliches, lege das Berg auf solchen auf, und kämme mit dem zweyten die langen Haare heraus; diese Haare werden dann mit der Hand herausgezogen, und in Büscheln gelegt, die dann an den Hocken gewunden, und wie der Flachß versponnen werden.

Das Verspinnen des Rückstandes auf grobe Sackleinwand hat die gewöhnliche bekannte Verfahrenart; er wird mit einem Stock durchgerührt und geklopft, und dann auf einem dazu tauglichen Spinnrade oder auf einer Spindel versponnen.

Die Zeit, die man auf die Verfertigung des Flachßens und wergenen Rockens verwendet, wird dann bey dem Spinnen doppelt eingebracht, und eine geübte Spinnerin kann vom Berg auf diese Art ein eben so feines Garn, wie vom Kernflachß dem Anscheine nach erspinnen, und die daraus gemachte Leinwand kann jener gleichen.

Ich komme nun zur Beschreibung eines schlech-

ten, und dann eines guten und zweckmäßigen Spinnrades.

Schlecht sind alle Spinnräder, sie mögen von was immer für einer Sorte Holzes seyn, und man den schönsten Schnürkeln verziert erscheinen, wenn sie ein kleines leichtes Rad und große starke Spuhlen und Aufwindsebern haben. Es liegt schon in ihrem Bau, daß sie den Faden wenig drehen, und auch noch schlecht aufwinden, dann der Spinnerin durch die Anstrengung heftige Kreuzschmerzen zu ziehen, ohne daß diese oft weiß, wo sie herrühren. Die Spuhlen sind mehrentheils so groß, daß sie bey dem Flachßspinnen 20 bis 24 Schock aufnehmen. Da nun oft in 5 bis 8 Tagen kaum so viel gesponnen wird, so moderet unterdessen das Gespinnst auf der Spuhle, und wird morsch, verliert daher schon an Dauer und Festigkeit beträchtlich viel.

Ein gutes Spinnrad hingegen muß folgende Eigenschaften haben:

Erstens. Festigkeit in allen seinen Theilen; es muß dauerhaft gemacht seyn.

Zweytens. Es muß leicht gehen, die Spinnerin muß es ohne Anstrengung der Kräfte beherrschen können, es muß spielend in Gang gebracht und erhalten werden.

Drittens. Muß das Spinnrad so beschaffen seyn, daß man darauf seines Garn vom Kernflachß, Werk, und allensfalls den Rückstand auf Sackleinwand spinnen kann, und zwar alles vollkommen gut, und

Viertens. die Sauberkeit leicht einführen, und im Gange erhalten kann, die bey dem Spinnen selbst nothwendig ist, und durch die Verzierungen meistens gehindert wird.

Ich habe ein Spinnrad für meinen häuslichen Gebrauch machen lassen, welches alle diese Eigenschaften besitzt, und welches bey dem Spinnen Alles leistet, was man nur immer wünschen kann; ich lege hier Zeichnung und Beschreibung desselben bey. Da ich es erprobt habe, so kann ich alle Spinnerinnen versichern, daß sie damit zufrieden seyn werden; ob es gleich möglich ist, daß längst etwas Besseres schon bekannt und im Gange seyn kann, als das hier Angegebene. In meiner Gegend indessen sind Spinnererey, Spinnräder und Spinnerinnen in gleich elendem Zustande. Man spinnt zwar sehr fleißig — spinn aber in einem großen Zeitraume wenig und schlechtes Garn.

Vor allem muß eine Spinnerin ihr Spinnrad

vor dem Spinnen zu prüfen und zu stimmen wissen, so wie ein Musikus sein Instrument.

Es wird aber auf folgende Art erprobt, um zu erfahren, ob die Unfälle dem Spinnrad — oder der Ungeschicklichkeit der Spinnerin zuzuschreiben sind.

Man stelle das Spinnrad so, als ob man wirklich spinnen wollte, drehe das Rad, und bemerke wohl, ob die Aufwindfedern stehen bleiben, wenn beim Federrohr (wo der Faden durchgeht) nur ein sehr geringer Andruck geschieht. Brauchet man dazu einen starken Druck, so sitzt die Spuhle zu fest auf der Spindel, muß daher wohl eingeschmiert oder erweitert werden, geht solche lärmend, so ist es ein Zeichen, daß sie zu großen Spielraum auf der Spindel hat, und muß neu ausgefütert werden.

Der geringste Druck am Federrohre muß bewirken, daß die Aufwindfedern stehen bleiben, weil hierdurch beim Spinnen die Stärke des Fadens bewirkt werden muß, den man dann beim Spinnen einläßt, wo die Federn gleichsam stehen bleiben, weil solcher dann durch das Fortrollen der Spuhlen über dem Haken sich aufwindet. Es kann dann die Reibung so stark seyn, daß das Spinnrad keinen feinen Faden vertragen kann.

Dreht das Spinnrad den Faden schlecht zusammen, so ist es ein Zeichen, daß das Rad zu klein, oder die Aufwindfedern unverhältnismäßig zu groß und weit stehen, einen zu großen Birkel um die Spuhlen zu machen haben, daher gern immerfort aufwinden, und nichts zusammendrehen wollen. Auf solchen Spinnrädern kann die geschickteste Spinnerin nichts ausrichten, man findet die meisten von dieser Art und Beschaffenheit. Feine eiserne Federn, die besser die Luft durchschneiden, findet man sehr selten, sondern die Aufwindfedern sind mehrentheils plump von Holz gemacht, welche die Luft schwer durchschneiden, und dadurch den Zug des Spinnrades erschweren, und der Spinnerin unnöthige Kraftanstrengung verursachen.

Wenn man aber fein, und zwar nach meiner Methode, den Faden stark und fein, aus vielen Haaren gesponnen haben will, so muß er naß gesponnen werden, die Haare drehen sich besser zusammen.

Das Einnehmen mit dem Speichel ist der Gesundheit der Spinnerin nachtheilig, und zugleich unausgiebig. Man thut besser, wenn man sich auf den Spinnrocken ein blechernes Becherchen zum anhängen macht, in dasselbe ein Stück Badeschwamm zum ausfüllen einlegt, und sich ein Wasser,

worin ein Stück Seife aufgelöst ist, macht, und dann einschüttet; der Schwamm hindert beim Anstoßen auf dem Spinnrocken das Ausgießen desselben, welches übrigens selbst für das kommende Bleichen der Leinwand eine gute Vorbereitung ist.

Das trockene Spinnen ist durchaus zu vermeiden, der Faden wird dadurch wolligt, kann nie vollkommen zusammengedreht, und daher auch nie fest und dauerhaft werden, so wie die Leinwand selbst schlecht wird; es hat daher das nasse Spinnen vor dem trockenen den größten Vorzug, weil man nur durch dieses Mittel feines und starkes Garn erspinnen kann.

Hat man sich ein solches Spinnrad beygeschafft, wie das hier bezeichnete, so wird eine Spinnerin, die jene elenden Spinnräder gewohnt war, auf diesem kaum fortkommen können, ja es in der ersten Aufwallung sogar als unbrauchbar erklären. (Ja die Zärtlichen besonders werden es zu groß, zu unbehilflich finden.) Aber sie gewöhnen sich nur daran, und es wird nach und nach schon gehen.

Die Handgriffe beim Spinnen lassen sich besser zeigen als beschreiben; eine fleißige Spinnerin kann sie selbst auffinden. Eine solche wird auf diesem Spinnrade in einer Stunde von Kernschuß ohne Anstrengung 2 Schock, 15 Faden, von Berg 1 Schock und 8 bis 10 Faden, d. i., vom erstern einen Faden von 540 Ellen, vom letzterem 280 Ellen leicht spinnen.

Wenn eine Spinnerin hinter einander weg 6 Stunden in einem Tage spinnt, was nicht selten geschieht, und folglich in dieser Zeit durch ihre Finger ein Faden von 3240 Prager Ellen durchläuft, Man sehlärtet wird, so müssen die Finger wund werden, und dadurch den Vortheil des vielen und guten Spinnens sehr beeinträchtigen. Ueberdem werden dadurch die Finger für die Nadel, die eine Hauswirthin so oft zur Hand nehmen muß, unbrauchbar gemacht. Zur Vermeidung dieser Nachtheile rathe ich daher folgendes leichtes Mittel an: Man schneide die Finger von abgetragenen lebernen Handschuhen ab, und bewaffne damit den Zeigefinger der rechten Hand, der am meisten beim Glätten des Fadens leidet. Sobald er naß gemacht wird, wird man die nämliche Fühlung erhalten, als ob der Finger bloß wäre, und dann kann man ohne Gefahr fleißig und anhaltend spinnen.

Ist auf diese Weise das ganze Spinnwesen besser, so entstehen daraus folgende Vortheile:

Erstens. Daß man in kürzerer Zeit mehr spin-
nen kann, als bisher.

Zweitens. Daß man also mehr Garn erhält.

Drittens. Daß man ein gutes, feines, starkes
Garn, aus welchem eine gute, dauerhafte Leinwand
gemacht werden kann, erhält.

Viertens. Daß die Spinnerin diese Beschäfti-
gung ohne Anstrengung und mit mehr Bequemlich-
keit verrichten kann.

Fünftens. Erspar die Spinnerin Auslagen für
mehrere Spinnräder; da sie Flachß, Berg und den
Rückstand auf einem und demselben Spinnrade spin-
nen kann, welches alles sonst auf verschiedenen
Spinnrädern, und oft auf allen schlecht verrichtet
wurde.

Auf manchen Herrschaften und Gütern ist die
übliche Gewohnheit, daß das Meyerhofs- Gesinde
in den Wintertagen den gereichten Obrigkeit-Flachß
verspinnet; aber wie elend, wie schlecht, wie wenig
wird er gespannt. Ich glaube durch vorliegende
Zeilen für diejenigen, welche bey diesem Geschäfte
die Aufsicht führen, einen Leitfaden gegeben zu ha-
ben, nach welchem sie dieses Geschäft besser beurthei-
len und besser verwalten können.

Geübte und fleißige Flachßspinnerinnen werden
mir nach eingeübtem und fleißigem Gebrauche dieses
Spinnrades gewiß ihren Beyfall geben, jene aber,
welche die Sache noch besser wissen, ersuche ich um
gefällige Mittheilung; da dieser Zweig der Haus-
wirthschaft, nach meiner Meinung, noch zu wenig
verbessert, und das Verbesserte noch zu wenig be-
kannt ist.

Die hier vorliegenden Erfahrungen über das
Spinnen des Flachßes verdanke ich meinen jüngern
Jahren, wo ich als Forstmann in einzelnen Wald-
gegenden die traurigen Winterabende, wenn Augen
und Kopf von anderen Geschäften ermüdet waren,
zubrachte, unter den spinnenden Weibslenten Erho-
lung suchte, über die verschiedenen Gebrechen der
Spinnräder und der Spinnenden nachdachte, und
selbst zu spinnen versuchte. Dadurch erlangte ich
Fertigkeit im Spinnen, und die Fähigkeit Eines oder
das Andere zu verbessern, und ich würde nicht anste-

hen, mit der besten Spinnerin mich in eine Wette
einzu lassen.

Wenn nun eine emsige Hauswirthin sich ein
gutes, feines und starkes Garn erspinnen hat, so
hat sie noch 2 wichtige Gänge damit zu machen;
der erste ist zum Weber; diese sehen meistens das
ihnen zur Verarbeitung gegebene Garn in mehr als
einer Rücksicht als das übrige an, und nehmen das
Stärkere des einen, wenn es gleich stark ist, zur Kette,
und zum Durchwurf das schlechtere Garn des
andern, und erleichtern sich hiedurch die Arbeit; aber
der Beitrag ist schon wesentlich. Der zweyte Gang
ist mit der Leinwand auf die Bleiche, wo oft auch
die beste Leinwand so mißhandelt wird, daß man
Fetzen statt Leinwand zurück erhält.

Bemerken muß ich hiebey, daß bey uns, in
Böhmen, wenig große wohl eingerichtete Lein-
wandbleichen *) sind, und die wenigsten guten zu we-
nig Raum haben, oder ihn nicht vermehren wollen,
weil solche ohnedieß stets mit Arbeit überfüllt seyn
müssen.

Ich rathe daher jeder Hausfrau, bey jedem un-
günstigen Vorfalle in ihrer Flachßwirthschaft, wohl
unterscheiden zu lernen, wo der Fehler stehe, wenn
die Leinwand bald reißt, und nicht nach Erfahrung
aushält, ob auf der Bleiche oder bey dem Weber,
oder ob am Gespinnst die Schuld liegt.

Für jene Spinnerinnen, die Flachß kaufen, ihn
verspinnen, und das Garn verkaufen, wird mein
Rath ohnedieß überflüssig seyn, daß sie so fein als
möglich spinnen möchten, da leider! von ihrem schlech-
ten Gespinnst unsere theuere und elende Leinwand,
und gefärbte Leinwaaren zum Kaufe herrühren.

Wer sich einen zwey- oder mehrjährigen Flachß-
vorrath zu verschaffen vermag, der thut sehr wohl
daran, wenn er ihn fein hechelt, und dann gepreßt,
oder mit Steinen beschwert, in hölzernen Gefäßen
und am trockenen Orte aufbewahrt. Was man bis
ist über die Bearbeitung und Verfeinerung des
Flachßes vor dem Spinnen Nützlich geschrie-
ben hat, scheint mir mehr für große Spinnfabriken be-
rechnet zu seyn, als für kleine Haushaltungen, so
lange derselbe so zubereitet zum Spinnen nicht ver-
kauft wird.

Stahlan in Böhmen den 25. Febr. 1816.

*) Wohin vor Allen die des Herrn Ergleben in
Landskorn gehört.

180
Seite
ein
y so
chen
das
t als
das
lette,
des
aber
hang
auch
man

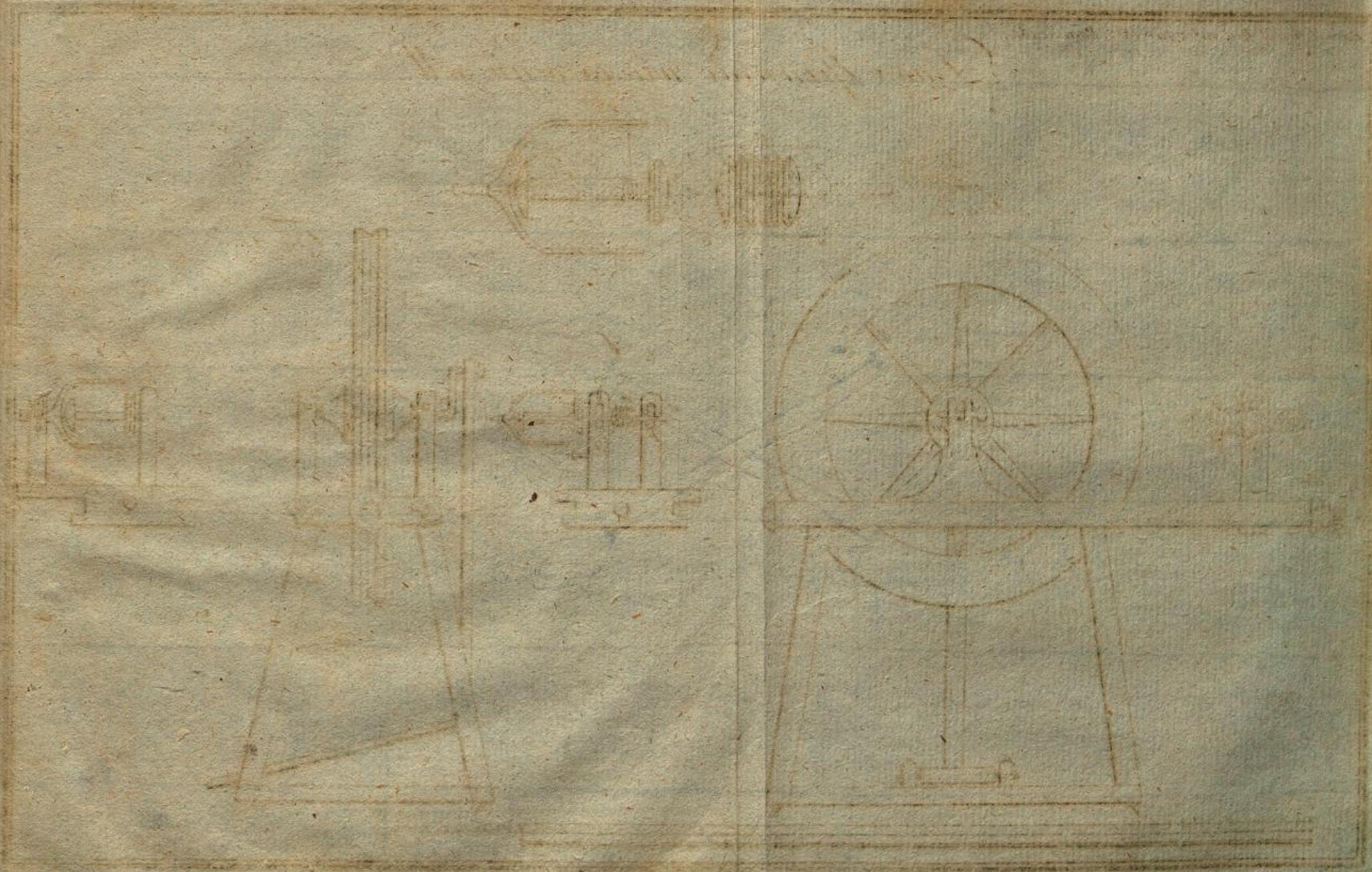
, in
leina
we
sten,
teyt

um
ochl
enn
ung
ber,

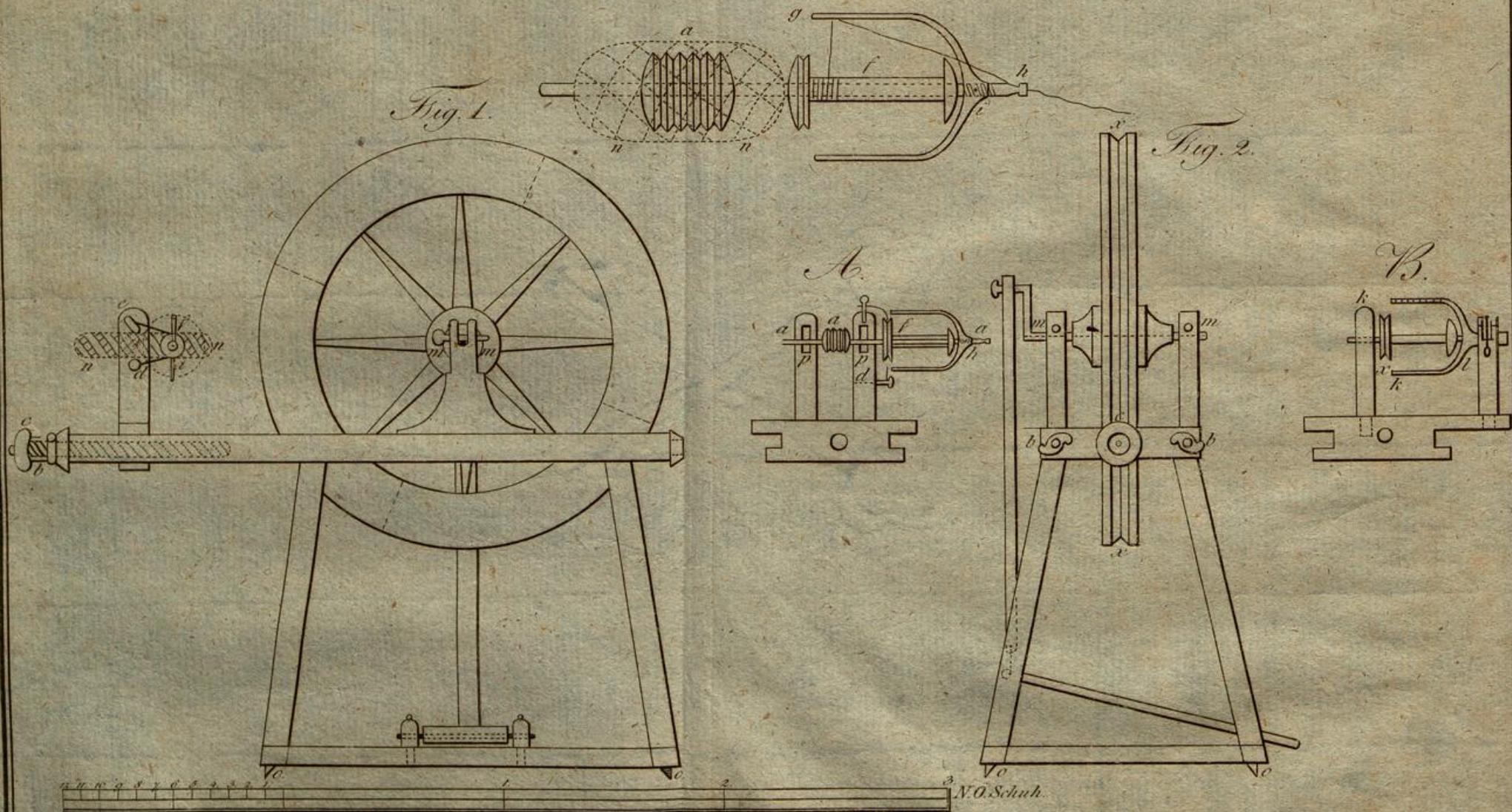
ihn
rein
als
ech
und,

che
ochl
est,
hen
bis
des
den
be-
fo
vers

in



Das Spinnrad wie es seyn soll.



Erklärung des abgebildeten Spinnrads.

Fig. 1. Das Spinnrad nach seiner Länge anzusehen.

Fig. 2. Ist die Ansicht seiner Breite von hinten.

A ist die Vorrichtung zum Flachspinnen.

B die Vorrichtung zum Werkspinnen.

Will man auch den Rückstand für grobe Sackleinwand auf demselben Spinnrad abspinnen, so läßt man sich eine dritte Vorrichtung machen, die stärker in ihren Theilen und auch größer, als die Vorrichtung B ist.

Das übrige stellt die Zeichnung deutlich vor, und die Zierathen sind in derselben ganz weggelassen.

C stellt die Spuhlen a a a in A vergrößert dar.

Soll reiner Kernflachs gesponnen werden, so wird das Gestelle A in das Spinnrad eingeschoben. Zu dem Ende werden im Hintertheile die zwey Schraubenmütter b b angeschraubt, sammt der Schraube c, die Vorrichtung B abgeschraubt, die Fiedschnur angelegt, und durch die Schraube c nach Bedarf angezogen.

Das Schnürlein d wird über das Spuhlenrädchen der Spuhle f gelegt, und durch den Wirbel e angezogen, dieses leitet den Zug des Fadens.

Bemerken muß ich hier, daß in dieser Vorrichtung die Spuhle stehen bleiben muß, und die Federn sich drehen, wenn das Spinnrad leer geht, es gewährt mitunter den Vortheil, daß, wenn der Faden reißt, das Ende desselben gleich zu finden ist, und nicht verwunden wird.

a ist der mit Furchen versehene Kopf, in welchem die Schnur läuft.

Die Federn g sind von gutem Eisen, und werden sehr fein gemacht, die Abtheilungen, wo der Faden eingehängt wird, sind gut ausgefeilt, und nirgends scharf, auch müssen solche Federn mehr schmal, als dick gemacht werden, um so leicht als möglich die Luft zu schneiden.

Ist die Spuhle voll gesponnen, so werden die Federn g abgeschraubt, die Spuhle f wird abgenommen, und eine andere Spuhle eingeschoben, dann werden sie so gestellt, daß sie der Oeffnung h grade gegenüber stehen, und der Faden im Aufwinden nirgends eine Reibung finde. Zur Sicherstellung, und, um mehr Festigkeit zu haben, wird bey i ein

Füchlein durchgehohrt, worin ein Stift eingesteckt wird, wo die Richtung immer eben dieselbe bleibt.

Die Federn k in B werden gleichfalls von gutem Eisen gemacht, jedoch in ein hölzernes Federrohr bey l eingeschraubt, was aber von einem geschickten Schlosser auch von Eisen gemacht werden kann; m sind hölzerne Stifte, welche das Schwanzfen des Rades verhüten.

Das Gestelle wird von gutem wohlgetrocknetem Holze gemacht, so wie das Rad, und dazu mit ein Paar Pfund Bley eingegriffen, besonders wenn es Felgen von weichem, leichtem Holze hat; sind sie von buchenem, ahornem, oder andern schwererem, so ist dieß mehrentheils überflüssig.

In o sind eiserne Stifte, welche verhindern, daß das Spinnrad bey m Spinnen nicht rutsche. Ob es gleich auf 4 Füßen ruht, so dürften 3 Füße noch besser seyn, weil es dann leichter auf unebenem Boden stehend gemacht werden kann.

Die Spuhlen zum Bergspinnen werden gleich neu, hinten und vorn mit einem Stück Leinwand überzogen. Obgleich dieß etwas unansehnlich aussieht; so ist es wegen der Dauer anzuzurathen, da gemeinlich bey m Abhappeln des Garns die Spuhlen auf die Erde fallen, und die Seitentheile abspringen, welches dadurch verhindert wird; da man außerdem oft in Verlegenheit kommt, besonders wo der Drechsler, wie auf dem Lande es mehrentheils der Fall ist, zu weit wohnet, um sich gleich neue machen lassen zu können.

Die Hauptsache beruht aber auf Verfertigung feiner, leichter, eiserner Federn, die nicht jeder Schlosser gehörig machen kann. Starke, grobe sind mehrentheils unbrauchbar. Gutes weiches Eisen ist dabey nothwendig.

n ist ein von Stroh geflochtener Jopp, dessen beyde Ende durch die Oeffnungen in p gesteckt und befestiget werden, ehe die Spindel a a a eingesteckt wird, in welchem sie sich dann dreht.

x die Vertiefungen, wo die Schnur am großen Rade läuft, so wie auch auf den Spuhlen, sind überhaupt recht scharf oder spitzwinklich zu machen, weil die Schnur dann besser zieht.

2. Eine Kütte oder Pech zum Verpichen der Bouteillen.

Die beste Mischung, um eine luftdichte Verschlüßung von Glasflaschen zu erhalten, worin

man Flüssigkeiten aufbewahrt, die sich verflüchtigen können, ist folgende:

Zwey Theile Wachs,
Vier Theile Kolophonium, und
Vier Theile Pech.

Man schmilzt das Wachs, thut die andern Ingredienzen hinzu, und wenn das Ganze flüssig genug ist, so taucht man die Flasche mit dem Halse hinein, und dreht sie dann horizontal um sich herum, damit das Pech sich gleichmäßig ausbreitet.

Diese Zusammensetzung ist vorzüglicher als gewöhnliches Pech, weil ihr das Wachs mehr Zähigkeit giebt, und sie also weniger leicht als bloßes Pech abspringen kann.

3. Ueber die Aufbewahrung des ungemahlten Getraides und des Mehles.

1. Um aufzuschüttendes Getraide möglichst gegen beginnende mehliges und Schimmelgährung, die sich durch das sogenannte Dampfigwerden zu bezeichnen pflegt, und gegen die Insekten zu schützen, verfährt man wie folgt:

a) Vor dem Aufschütten des Kornes sucht man Alles zu zerstören, was von Ungezieferbrut und von dumpfigen Kornstaubtheilchen auf dem Kornboden liegt, hängt oder schwebt. In dieser Absicht säubert man den Kornboden, so viel als thunlich, lüftet ihn gehörig aus, verschließt dann, außer dem Haupteingange, alle Oeffnungen, Dachfenster u. s. w., und entwickelt auf demselben nun so viel Salpetergas, als hinreicht, die Luft des Bodens überall merkbar mit dem Scheidewassergesuch zu schwängern, indem man auf einen irdenen (am besten porcellainen tiefen Teller, (z. B. auf einen Suppenteller) starke Salpetersäure (Doppel-Scheidewasser) gießt, eben so viel Eisenselle hineinwirft, alles mit einem Späne schnell umrührt, und sich dann sogleich entfernt, den Kornboden hinter sich verschließend. Nach 24 Stunden öffnet man ihn wieder, lüftet ihn aus, nachdem man zuvor den Teller entfernt hatte, und bestreuet nun den Fußboden mit feinzerschnittenem Knoblauch. Für den größten Kornboden dürften 2 Loth Doppelscheidewasser zur Salpetergas-Entbindung, und 12 Knoblauch-Zwiebeln zur Fußboden-Bestreuerung hinreichen.

b) Das aufgeschüttete Korn wird öfters gewendet, so viel wie möglich, dem trockenen Luftzuge

ausgesetzt, oftmals umgesteift, und bey herannahenden (durch große Schwüle sich ver kündenden) Gewittern, während der ganzen Dauer des Gewitters möglichst gegen das Eindringen des feuchten Luftzuges geschützt.

2. Das aus der Mühle kommende frische Mehl ist gewöhnlich noch merkbar warm; verwendet man es in diesem Zustande zum Bereiten des Brotteiges, so tritt die Brotgährung so stürmisch und ungleichmäßig ein, und das fertige Brot fällt schwer aus; man muß daher Sorge tragen, daß das Mehl vor dem Gebrauche gehörig abgekühlt worden, und daß es zuvor die durch das Mahlen angenommene Wärme verliert, wenn man aus übrigen untaffelhaftem Mehle gutes und dem Menschen gedeihliches Brot gewinnen will. Dort, wo viel Mehl aufgeschüttet liegt, muß man beym Ausschöpfen desselben vorsichtig mit dem Lichte umgehen, weil sonst, wie dieses zu Turin geschah, heftige Explosionen erfolgen können, indem jenes Wasserstoffgas, welches durch die Zersetzung der dem warmen Mehle anhangenden, oder von demselben aus der Luft angezogenen Feuchtigkeit hin und wieder zu entstehen pflegt, mit der bey dem Oeffnen des Mehlkastens zu strömenden atmosphärischen Luft Knallluft bildet, und durch das Licht der brennenden Kerze oder der Lampe entzündet, urplötzlich abbrennt. — Will man übrigens verhüten, daß frisches und gutes Mehl eine Beute der Insekten werde, so muß man es nicht lange in den Säcken lassen.

4. Kaffee-Ersparniß.

Alle Kaffee-Stellvertreter haben nicht hingereicht, den Kaffee außer Gebrauch zu bringen; wiewohl nicht geläugnet werden kann, daß eine Verminderung des Kaffee-Bedarfs die Summe des außer Landes gehenden Geldes mäßigen würde. Er was hoffe ich hierzu beyzutragen, indem ich folgende, vielleicht auch schon von andern gemachte Erfahrung mittheile. „Der sogenannte Kaffeesatz, d. i. der nach dem Ausziehen der gemahlten gebrannten Kaffeebohnen mit Wasser bleibende Rückstand, giebt auch, nachdem er wiederholt ausgezogen und ausgekocht wurde, wenn er getrocknet und nochmals gelinde gebrannt wird, mit Wasser auf die nämliche Art behandelt, wiederum angenehm riechenden schmackhaften Kaffee.“

henz
Ge:
tters
figu:

sch e
ver:
a des
nisch
fällt
das
Eiobit
hlen
ibri:
schen
viel
prien
wel
plo:
gas,
tehle
an:
ehen
zu
u ft
lorze
—
gu:
mus

The image shows a page of handwritten musical notation on aged, yellowed paper. The page is numbered '184' in the top left corner. The music is written on ten horizontal staves. The notation includes various note values, rests, and bar lines, though it is somewhat faded and difficult to read precisely. To the left of the staves, there are columns of German text, which appear to be lyrics. The text is written in a historical German script. The paper shows signs of age, including foxing and some staining, particularly in the lower half of the page.

nge:
wie:
Ber:
au:
Ge:
nde,
ung
i. l.
nten
giebt
aus:
nals
äm:
nden

Die Sontagsrescher.

Andantino.

Gut ist so ein Caluff-singem, fröhlich so ein Stren-ley; sollt man

sp.

klagt in ni-mann Pissim, unruhnen Sonn-eyen Wuffel-Flay.

hens die Glocken läutet, nicht ins Gellend-sand; Abriet und Dem-m

cres - - - - - dec - - - - -

spanitel, mit dem Lins und Wrenß.

do *pp.*

XXVIII.

Die Sonntags = Drescher.

Mit Musik.

1.

Eht ihr so die Sabbatsfeyer,
 Heiligt so den Oftertag;
 Spottend klopft in eurer Scheuer,
 Munt'rer Drescher Wechfelschlag.
 Horch, die Glocke läutet,
 Ruft in's Gotteshaus,
 Weib und Dirne schreitet
 Mit dem Buch und Strauß.

2.

„Water,“ sprach verschämt Frau Nenne,
 „Glaubt so Arges nicht von mir;
 „Niemand drischt auf meiner Tenne,
 „Schaut, es hängt der Schlüssel hier.
 „Sind'gen ich — bewahre!
 „Wider Gott's Geboth?
 „War nicht schon drey Jahre
 „Groß der Armen Noth?“

3.

Was mein eigen Ohr vernommen,
 Halt ich Alter auch für wahr.
 Wie? euch zählt ich zu den Frommen
 Und ihr täuscht dieß graue Haar?
 „Euer Wort ist theuer,
 „Aber — seht mich an,
 „Kommt in meine Scheuer
 „Ob ich lügen kann!“

4.

Hand in Hand gehn sie zur Tenne,
 Horchen unterm Lindenbaum,
 Wacker dreschen hört Frau Nenne,
 Traut den eignen Sinnen kaum.
 Hört mit bängerm Lauschen
 An der Scheuer Thor
 Deulich Garben rauschen,
 Und Gesang und Chor,

5.

„Wir verkünden gute Mähre“
 Tönt es hell wie Silberklang;
 „Hundertfältig trägt die Aehre
 „Sieben frohe Jahre lang;
 „Ihres Gottes wegen
 „Gab Frau Nenne gern;
 „Drum giebt Gott ihr Segen,
 „Alles kommt von Gott.“

6.

Und als sie das Thor zur Banze
 Bangen Muthes seitwärts drehn,
 Sehn sie schlank im Ehrenkranze
 Drey der schönsten Mädchen stehn.
 Die Gewänder blinken
 Wie des Himmels Duff,
 Und sie lächeln, wülfen,
 Und zergerhn in Luft.

Friedrich Kind.

XXIX,
Aufmunterung zur Freude.

Mit Musik.

1.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blüht;
Wer wolt in seinen Blüthentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

2.

Die Freude winkt auf allen Wegen;
Die durch dieß Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

3.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

4.

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmeckt in der Abendlaube
Der Kuß auf einem rothen Mund.

5.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriff'ne Herzen Ruh.

6.

O! wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu seyn;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Hölyy.

XXX.
Vaterlands = Kunde.

Rudolph von Habsburg und Ottokar von Böhmen.

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

Sobald jene Kunde erscholl, ward die Fehde durch Versöhnung geendigt; Rudolph machte sich, umgeben von einem stattlichen Gefolge schwäbischen Adels, auf, zog herab nach Aachen, wurde mit großer Pracht gefeiert, und belehnte die Fürsten mit ihren Ländern. Es gehört nicht in den Plan dieser Erzählung, aus Rudolphs Regierungsgeschichte umständlich

Aufmunterung zur Freude.

Musik von Righini.

Fröhlich.

Wenn wollt ihr mit Quillern klagen, so lang und lang und zu-gau-



fp.

klüß; wenn wollt ihr zu-mu-llü-ken-la-gen, ein Nien in



Ein, von fal-ken zinsu? wenn wollt ihr zu-mu-llü-ken



la-gen, ein Nien in ein-ten Bal-ken zinsu.



Chorwerkstatt

A page of handwritten musical notation on aged, stained paper. The page contains ten staves of music, each with a treble clef and a key signature of one flat (B-flat). The notation includes various note values, rests, and bar lines. There are several large, irregular brown stains on the page, particularly in the upper and middle sections. The handwriting is in a historical style, likely from the 18th or 19th century. The paper shows signs of wear, including foxing and discoloration.

89
 erqu
 ligen
 die B
 des H
 unter
 des G
 in zu
 des B
 erob
 überd
 ge,
 der fü
 son i
 erzig
 Reich
 kren
 in n
 mehr
 der it
 innen
 all f
 sind
 brach
 unge
 trebt
 weil o
 hres
 want
 macht
 nicht
 warh
 die H
 der G
 welt
 der y
 als er
 abig
 nur,
 und f
 weil
 werft
 cant
 war r
 des H
 die o
 ion,
 und e
 Reich

XXIX,
Aufmunterung zur Freude.

Mit Musik.

1.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blüht;
Wer wolt in seinen Blüthentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

2.

Die Freude winkt auf allen Wegen;
Die durch dieß Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

3.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

4.

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmeckt in der Abendlaube
Der Kuß auf einem rothen Mund.

5.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriff'ne Herzen Ruh.

6.

O! wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu seyn;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Hölyy

XXX.
Vaterlands = Kunde.

Rudolph von Habsburg und Ottokar von Böhmen.

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

Sobald jene Kunde erscholl, ward die Fehde durch Versöhnung geendigt; Rudolph machte sich, umgeben von einem stattlichen Gefolge schwäbischen Adels, auf, zog herab nach Aachen, wurde mit großer Pracht gefeiert, und belehnte die Fürsten mit ihren Ländern. Es gehört nicht in den Plan dieser Erzählung, aus Rudolphs Regierungsgeschichte umständlich

erthaten, welches ein freundliches Gestirn in dem Augenblicke über Deutschland leuchtete, in welchem die Verwaltung, oder vielmehr die Wiederherstellung des Reichs ihm aufgetragen war, der, der Einzige unter Tausenden, alle Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes hatte; um ein müßtes gemeines Wesen zu ordnen und zu säubern, und sein verwildertes Zeitalter wieder an die Herrschaft der Geseze zu erheben. Recht planmäßig, als hätte er es längst überdacht, begann er sein Werk, und mit einer Energie, welche die Bösen zittern machte, und alle Guten für ihn begeisterte, setzte er es fort. Es wurden von ihm die Lehren mit großer Empfänglichkeit bezogen und benützt, welche die Erfahrungen seiner Reichsvorfahren aus dem schwäbischen Hause Allen seinen Nachfolgern gaben. Darum stellte er den Frieden mit dem Papste her, und erhielt ihn aufrecht; mehr durch große Verheißungen, als durch Opfer; der italienischen Handel entschlag er sich, denn in ihnen hatte die alte Macht der Könige sich verzehret; sein Sinn und sein Streben war auf Deutschland gerichtet, wo sein eigentlicher Beruf ihn ansetzte, und wo es ihm nicht, wenn seine Pläne gelangten, an Ruhm und Ansehen fehlen konnte; auch dachte er, das Gut seines Hauses zu vermehren; weil aller Glanz der Krone an der erblichen Macht ihres Inhabers zu hängen schien. Auf diesem Wege wandelte er kräftig und mutzig fort, und auf ihm machte er die schönste Epoche in der Vaterlandsge-
schichte, so wie er auch auf ihm das schönste Lob erwarb, das einem Regenten werden kann, indem er die Hoheit und den Eigennuß durch die Macht der Geseze zähmte, und statt der herrschenden Gewalt den durch sie verdrungenen Rechtszustand wieder herstellte.

Ottokar gerieth in die heftigste Entrüstung, als er die Kunde erhielt, daß Rudolph auf den erhabnen Thron des Reichs erhoben worden sey, nicht weil er dadurch die Anschläge seines Ehrgeizes und seiner Heersucht vereitelt sah, sondern auch, weil er von dem gewählten Könige voraussehen durfte, daß er seine Rechte auf die österreichischen Lande einer neuen Prüfung unterwerfen würde. Es war nicht in Ottokars Charakter, politisch seine Plannungen zu verschlepern, oder durch geheime Mittel auf seine Zwecke zu streben. Er erklärte öffentlich, daß er Rudolph nicht als König anerkenne, und keine Belehnung von ihm annehmen werde. Zugleich wandte er sich an den Papst Gregor X.

mit der Aufforderung, daß er der geschenehen Wahl seine Zustimmung verweigern sollte; und als er hier seine Absicht nicht erreichte, verboth er den Bischöfen, die von der Kirchenversammlung von Lyon zurück kamen, wo ein Kreuzzug gegen die Saracenen beschlossen war, in seinen Landen den Zehenden zu erheben, oder das Kreuz zu predigen. Dabey verheimlichte Rudolph nicht, daß nur die sich seines Schutzes zu erfreuen haben sollen, welche das Ihrige auf dem Wege der Geseze erworben, und mit Achtung für Recht und Ordnung verwalten. Denn schon bey seiner Rückkehr von der Krönung ließ er zu Speyer ausrufen: wer in der verfloßnen Zeit der Verwirrung Güter und Lehen des Reichs entfremdet, soll sie wieder zu seinem und des Reichs Händen stellen. Diese Kundmachung konnte einen Kampf, wie es Ottokar war, nicht mit dem Könige versöhnen.

Bald darauf hielt Rudolph seinen ersten Reichstag zu Nürnberg. Mit Freuden hatten sich die Fürsten und Stände vor ihm versammelt, weil sie seinen Eifer für das Recht und seinen edeln Muth ehrten, und weil es in Allen herrschende Hoffnung war, daß durch diesen Mann des Reichs Glanz, so wie das Wohl der Nation werde wieder hergestellt werden. Er schlichtete die Klagen der Entzweyten, bestätigte jeden rechtmäßigen Besitz, und empfing den Eid der Huldigung von den Getreuen. Die geschriebenen Rechte und kaiserlichen Satzungen wurden vorlesen, der Straßenraub bey hoher Ahndung verboten, und der Landfriede beschworen. Alles schickte sich zu einer schönern Ordnung der Dinge an. Aber vergeblich suchte man in der erlauchten Versammlung den König von Böhmen. Auch der Herzog Heinrich von Bayern war nicht erschienen.

Dieser letztere hatte Nieder-Bayern und den Nordgau inne, während sein Bruder Ludwig derselbe, der, wie bemerkt worden, auf dem Tage zu Frankfurt Rudolph als König ausgerufen, die Pfalzgrafschaft am Rhein und Ober-Bayern beherrschte. Er konnte es Ludwig nicht verzeihen, daß er bey der Königswahl, ohne seine Mitwirkung, einseitig die bayerische Stimme geführt hatte, und anerkannte deshalb das Resultat nicht, das aus diesem, wie er behauptete, geschiwridigen Verfahren hervor ging. Ottokar sand ihn damit empfänglich für seine Interessen, und beyde ständen für einen Mann, indem sie die alte Feindschaft vergaßen, die ehet in einen heftigen

Krieg unter ihnen ausgeschlagen war. Der Bruderszwist erreichte einen so hohen Grad von Erbitterung, daß Heinrich, als Ludwig Rudolphs Prinzessin, nie in Frankfurt vertragen ward, die Hand gab, die Waffen ergriff, und in Ober-Bayern einfiel. Nachdem man durch Mord und Brand des Unheils genug angerichtet hatte, kam es zwar zum gütlichen Austrage; es hatten aber an demselben die Herzen keinen Antheil. Vom Nürnberger Reichstage aus hatte Rudolph den Burggrafen von Nürnberg an den König von Böhmen geschickt, der ihm mit kräftiger, männlicher Beredsamkeit darthat, was er dem Reiche schuldig war; aber er hatte nichts über ihn vermocht. Auch auf die Versammlung der Stände zu Würzburg wurde er geladen, und ungehorsam blieb er abermal aus. Nun eröffnete der Kaiser einen Reichstag zu Augsburg (den 15. May 1275), um das früher gegebene Mandat, wegen Zurückstellung der dem Reiche entzogenen Güter und Rechte, zu wiederholen und zu vollziehen. Es ergingen neue Ladungen an die Widerspenstigen nach Böhmen und Bayern. Gegen alle Erwartung erschienen auch Gesandte von Dittokar und Heinrich. Aber bey so großem Zwiespalte der Ansichten und der Gemüther konnte nichts Fruchtbares geschafft werden. Mit Troz und Ungehörigkeit sprachen die böhmischen Abgeordneten von dem Rechte, und mit Übermuth von der Macht ihres Herrn, und die bayerischen wurden durch das Erkenntniß, daß, bey den Königswahlen, die Stimmen der beyden Brüder Ludwig und Heinrich für eine unter sieben gerechnet werden sollten, nichts weniger als zufrieden gestellt. Die gegenseitigen Erklärungen hatten nur dazu gedient, die Unheilbarkeit des bestehenden Zwists zu offenbaren. Da sprach Rudolph die Acht über die beyden rebellischen Fürsten aus, und erklärte sie aller ihrer Länders und Würden verlustig. Dittokar und Heinrich aber verbanden sich mit einander zum Schutz und Trutz, und da jener diesem große Geldsummen darboth, und ihm zugleich die feste Burg Scharding am Inn abtrat, kettete er ihn unzertrennlich an seine Sache und an sein Schicksal.

Die Lage der Umstände gestattete keine schleunige Vollziehung der ausgesprochenen Acht. Nicht nur war es nöthig, zu einem Kriegszuge gegen zweyen so mächtige Fürsten, mancherley vorbereitende Maßregeln zu nehmen, sondern es wollte auch Rudolph vor allem seine Verhältnisse mit dem

päpstlichen Stuhle bestimmen und befestigen. In diesem Ende kam er im Oktober desselben Jahres mit Gregor X. in Lausanne zusammen, beschwor die frühern Verträge, die seine Gesandten mit dem römischen Hofe geschlossen hatten, versprach der Kirche seinen Schutz, machte sich verbindlich, die Krönung in Rom zu empfangen, und gelobte einen Kreuzzug nach Palästina, wodurch er den Papst vollkommen für sich und seine Interessen gewarant obgleich die Erfüllung der gegebenen Zusicherungen nicht unbedingt in seinen Absichten zu liegen schien, und auch theils durch die eintretenden veränderten Umstände unmöglich wurde. Aber als Rudolph wieder nach Savoyen zurück kam, sah er, wie die Menge neuer Feinde gegen ihn aufgestanden war. Mehrere Grafen dieses Landes hatten nämlich während der Anarchie, die seit Friedrichs II. Tod eingetreten war, und besonders seit dem Untergange des Hauses Staufens, recht habüchlich zugegriffen, und viele Güter und Nutzungen an sich gezogen, die unstreitig Eigenthum des Reichs gewesen waren. Mit Strenge forderten Rudolphs Ordnungen alles dieses wieder zurück; aber die Usurpatoren wollten keine Lust, das zu entbehren, in dessen Besitz sie sich für so sicher gehalten hatten. Dittokar und Heinrichs Beyspiel machte ihnen Muth, und bald wurden Verständnisse zwischen dem West- und dem Osten angeknüpft. So traten der Markgraf Rudolph zu Baden, die Grafen Ulrich und Eberhard von Württemberg, die Grafen von Helfenstein, von Freyburg und Neuenburg, das Haus Montfort, und einige andere Herren von gleichem Gewichte in den Staat förmlicher Empörung. Rudolph sah sich dadurch von einer Gefahr bedroht, die nicht verachtet werden verdient; denn die Kette seiner Feinde erstreckte sich nun vom Rhein bis an die Gränze Ungarns; niemand war ihm in diesen Gegenden getreu verloben, als sein Eidam Ludwig von Bayern, und ein Theil des oberländischen Adels von den Städten, die seiner Sache zugestanden hatten. Er hatte er wenigstens keine Hülfe zu erwarten; seine meiste Hoffnung konnte nur auf ihn selbst gegründet seyn. Aber muthig und sicher, und seinem allmächtigen Glücke vertrauend, zog er das Schwert, um die Verschwörung zu trennen. Er drang mit seinen Heeren über den Schwarzwald herein, belagerte Freyburg, und zwang den Markgrafen, indem er den größten Theil seines Landes eroberte, zur

terwerfung. Als dann auch der Pfalzgraf mit seinem Volke herbey kam, sahen die Widerspännigen kein Heil mehr im Kriege. Sie gelobten Gehorsam, und der König, dem es vor allem darum zu thun war, seinen Rücken zu sichern, vergab ihnen. Dieß geschah im Sommer des Jahrs zwölfhundert sechs und siebenzig.

So bald Schwaben beruhigt war, machte sich Rudolph auf, um in Nieder-Bayern und Oesterreich das Ansehen der königlichen Würde herzustellen. Er sammelte sich ein mächtiges Heer um ihn her. Zwar die Reichsvasallen in Schwaben, die er so eben zum Gehorsam gebracht hatte, leisteten ihm, vermuthlich in Gemätheit des geschlossenen Unterwerfungsvertrags, in diesem Kriege die Hülfsfolge nicht. Dagegen kamen der Pfalzgraf Rudolph von Tübingen, die Grafen Albrecht von Hohenberg und Hugo von Werdenberg, und der Markgraf Heinrich von Burgau mit ihren Dienstleuten herbey; das nämliche that der übrige schwäbische Adel. Auch im Elfaß sammelte sich alles, was wehrhaft war. Seit langer Zeit hatte man eine solche Mitterschaft nicht besammeln gesehen. Das Heer wandte sich über Münsberg nach Regensburg, und von hier aus drang dasselbe mit Macht in Nieder-Bayern ein. Auf der Ebene bey Straubingen ward Heinrich geschlagen. Da trat der Bischof Leo von Regensburg zwischen die Parteyen, und vermittelte den Frieden. Heinrich verließ die böhmische Sache, anerkannte den König und versöhnte sich mit seinem Bruder Ludwig. Um die Bande der neuen Freundschaft noch fester zu knüpfen, gab Rudolph seine Tochter Katharina, dem Prinzen des Herzogs Heinrich Otto zur Ehe, und räumte ihm theils als Pfandschaft, theils als Heurathgut das Land ob der Enns ein. So ward auch in Bayern die Ruhe hergestellt.

Diese schnellen Erfolge ließen sich in der Fortsetzung des Krieges nicht erwarten, da Ottokar mit überlegener Macht zur Vertheidigung seiner Lande bereit stand, und mit einem durch lange Erfahrung geübten Blick, so wie mit tapferm Muthe seine Kräfte beherrschte und lenkte. Rudolph, weit entfernt, diesen Feind zu verachten, hatte eher schon dafür gesorgt, sich durch Bündnisse gegen ihn zu verstärken. Gerne both ihm der König von Ungarn, Wladislaus, der Rumaner, die Hand, da derselbe gleiches Interesse mit ihm theilte, weil

Ottokar nicht aufgehört hatte, sein Reich durch feindselige Angriffe zu drängen. Um sich seiner Treue zu sichern, verlobte Rudolph dem Bruder des Wladislaus, Andreas, Herzoge von Siebenbürgen, eine seiner Töchter. Immer den Grundsatze befolgend, daß politische Vereine nicht fester halten, als wenn die Bande des Blutes sie umschlingen, hatte er auf gleiche Weise den Grafen Mainhard von Tyrol und Görz an sich angekettert, indem er ein Verlöbniß zwischen seinem erstgeborenen Sohne Albrecht und Mainhards Tochter Elisabeth veranlaßte, wogegen der letztere seine thätige Mitwirkung in diesem Kriege verhiess und leistete. Ueberdieß fand er eine Menge Freunde und Gehülfen in den Landen selbst, die er überziehen konnte. Denn die Oesterreicher waren längst des Drucks und der willkürlichen Behandlung müde, worunter sie seufzten, und laut rief die Stimme der Bedrängten Hülfe und Befreyung herben. Es war auch Ottokar nicht verborgen, wessen er sich zu versehen hatte. Deshalb führte er, als er vernahm, daß Rudolph gegen ihn heranzöge, die Kinder der mächtigsten Grafen und Herren aus Oesterreich und Steyer als Geißel nach Böhmen hinweg, und besetzte die Burgen des Landes mit seinem Volke, und ließ sich, gleich als könnte man durch erzwungene Eide die Gewissen binden, das Gelübde der Treue aufs Neue schwören.

In den ersten Tagen des Octobers rückte das Heer, das in Bayern so schnell und so entscheidend gesiegt hatte, in Oesterreich ein. Freudig eröffneten die Städte ihre Thore; ein großer Theil des Adels vereinigte sich mit den Ankommenden, die als die Befreyer des Landes von dem böhmischen Joch begrüßt wurden, durch eine Kriegeskunst war das feste Schloß Neuburg am Inn gefallen; nirgends zeigte sich ein Widerstand; Alles unterwarf sich bis auf Kloster Neuburg und Wien, wo zahlreiche Besatzungen die Mauern vertheidigten. Während Rudolph vor der letztern Stadt lag, stieß der Graf Mainhard mit seinem Heere zu ihm, nachdem er auf einem gleich raschen Zuge Kärnten und Steyermark erobert hatte. Der König von Ungarn aber führte den Krieg an der Ostgränze der böhmischen Staaten. Mittlerweile hatte Ottokar auf dem jenseitigen Ufer der Donau seine Macht versammelt. Die Uberschwemmungen des Stromes zwangen ihn, den Eroberungen seiner Feinde unthätig zuzusehen. Seinem Heere ent-

sich der Muth bey dem Anblicke der Vortheile, die Rudolph erfocht. Die Hauptstadt selbst erboth sich, ihre Thorschlüssel zu übergeben, wenn nicht in einer kurzen bestimmten Frist Hülfe käme. Unversehens ward eine Schiffbrücke geschlagen, und das vereinte siegende Heer über die Donau geführt. Im böhmischen Lager erregte die Erscheinung Verstärkung und Schrecken. Ein Theil der Soldaten verweigerte den Dienst. Ottokar selbst — von allen Seiten bedrängt — ließ seine Hoffnung fallen. Er sah kein Heil mehr in diesem Kriege. Seine Feinde bewiesen ihm, daß es vermessen sey, um seiner neuen Erwerbungen Willen, seine alten Erbstaaten aufs Spiel zu setzen. Da schrieb er einen Brief an Rudolph, nannte ihn darin römischen König und seinen Herrn, und erboth sich ihm zur Sühne und zum Frieden.

Die Bischöfe von Würzburg und Ulm, und die Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und Otto von Brandenburg eröffneten als Vermittler und Schiedsrichter die Unterhandlungen, und legten den Zwist auf folgende Punkte bey: Ottokar räume Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, die Windische Mark, Eger und Partenau, dagegen belehne ihn der römische König mit Böhmen, Mähren, und seinen übrigen durch Erbschaft als väterliches Gut erworbenen Landen; die nach Böhmen abgeführten österreichischen Geiseln werden auf freyen Fuß gestellt; der Friede werde durch eine Wechselheurath besiegelt, dergestalt, daß ein Sohn Rudolphs mit der böhmischen Prinzessin, und dann Judith, die Tochter Rudolphs, sich mit dem böhmischen Kronprinzen vermähle; Rudolphs Prinzessin erhalte 40,000 Mark Silbers Heurathgut, bis zu deren Bezahlung der auf dem linken Donau-Ufer liegende Theil von Oesterreich, mit Ausnahme von Krems und Stein, dem Kronprinzen verpfändet bleibe; die nämliche Summe erhalte Rudolphs Prinz als Brautshatz, oder statt derselben Ottokars Privatgüter in Oesterreich, die er zugleich mit den Regierungsrechten über das Land abgetreten; auch dem Könige von Hungarn sollte der Vertrag gelten, und Alles, was Ottokar von seinem Gebiethe erobert, ihm wieder zurück gestellt werden. — So entscheidend wurden, durch Rudolphs rasches und zweckmäßiges Beginnen, die Resultate eines Feldzuges, der nicht ganz zwey Monate gedauert hatte.

Sobald die Urkunde des Friedens gestiegelt war,

setzte Rudolph dem überwundenen Feinde einen Tag zur Empfangniß seiner Lehnen an. (25. Nov.) Die Feyerlichkeit wurde auf einer Insel der Donau, im Angesichte beyder Heere, vorgenommen. Ottokar kam, begleitet von einem großen Gefolge von Grafen und Rittern, und bedeckt von Gold und Edelsteinen, in das Lager herüber. Sein Prunk stach auf eine schneidende Waise mit der edlen Einfalt seines Besiegers ab, der auf einem einfachen hölzernen Stuhle sitzend, in sein gewöhnliches blaues Wamms gekleidet, und mit einem hohen Hute bedeckt, ihn empfing. Ottokar fiel, wie es der Lebensrecht forderte, — so wehe es auch seinem Stolze thun mochte — vor dem römischen Könige auf die Kniee nieder, der ihm dann mit den gewöhnlichen Formen Böhmen und Mähren alle Lehnen des Reiches auftrug, und ihm zugleich 30 Fahnen überreichen ließ. Tief gedemüthigt, und unter dem Hohne aller der, die er zuvor durch seinen Uebermuth und durch seine Eigenmacht gedrückelt hatte, kehrte er in seine Hauptstadt zurück. *)

Rudolph beschäftigte sich nun emsig damit, die eroberten Herzogthümer nach seinem Sinne zu bilden, und die erforderlichen Anstalten für ihre Sicherheit, so wie für die Befestigung ihres Besitzes zu treffen. Er wirkte von Wien aus, wo er seine Wohnung nahm, mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit nach allen Seiten. Den Ständen, so wie den Klöstern bestätigte er ihre alten Rechte; er gab ihnen wohl auch neue Freyheiten. Durch mehrere Gesetze sorgte er für die Wiederherstellung der Ordnung, und daß die Personen und das Eigenthum ungefährdet blieben, ließ er den Landfrieden auf fünf Jahre ausrufen. Die Reichshülse, die ihm in diesem Zuge beigestanden war, wurde entlassen; dagegen erhielt und vermehrte er sein eigenes wehrhaftes Volk. Auf den Fall seines Todes machte er die

*) Es wird erzählt: Ottokar habe zur Bedingung gemacht, daß die Lehensreichung, wegen der damit verbundenen erniedrigenden Ceremonien nicht öffentlich, sondern im Zelte des Königs geschehen soll, dies sey ihm bewilligt worden, aber in dem Augenblicke als er auf den Knien gelegen, sey das Zelt, vermittelst einer angebrachten Vorrichtung auf allen Seiten niedergelassen, und also der fustfällige Ottokar beyden Heeren zur Schau gestellt worden. — Diese Anekdote hat viele historische Bedenklichkeiten gegen sich. Auch ist sie durchaus nicht in dem Charakter des arglosen Rudolphs.

Verordnung, daß der Pfalzgraf Ludwig in diesen Landen Reichsverweser seyn sollte. Die Oesterreicher priesen ihr Schicksal, das ihnen das böhmische Joch so schnell abgeworfen hatte, und ehrten den Geist und die Kraft ihres Retters. Aber als er im folgenden Jahre (1277) genöthigt war, vermittelst einer starken Schakung die Hülfe aus dem Lande zu ziehen, die er zu seiner Verteidigung bedurfte, stiegen sie an zu murren. Da ward es Rudolph inne, wie viel die Völker von den Regenten erwarteten, und wie wenig sie dagegen ihnen zu leisten geneigt seyen.

Ottokar vermochte es nicht, die Schmach und den Verlust zu verschmerzen, womit er diesen Krieg geendigt hatte. Mit den bittersten Vorwürfen empfing ihn seine stolze, von den heftigsten Leidenschaften bewegte Gemahlin Kunigunde, als er nach Prag zurück kam. „Wie konnte,“ sprach sie, „ein Regent so tapferer Völker, der eher so glänzende Thaten gethan, und in vielen Schlachten gesiegt, seines Ruhmes so sehr vergessen, daß er die Waffen niederlegte, ehe er noch eines Feindes anständig geworden? Wie konntest du deine Würde so sehr hinwegwerfen, und die Länder, die du unabhängig regierdest, unter fremde Lehensherrschaft setzen? Und der Tyrann, unter den du dich so selte beugtest, und bey dem du von nun an Schenkendienste wirst verrichten dürfen, war einst dein Diener und als dein Gnadenbrod? Ja, um die Entehrung aufs Keuferste zu treiben, verlobtest du deine Kinder, ihres königlichen Ursprungs uneingedenk, an die Kinder eines schwäbischen Grafen von dunkler Abkunft. Ach, daß ich nicht Witz und Kraft habe, um die Waffen zu führen, und an diesem „blauen kirchenräuberischen Bettler“ die Schmach zu rächen, die er, indem du vergabest, was Pflicht und Ehre geböthen, unserm Hause bewiesen hat.“ Täglich wiederholte Kunigunde diese Reden, und es fehlte am Hofe nicht an Menschen, die, ermunternd und neue Hoffnung erregend, ihre Absichten unterstützten. Auch widerstand ihnen der König nicht, weil noch immer die alten Leidenschaften in ihm lebten, und weil man gewöhnlich die rechten Mittel, um Verlust und Entehrung zu vermeiden, erst dann zu sehen glaubt, nachdem man sie erlitten hat.

So beschloß Ottokar den Vertrag zu brechen und die Lehen wieder aufzusagen. Er zögerte die Oesterreichischen Geißeln zurück zu geben, und zu leisten, was er im Frieden dem Könige von Hun-

garn verheissen hatte. Rudolph nahm dagegen, um ihn zu seiner Pflicht zu zwingen, das jenseits der Donau gelegene Oesterreich, das ihm als Unterpand für das versprochene Heurathgut eingeräumt war, wieder in Besiz. Die Erbitterung der Gemüther wurde heftiger; man verbarg immer weniger seine Gesinnung. Ottokar schrieb Briefe an die deutschen Fürsten, ermunterte sie zum Aufstande gegen den König, und versprach ihnen, so sie ihm Hülfe gewährten, große Geldsummen. Zugleich verstärkte er sein Heer, und zog nicht nur aus seinem Lande Alles an sich, was wehrhaft war; sondern auch Wenden, Pohlen, Pommeren und Sachsen folgten seinen Fahnen. Nie war seine Macht fürchtbarer gewesen. Mit großer Zuversicht begann er die Feindseligkeiten, (1277) fiel in Oesterreich ein, nahm viele Städte hinweg, und vertrieb die Besatzungen des Königs. Umsonst ermahnte ihn der Lehtere zum Frieden. Auch der neue Vergleich, den Rudolphs Sohn Albrecht mit ihm geschlossen hatte, wurde so wenig als der erste erfüllt. Desgleichen achtete er es nicht, daß der Pabst über ihn und alle seine Anhänger den Bann aussprach.

Auch dieser neuen Gefahr gieng Rudolph mit mannhaftem Sinne und kluger Vorsicht entgegen, unterstützt durch den weisen Rath des Bischofs von Basel, seines ehemaligen Reichsvaters Heinrich von Tshny, der wegen seiner unerschöpflichen Klugheit, und weil es schien, daß er das Glück beschwören könne, bey seinen Zeitgenossen den zweydeutigen Ruhm eines tüchtigen Schwarzkünstlers hatte. Um sich der Stadt Wien zu versichern, wo kurz zuvor ein Aufruhr gegen den König ausgebrochen war, wurde sie für eine freye Reichsstadt erklärt. Auch die Stände der Länder erhielten gute Worte und große Versprechungen. Es bewaffnete sich der ganze Adel in Oesterreich, Steyer, Kärnten und Krain für Rudolph. Mit dem Könige von Ungarn und dem Herzoge von Slavonien wurde das alte Bündniß erneuert, und aus Schwaben, Elfaß und Helvetien Jedermann zu Hülfe gerufen, der es redlich mit Habsburg meinte. Es erschienen auch alle die schwäbischen Herren, die den ersten Zug nach Oesterreich gethan, mit ihren Dienstleuten wieder, und außer ihnen noch die Markgrafen Heinrich von Hochberg und Hermann von Baden, der Graf Heinrich von Fürstenberg und der Graf Gottfried von Hohen-

Lohe. Selbst die schwäbischen Städte sandten eine wohlgerüstete Mannschaft. So brachte Rudolph ein schönes und ansehnliches Heer zusammen, zwar an Zahl weit unter Ottokars Macht, aber an Kriegserfahrung, Ordnung und Treue ihr überlegen.

Als er seine Rüstungen vollendet hatte, setzte er sich mit den Seinen in Bewegung, und zog über die Donau, entschlossen, durch einen großen Schlag dem verderblichen Zwiste seine Entscheidung zu geben. Denselben des Stroms stand Ottokar, in stolzem Vertrauen auf sein Übergewicht an Rosten und Streitern. Aber es fanden sich viele Mißvergnügte und Treulose unter seinem Heere. Einige derselben hatten sogar den Anschlag gefaßt, ihn, wenn es zum Treffen käme, dem Feinde in die Hände zu liefern. Aber er benahm sich auf eine edle Art, als ihm von dieser Verschwörung die Anzeige gemacht wurde, indem er seinen Adel um sich versammelte, und ihm erklärte: „Ich glaube der Verläumdung nicht, welche in mir Mißtrauen gegen euch zu erregen sucht; aber hat Jemand Absichten auf mich oder mein Leben, so unternehme er sein Werk, ehe es zum Angriffe kommt, auf das wenigstens diejenigen erhalten werden, die ohne Zweck im Treffen fallen würden.“ — Auf dem Marchfelde waren beyde Heere einander zu Gesicht gekommen. Die Schlacht war unvermeidlich. Am Freytag nach dem Tage des heiligen Bartholomäus (26. August 1278) wurde sie geliefert.

In vier Haufen getheilt zog Rudolphs Heer gegen den harrenden Feind heran. Die Hauptmacht des Königs, aus den schwäbischen, steyerischen, kärnthischen und frainischen Schaaren bestehend, wurde von ihm selbst angeführt. Der Burggraf von Nürnberg und der Graf Heinrich von Fürstenberg trugen die beyden großen Panzer. An der Spitze des Heeres ritt der Bischof von Basel in einer Mönchskleidung einher, wie denn von den Lehensleuten seines Hochstifts allein 200 Helme herbey gekommen waren. Als man der langen Reihen der Böhmen und ihres grünen Panzers ansichtig ward, erhob sich das Feldgeschrey der Deutschen: „hie römisch Reich alle Tag!“ Der Bischof Heinrich begann den Schlachtgesang. Rudolph zu Rhynne, Ritter von Basel, rief so laut, daß beyde Heere seine Stimme vernahmen. Heinrich Schorlin aber, ein Dienstmann des Bischofs, stürzte mit seinem wilden Streitross zuerst

auf den Feind los. Da gab Rudolph den Befehl zum Angriffe. Der österreichische Haufe folgte mit seinen Speizen auf die mannhaft widerstehenden Böhmen. Man kämpfte beynähe eine Stunde, und auf beyden Seiten ward mancher tapfere Streiter erlegt, bis endlich eine Lücke in den feindlichen Reihen sich öffnete. Nun stürmte der König selbst mit dem Kerne seines Heeres gegen den böhmischen Mittelpunkt an. Hier erfolgte großes Blutvergießen. Man tritt auf beyden Seiten mit äußerster Erbitterung und Tapferkeit. Rudolphs Leben kam in Gefahr. Ein pohlischer Ritter war bis zu ihm hin durchgedrungen, in der Absicht, ihn zu tödten. Schon hatte er sein Pferd erlegt. Aber die habzburgischen Lehensleute kamen dem Könige zu Hülfe, der nicht duldete, daß der Pöble, dessen man sich bemächtigte, umgebracht ward. Als der Kampf am heißesten war, rückte Berchtold der Kappeler mit der Nachhut der Deutschen herbey, und stürzte auf die feindlichen Haufen, die Schwaben aber, von dem Markgrafen Heinrich von Hochberg dazu angewiesen, riefen mit freudigem Tone: „seht, wie sie fliehen!“ Darüber wurden die Böhmen von Schrecken ergriffen, und sie wandten sich zur Flucht. Nun sandte Ottokar Boten auf seine Nachhut, daß sie eiligst herbey kommen möchte. Aber der Hauptmann derselben, der da sah, daß die Sache seines Königs unterlag, verließ mit den Seinen das Schlachtfeld. So glaubte er sich, im entscheidendsten Augenblicke, an seinem Könige dafür rächen zu können, daß er einst seinen Bruder in dem Thurme zu Eichhorn verbrannt hatte. Früher schon waren die Meißner, die Mähren und viele Böhmen treulos entwichen. Der König fand sich in großer Noth. Und es galt nicht nur seinem Ruhme und seiner Freyheit, sondern auch seinem Leben. Zwey steyerische Ritter, die er eben, als er noch ihres Landes Herr war, durch seine Strenge gekränkt hatte, rannten, nach seinem Blute dürstend, auf der Wahlstatt umher. Endlich fanden sie ihn im Gedränge, und, nachdem sie ihn vom Pferde geworfen, und er vergeblich um sein Leben geslehet, tödteten sie ihn mit dem Schwerdt. Sein Heer ergriff die Flucht. Viele, die vom Schlachtfelde sich gerettet hatten, fanden ihren Tod in den Fluthen der March. Mann zählte 14,000 Erschlagene von den Böhmen und ihren Genossen, ohne die Gefangenen. Lange lag Ottokars Leichnam unbestattet, weil er, beladen mit dem päpstlichen

Banne, gefallen war. Rudolph ruhte, nach der Sitte jener Zeit, mit siegendem Volke drey Tage auf der Wahlstatt.

Das siegende Heer rückte hierauf in Mähren ein, und, nachdem es sich das ganze Land unterworfen, nahm es seinen Weg nach Böhmen. Es stand in Rudolphs Macht, über die Lande, welche Ottokar beherrscht, und über allen Reichthum, den er hinterlassen, und Willkühr zu verfügen. Aber dessen Neffe, Otto der Lange, Markgraf von Brandenburg, nahm sich der böhmischen Angelegenheiten an, und trat als Fürsprecher und Beschützer des achtjährigen Prinzen Wenceslaus auf, den der unglückliche König hinterlassen hatte. Rudolph, gerührt durch die gute Sache der Unschuld, und den Eindruck erwägend, den es auf das Publikum machen müßte, wenn er sich an ihr vergriffe, gab der Stimme der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit Gehör, und ein zu Tglau abgeschlossener Vergleich endigte allen Spahn. Der zwey Jahre zuvor mit Ottokar verabredete Friede wurde in allen seinen Bestimmungen, also auch in Hinsicht auf die darin festgesetzte Wechselheurath, bestätigt. Wenceslaus erhielt die sämtlichen altväterlichen Erbländer zurück. Otto der Lange blieb bis zu seiner Vollbürtigkeit vormundschaftlicher Regent in Böhmen. Um die Familienbande noch enger zu knüpfen, sollte sich der Bruder des Vormunds, Otto der Kleine, mit Rudolphs Prinzessin Hedwig vermählen. Mähren blieb fünf Jahre im Besitze des Königs. Würde Wenceslaus ohne männliche Erben sterben, so sollte ihm der an seine Schwester Agnes zu vermählende Prinz Rudolph in allen seinen Besitzungen folgen.

Als der König auf solche Weise die böhmischen Händel geschlichtet hatte, zog er, siegreich und bewundert von seinen Zeitgenossen, wieder nach Wien zurück, wo er auch noch den größten Theil des folgenden Jahres verweilte. Er durchreiste während dieser Zeit die Länder auf der rechten Seite der Donau, gab ihnen Gesetze und Ordnungen, steuerte den Zerrüttungen, welche der neue Krieg veranlaßt hatte, und stellte allenthalben die Ruhe wieder her. Hierauf ernannte er seinen Prinzen Albrecht zum Reichsverweser in Oesterreich; die Verwaltung von Kärnthen aber übertrug er dem Grafen Mainhard von Tyrol. Er selbst machte sich auf den Weg, um wieder in seine obern Lande zu

rück zu kehren, wo seine Gegenwart nothwendig war. Die Hülfsvölker, die ihm in diesem Kriege so tapfer beigestanden, giengen, zum Theil reich an Beute, und mit großer Freygebigkeit belohnt, in ihre Heimath zurück. Gott zum Danke, der seine Waffen gesegnet, beschloß er ein Frauenkloster dem heiligen Kreuz zu Ehren, zu Tuln in Oesterreich zu stiften, welches er mit ansehnlichen Gütern, Einkünften und Zinsen begabte.

Während dieses zweyten Krieges gegen Ottokar hatte der Herzog Heinrich von Bayern den Zorn Rudolphs abermals gereizt. Uneingedenk der großmüthigen Art, womit ihm der König seinen ersten Aufstand verziehen, und die Bande der Schwägerschaft verachtend, die unter ihnen geknüpft worden waren, verweigerte er nicht nur seinen Beytrag zur Reichshülfe, sondern ließ sich sogar mit dem Könige von Böhmen in geheime Verständnisse ein, und unterstützte ihn durch Rath und That. Dafür wollte ihn Rudolph auf seinem Zurückzuge nach Schwaben züchtigen. Wer konnte es ihm auch verübeln, wenn er einen Fürsten der Regierung entsetzte, der, während ihn alles zur Treue aufforderte, unaufhörlich mit verrätherischen Anschlägen schwanger ging? Es mochte Heinrich sein Gewissen sagen, wessen er sich zu dem Könige zu versehen hatte. Deshalb rüstete er sich zum Widerstande; aber was konnten seine schwachen Schaaren gegen ein Heer ausrichten, das die furchtbare Macht Ottokars gebrochen, und seinen kriegerischen Muth durch einen so ruhmvollen Sieg erhöht hatte? Verzweifeln an seinem Heile, überließ er seine Rettung seinem Sohne Otto, der mit Katharina, der Prinzessin Rudolphs vermählt war. Dieser warf sich seinem Schwiegervater zu Füßen, und bath um Gnade, für den undankbaren Vater. Dadurch ward der zürnende König erweicht, und er sprach das Wort „Verzeihung“ aus; jedoch wurde Heinrich gehalten, das Land ob der Enns, mit Verzichtleistung auf den ihm darauf verschriebenen Pfandschilling, wieder abzutreten; der Eidam des Königs, Otto, erhielt dagegen mit Neuburg, Scharding, Freystadt, Ried und einigen andern Orten an der österreichisch-bayerischen Gränze seine Abfertigung.

Durch Rudolphs Muth und Thätigkeit waren also die erledigten Herzogthümer dem Reiche wieder erworben, und es stand dem Könige zu, wenn er dieselben verleihen wollte. War es ein

Wunder, wenn er vor allen selbst sein Augenmerk auf sie richtete? Es war doch ausschließlich sein Verdienst, daß in diesen Ländern die Rechte des Reichs gegen Ottokars Usurpation aufrecht erhalten wurden; und billig gebührt der Preis des Sieges dem, durch den er vorzugsweise erkochten worden ist. Die alten Familien, die einst in diesen Herzogthümern herrschten, waren in ihren männlichen Stämmen alle ausgestorben; mochten sie auch noch in den Töchtern forblühen, es fiel dadurch, vermöge der bestehenden Lebensordnungen, kein Schatz auf den neuen Erwerber. Und da Rudolphs Vorfahren am Regimente sich und den Ihrigen so manches eröffnete Lehn zugewandt, warum sollte ihm nicht dasselbe gestattet gewesen seyn, zumal unter Umständen, in denen Jedermann begreifen mußte, wie selten die Ruhe und der Wohlstand des Reichs es fordern, daß die Hausmacht des Kaisers verstärkt werde. Rudolph schritt seinem Ziele allmählich entgegen. Durch seine schönen und edeln Kriegsthaten hatte er die Achtung der Bewohner der Herzogthümer erworben; durch eine feste, planmäßige und milde Regierung gewann er ihre Liebe. Laut sprach der allgemeine Wunsch sich aus, daß der, der von Ottokars Tyrannen sie gerettet, sie ferner nach den Gesetzen regieren sollte, die er bey ihnen eingeführt hatte. Auch der Reichsverweser Albrecht erhielt die bestimmte väterliche Vorschrift, wie er in diesen Ländern verfahren sollte, um sie an das Haus Habsburg zu fetten. Schon in dem Jahre nach dem Frieden von Tglau bewirkte es Rudolph bey dem Bischofe von Passau, daß er die durch das Absterben des letzten Herzogs von Oesterreich bey seinem Hochstift erlegte Lehen, seinen Söhnen Albrecht, Hartmann und Rudolph verlich. Dasselbe vermochte er auch über den Bischof von Bamberg. Darauf wandte er sich an die Kurfürsten, und suchte ihre Zustimmung nach, für den Fall, daß er die eroberten Herzogthümer als Lehen des Reichs seinen Söhnen auftrug. Alle ertheilten ihm (1280 und 1282) in gehöriger Rechtsform feyerliche „Willebriefe.“ Ein vorher schon von ihm niedergesetzter Gerichtshof hatte erklart, daß er, oder jeder, den er damit belehnen würde, die Länder, welche einst der Herzog Friedrich besessen, unbedingt in Besitz nehmen könnte, unbeschadet jedoch der Ansprüche, welche die Berechtigten noch zeitlich vor den befugten Behörden vortragen würden. Auch die weiblichen Agnaten des österreichisch-babenber-

gischen Hauses, welche unter besonderen Reichstiteln Anforderungen an das väterliche Erbe machen konnten, wurden von ihm zufrieden gestellt.

Nachdem auf solche Weise jedem erheblichen Widerspruche vorgebeugt war, hielt Rudolph einen feyerlichen Reichstag zu Augsburg, und brachte es zur Kenntniß der Stände, was er in Ansehung der Verleihung der erledigten reichslehnbaren Herzogthümer beschloffen hatte. Jedermann erklärte seine Zustimmung; nur der Herzog Heinrich von Bayern vermochte auch hier nicht seinen alten Groll zu unterdrücken, widersprach dem königlichen Beginnen, und reiste ohne Abschied von dem Reichstage ab. Aber sein unmächtiges Sträuben konnte die Vollendung der Sache nicht mehr hemmen. Am 27. December des Jahrs zwölfhundert zwey und achtzig erfolgte die feyerliche Belehnung, und die beyden Söhne des Königs Albrecht und Rudolph *) wurden, nach Lehensgebrauch in die Länder Oesterreich, Steyermark, Krain und die windische Mark eingesetzt.

Die österreichischen Landstände fanden es bedenklich und unbequem, daß das Herzogthum von zweyen Herren zugleich regiert werden sollte; auch sahen sie darin eine Verletzung ihrer alten Verfassung, indem der Kaiser Friedrich I. in dem Briefe, durch den er ihr Land zu einem Herzogthume erhöhet, die Untheilbarkeit desselben ausdrücklich verordnet hatte. Sie trugen diese Umstände dem Könige vor, der die Billigkeit ihrer Wünsche nicht verkannte. Er verfügte, daß sein Sohn Albrecht und dessen männliche Erben die Herrschaft in diesen Landen allein führen, Rudolph aber und seine männlichen Nachkommen, so lange sie nicht mit einem andern Fürstenthum versorgt würden, mit einer verhältnismäßigen jährlichen Rente zufrieden gestellt werden sollten. — Indessen führte der König die Verwaltung der Herzogthümer noch geraume Zeit unter seinem eigenen Namen fort. Denn erst im Jahre 1288 erließ er einen Befehl an die österreichischen Stände und Lehensleute, worin er sie ihres ihm und dem Reiche geleisteten Eides entband, und zum Gehorsam gegen seine beyden Söhne, Albrecht und Rudolph, als ihre belehnte Herzoge und Herren ermahnte.

In dem Lehnbriefe, in welchem Rudolph

*) Der mittlere, Hartmann, war zuvor in den Gluthen des Rheins ertrunken.

die von Ottokar gemachten Eroberungen seinen Söhnen zugeschrieben hatte, war des Herzogthums Kärnthens nicht gedacht worden. Es scheint, daß es der König damals schon für seinen Freund und Bundesgenossen, den Grafen Mainhard von Tyrol bestimmte, als er ihm dasselbe zur Verwaltung übergab. Dieses Vorhaben führte er im Jahre 1286 auf dem Reichstage zu Augsburg aus, da er, nach zuvor erlangter Einwilligung der Kurfürsten, Mainhard den mit dem Herzogthum belehute, wobei zwischen diesem und seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, ein Erbvertrag errichtet ward, vermöge dessen nach Abgang des Mainhardischen Mannstammes Kärnthens dem letztern zu Theil werden sollte. Der Fall der Erbfolge trat auch schon in der ersten Generation ein.

So gründete der gute und große Rudolph von Habsburg, durch Verstand und Tapferkeit, und ohne daß er sich mit dem Fluche belud, der

auf dem räuberischen und grausamen Erwerbe hafet, die Macht seines Hauses. Fröhlich blühte sein Stamm in dem neuen Boden, in den er ihn gesetzt hatte, empor, und es bedurfte nicht einmal des Laufes dreier Jahrhunderte, als seine Nester sich schon so weit verbreitet hatten, daß über ihnen die Sonne nicht mehr unterging. Oft ward dieses Haus, durch seine wachsende Größe, der Schrecken von Europa; oft ward es aber auch der Segen der Nationen, hier, indem es sie gegen die Gefahren der Universal-Monarchie schützte, und dort, indem es vor dem Occidente eine unersteigliche Vormauer gegen den Andrang der Türken bildete. Es hat wenige heroische und glänzende Charaktere hervor gebracht; aber mehr als irgend einer der großen Dynastien der neuern Zeit ist seinen Gliedern der edle Ruhm geworden, der durch mildes Regiment und durch die Tugenden des Privatlebens erworben wird.

XXX.

Einige Vortheile in der Landwirthschaft.

I. Was hat man bey Viehseuchen zu beobachten?

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

I. Die übrigen Viehseuchen.

Kindvieh.

Außer der Pest befällt das Kindvieh zuweilen noch eine andere schnell und längstens nach 4 Tagen tödtende Krankheit, der Milzbrand, welcher viele Ähnlichkeit mit der Rinderpest hat, darum zuweilen verkannt, und mit der ächten Rinderpest verwechselt wird, vielerley Namen von den leidenden Theilen hat, ansteckend ist, und durch folgende Zeichen sich offenbart: gewöhnlich fallen die ersten Stücke plötzlich, nachher verlängert sich die Krankheit 4 bis 8

Tage, fängt mit Zittern und Schauern an, worauf eben keine sehr bedeutende Hitze folgt; in 1, 2, 3 Tagen finden sich Beulen und Geschwülste an einem Theile des Körpers, die schnell wachsen, wenig heizend, schmerzhaft, dann ganz unempfindlich sind, neben diesen Beulen angelaufene Gefäße wie Stricke, eine gelbe gallertartige Materie enthaltend, bisweilen voll Luft, verbunden mit Knistern und Knirschen, gleich dem Pergament; oft fallen die Beulen ab, und lassen ein tiefes Loch in der Haut; oft kommen keine, welches gefährlicher ist, so wie wenn Beulen am Kopf und Halse erscheinen; gut ist es, wenn sie sich am Hinterschenkel und Brustlappen zeigen;

die Augen trübe, etwas thranend, feucht, zuweilen entzündet; die Haut trocken; die Zunge gelb, braun, trocken, schleimicht; der Nhem schwer, die Stanken schlagend, zuweilen ein Husten.

Die Thiere sind traurig, träge; die Ohren, Hörner, Huf, kalt, warm, heiß; die Milch nimmt ab, bleibt weg, ist blutig; der Urin (Wasser, Harn) trübe, dunkelroth, bleyfarbig; der Mist wädrig, hart, nie verbrannt; manchmal verstopft; der Puls weich, langsam, voll, stark; der Tod ruhig oder unter Zudnungen; der Körper läuft sehr auf und geht schnell in Fäulniß über. Das Fleisch ist eben so ungenießbar, als das der an der wirklichen Kinderpest krepirten Thiere, und muß als Gift erzeugend eben so sorgfältig wie verpestetes Lief verscharrt werden.

Diese Seuche entsteht aus den oben angeführten allgemeinen Ursachen aller Seuchen, entsteht also im Pante, und kann vermieden werden, wenn das Vieh sorgfältig gefüttert und gewartet wird.

Die gesunden und kranken Thiere sind zu trennen, und Arzneyen anzuwenden, welche hier eher nutzen als bey der Pest.

Pferde, Schafe, Schweine leiden bisweilen an dieser Seuche auch.

Die gefallenen Thiere müssen gefürchtet und mit noch größerer Vorsicht als die verpesteten todten Stücke verscharrt werden, in dem die aus ihnen fließende Sauche jeden davon betroffenen Theil mit Rosenentzündung befällt oder mit Brand bedrohet.

Eine andre dem Rindvieh oft gefährliche Krankheit, die sogenannte Lungen sucht, eine wahre Lungenentzündung ist zwar oft allgemein, aber deshalb nie ansteckend, außer in Verbindung mit der ächten Kinderpest, und das Fleisch der bey den ersten Merkmalen der Seuche getödteten Thiere völlig gesund und ohne alles Bedenken genießbar. Ungefunde Wirtung, schlechte Pflege und verdorbenes Futter erzeugen diese Seuche, bey welcher sich folgende Zeichen äußern: sträubige Haare; feurige aufgetriebene Augen; starkes Fieber; Nasenlöcher und Flanken heftig bewegt; starkes Herzklopfen; Husten, dabey Schmerz, welcher in der Seite ist, nach welcher sich das Thier am öftersten und leichtesten umsieht; seltenes Liegen; die Lungen tiefbraun, bleichfarbig, dunkel, schwarz; die innere Brust mit Schleim überzogen.

Der sogenannte Wurm, Pferden und Rindvieh eigen, eine Anzahl Knoten bildend, gleichsam an einer Schnur zusammenhängend, verbunden mit

Rog, oder dieser mit jenem, weil beyde nahe verwandt sind, ist in seiner Entstehung schwer zu erkennen, wird durch schlechtes Füttern, nachlässige Wartung, übertriebene Arbeit, Umgang mit rothigen Thieren, und verkehrte ärztliche Behandlung verursacht, gebört unter die gefährlichsten und ansteckendsten Krankheiten. Das Fleisch muß verworfen werden, außer wenn die Krankheit nur einzelne Theile betrifft, z. E. den Kopf oder einen Fuß, und der übrige Körper nicht abgemagert ist, dann ist der gesunde Theil eher genießbar.

Bisweilen zeigen sich Knoten und Geschwülste im Felle vom Stiche eines Insekts, am öftersten auf dem Rücken der ein- und zweyjährigen Kälber, welche wieder vergehen, und das Fleisch nicht ungenießbar machen.

Diese Zufälle müssen nie mit obiger Krankheit verwechselt werden.

Die Klauen seuche, eine allen Klauenthieren eigene Krankheit, ist entweder Begleiter eines Faulfiebers, bisweilen der Kinderpest, oder örtlicher Fehler allein, oft verbunden mit der Maulseuche oder Mundsäule, welche man auch bey den Schweinen wahrnimmt, und entsteht, wenn die Thiere in nassen Ställen lange gestanden, oder eine scharfe Feuchtigkeit in den Säften des Viebes vorhanden ist. Betrifft sie bloß das Maul und die Klauen, so kann sie leicht erkannt, geheilt, und das Fleisch allenfalls genossen werden.

Die Plarre, Blatter auf der Zunge, Zungenkrebs genannt, eine ansteckende Seuche, entweder für sich, oder mit andern Uebeln, z. E. der Maulseuche, überfällt, und tödtet schnell, nicht allein das Rindvieh, sondern auch die Pferde, Schafe und zuweilen die Schweine, rührt von scharfen Säften her, und zeigt sich durch kleine, rothe, weißgelbe, braune, gelbschwarze oder ganz schwarze Bläschen, bald oben, bald unten, am gewöhnlichsten aber auf der Wurzel der Zunge. Die Blasen wachsen bis zur Größe einer Nuß, und müssen bald geöffnet und ausgerieben werden, sonst wird in kurzer Zeit ein krebsartiges, fressendes, plötzlich tödtendes Geschwür.

Merke: Das Blutmelken, Blutharnen, die Franzosen, Bläh- oder Trommelsucht, Geschwür in der Lunge und andern Theilen sind keine ansteckenden Seuchen, aber immer widernatürlich, erfordern also das sorgfältige Trennen und Wegwerfen der angegriffenen Theile im leichten Grade der

Schafe.

Auch das uns durch seine Wolle, Fell, Fleisch und sogar Därme nützende Schaf ist 4 ansteckenden, oft sehr vernichtenden Krankheiten: den Blattern, (Pocken) der Raude, der Lungenfucht und der Blutkrankheit ausgesetzt. Die Uebel sind leicht zu erkennen und bekannt. Gegen die Blattern schützt die Einimpfung, welche nur leider! zu selten angewendet wird; gegen die Raude Keillichkeit. Beym Abledern der an der Blutkrankheit krepirten Stücke dürfen die Hände nicht zu sehr im Körper wühlen, weil leicht Brandblasen entstehen, welche in kurzer Frist den Tod nach sich ziehen.

Die übrigen Krankheiten, als: Egeln, Drehen, Durchfall, herrschen zwar oft allgemein, ohne gerade ansteckende Seuchen zu seyn, rühren von schlechtem Futter, Mangel an Salz, nachlässiger Wartung, ungesunder Witterung her, und verderben gerade das Fleisch nicht, obchon sein Genuß eckelhaft wird.

Schweine.

Der schlaffen Körperbeschaffenheit dieser Thiere zufolge sind fast alle dieselbe befallenden Krankheiten faulichter Art; daher auch das Fleisch eines erkrankten Schweines schneller untauglich wird.

Die Bräune oder Halsentzündung ist eine der gefährlichsten Krankheiten der Schweine, woran oft ganze Gegenden aussterben, indem sie binnen 24 Stunden tödtet. Die Todten sind tief zu begraben.

Der Klauenseuche habe ich eben gedacht, und bemerke, daß diese Seuche bey den Schweinen gemeinlich schneller verläuft.

Mit den Finnen hat es die nämliche Bewandniß als mit der Franzosenkrankheit beym Rindvieh, das heißt, sie schaden dem Genuß des Fleisches nicht, und machen selbiges nur eckelhaft.

Das Rand oder Gerstenkorn bey den Schweinen ist das, was die Marre beym Rindvieh ist.

Sie ist eine sehr gefährliche, oft sehr schnell tödtende und ansteckende Krankheit.

Die Borstenfülle befällt einzig und allein die Schweine, und ist eine sehr bössartige und gewissermassen pestartige ansteckende Seuche. Menschen, welche aus Geiz dergleichen Thiere geschlachtet und gegessen haben, haben davon sterben müssen.

Krankheit, und machen nicht in allen Fällen das Fleisch ungenießbar, nur soll man kein Vieh schlachten lassen, bevor es nicht genau besehen, und kein Fleisch verkaufen lassen, welches nicht von verständigen Männern untersucht ist; denn ich weiß aus Erfahrung, wieviel unreines Fleisch geräuchert und eingepökelt feilgebothen wird.

Pferde.

Hier ist nur des Roges zu erwähnen, da der Wurm oben beschrieben worden.

Der Rog gehört unter die giftigsten, ansteckendsten und unheilbarsten Krankheiten dieser Thiere, und wird leicht verkannt, und mit der Drüse verwechselt.

Beym Roge findet man immer im Kehlgange auf beyden oder wenigstens auf einer Seite einen knospenförmigen Knoten, der, wenn man recht genau zusieht, nicht von gleichartiger Härte ist, sondern man hat die Empfindung, als wenn man auf einander gereibte, und in einem Knaut zusammengewickelte Erbsen drückte.

Bey der Drüse findet man zwar auch eine Geschwulst am Kehlgange, sie ist aber mehr ausgebreiteter, nicht rund, und so hart anzufühlen, wie beym Roge. Die Knoten am Kehlgange brechen bey der Drüse öfters auf, beym Roge niemals.

Beym Roge fließt anfangs gewöhnlich nur aus einem Nasenloche die Materie (eiterartige Sauche); bey der Drüse aus beyden Nasenlöchern, wenn sie einmal im Fluße ist.

Bey der Drüse ist das Pferd traurig, hat die Freßlust verloren, hat Fieber, hustet, und fällt vom Fleische.

Beym Roge hingegen ist das Pferd munter, frist und sauft wie gewöhnlich, hustet nicht und bleibt fett.

Sind auf der innern Nasenhardt Blätterchen, die bald in vertiefte Geschwüre ausarten, zugegen, so ist dieß ein Zeichen des hohen Grades der Krankheit.

Der Rog scheint ein eigenthümliches Gift des uns so wohlthätigen Rosses zu seyn, und steckt die gesündesten Pferde durch den kleinsten Tropfen Sauche an.

Verdächtige Ställe müssen frisches Stroh haben, und die Krippen sind mit Saizwasser rein auszuwaschen.

II. Ueber das Sehen des Getraides. Ein Gespräch eines Reisenden mit den Bauern Aubach.

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgange und Beschluß.)

Johann. Ey willkommen, willkommen! Sieht Er, Er kommt wie gerufen. Wir sitzen da eben beysammen, und berathschlagen, wie wir das Getraide auf eine leichte und geschwinde Art sehen könnten; aber, aber . . .

Reisender. Ihr könnt nicht fertig werden. Erlaubet mir einige Fragen. Habet ihr Versuche gemacht?

Joh. Das sollte ich meinen . . . und wer sollte auch nicht? — Wir alle haben Getraide geselt.

Reis. Und wie fiel es aus?

Joh. Trefflich. Mein Schwager hier hat 500fältigen Ertrag geerntet.

Reis. Wie habt ihr es angefangen?

Joh. Ich habe ein Holz, so wie wir es beym Kohlsehen haben, genommen, damit Löcher gemacht, und ließ die Körner hinein werfen. Aber da habe ich bey aller Achtsamkeit bald zu tief gestochen, bald bin ich zu enge, bald zu weit, bald krumm gekommen. Die Seher haben, wie ich bemerkte, manches Loch übersehen. Und was das Aergste war, habe ich und sie das Feld jämmerlich zertrreten.

Mar. Ich dachte, ich werde es besser machen, ich zog Schnüre, wie es die Gärtner thun, habe ein Seeholz genommen . . . aber wie lange brachte ich zu? Und zuletzt ging es mir eben wie Christeln.

Reis. Dafür wäre Rath.

Joh. Hör' er, wenn er da Rath weiß, so will ich ihm viel schuldig seyn. Er glaubt nicht, wie unsere Nachbarn, die Tiefenbacher, über uns spöttische Reden geführt haben, ja — er muß aber nicht böse werden — auch manches harte Wort auf ihn fallen lassen; und da habe ich mich recht geärgert.

Reis. Euere Nachbarn kennen gewiß das in allen Ehren grau gewordene Sprichwort nicht: Lästere den Kram nicht, bis er ausgepackt ist; sonst würden sie nicht gespottet haben. Wie gesagt, hier ist Rath. Beym Ausstreichen nehmet an den Parzhacken ein recht kurzes Schaar. Nach diesem egget das Feld der Länge und der Quere;

die Klöße werden alle zerstoßen, und das Feld wird ganz eben. Ist nehmet vom Parzhacken das Schaar und das Männel bis 4 Zoll unter dem Gründel weg befestiget unten an dem Gründel queerüber ein vier-eckiges, 3 Zoll dickes und 4 Fuß langes Holz. In dieses Holz machet 12 Zoll lange, 1½ Zoll dicke, 6 Zoll entfernte eiserne Stäbe, welche unten ohngefähr 2½ Zoll lange und 1½ Zoll breite Schaare haben.

Görge. Das läßt sich hören. Ich habe einen Pflug gesehen, als ich vorigen Herbst in Prag war. Der k. k. Oberster Freyherr v. Wimmer hat ihn vorm Kornthore bey einer Säemaschine gebraucht. Ich habe mir ihn gut betrachtet; ich vertraue mir ihn zu machen. Ist's etwa dieser?

Reis. Eben diesen meine ich, nur müssen die vordern Schaare weg. Mit diesem Pfluge fährt der Länge oder Quere über das Feld, und ihr kommet bey jeder Fahrt 8 gerade und gleich entfernte Linien. Ist euch dieser Pflug zu kostspielig, so nehmet einen Balken 4 Schuhe lang und 4 Zoll dick, machet 2 Zoll lange, 1½ Zoll breite, 6 Zoll entfernte Löcher, gebet eiserne oder hölzerne, (am besten von Buchenholz,) ohngefähr 4 Zoll vorgehende, gleich dicke, festverkeilte Nägel hinein; machet nach hinten zu die gewöhnlichen Pflugrüster recht in der Mitte dran, so machet euch dieses eben die Dienste wie der Pflug. Oder ist es nicht möglich, daß ihr durch's Ausstreichen solche Linien adrem könnt?

Joh. Was glaubt ihr Nachbarn? Ich dächte es ging. . . Man kann es ja probieren.

Reis. Versuche führen zum Endzweck. Hier habt ihr mehrere Mittel, wählet das Gute und das Beste wendet an. Ist zum Sehen selbst. Machet ein Rechenhaupt, 4 Schuhe lang, mit 4 Zoll entfernten Zähnen, die einen Finger auch etwas dicker und 3 oder 3½ Zoll lang sind; der Stiel kommt in die Mitte, und stehet in die Höhe. Mit diesem Seeholze stechet in die gezogenen Linien, immer 4 Zoll entfernt, Löcher. Mit einem Stiche bekommt ihr immer 12 Löcher; die Seher legen in jedes Loch ein Korn, und drücken das Loch mit dem Finger mit Erde zu.

Görge. Recht schön! aber die Seher und der

Stecher treten alles zusammen, und lassen wohl auch Löcher leer.

Chr. Wie, wenn recht trockenes Wetter ist, da rollen die Löcher ja wieder zu.

Reis. Ehe ich euch antworte: zuvor eine Anmerkung. Auf den Boden kommt es, wie ihr wisst, an, ob das Getraide nahe oder entfernter kommen muß.

Mar. Aha! darnach muß auch der Vinienzier und das Sekholz eingerichtet seyn.

Reis. Richtig. Es müssen die Zähne enger oder weiter eingesezt werden.

Mar. Für welchen Boden ist die Vorrichtung, die Er uns da gesagt hat?

Reis. Für den besten Boden. Nu zu euern Einwürfen. Wohl wahr. Machet also die Zähne etwas dicker und länger, wenn dann auch etwas verrollet, so bleiben die Löcher doch noch offen und tief genug. Wollet ihr das Zusammentreten verhüten, so ziehet immer nach 4 Schuhen Breite, eine 6 Zoll breite, 3 Zoll tiefe Furche, lasset sie unbebauet als Wege liegen.

Chr. Ich glaube gar, Er will, daß wir es wie die Gärtner mit den Gärten machen sollen?

Reis. Errathen.

Chr. Aber wo denket Er hin? Wie viel Grund bleibt unbenutzt?

Reis. Ich glaube, ihr habet die Saaten nach der gewöhnlichen Art zu säen recht beobachtet, und da werdet ihr gefunden haben, daß nur in den Furchen, welche nach dem Ausstreichen bleiben, Saamenstand, auf den kleinen Rainen aber nichts ist.

Joh. Das ist wahr.

Reis. Wir dürfen richtig annehmen, daß immer nach 4 Zoll ein Zoll leer ist. Lasset sehen, wo mehr Grund unbebaut bleibt. Dieser Tisch sey 4 Schuhe oder 48 Zoll lang. Machet einmal 48 gleichentfernte Striche.

Joh. Thut es.

Reis. Zählet immer 5 Striche.

Joh. Zählet.

Reis. Wie vielmals 5 habt ihr?

Joh. Ich habe 9 mal 5 und 3 Striche.

Reis. Bey 5 Zoll ist immer 1 Zoll leer, bey 9 mal 5 sind 9 Zoll leer: also sind beym gewöhnlichen Säen alle 4 Schuhe 9, und beym Sehen nur 6 Zoll leer. Gewinnt oder verliert man? Wollet ihr den Nutzen dieser Wege wissen?

Joh. Einen wissen wir schon, die Seher und Stecher gehen darauf, und treten nichts zusammen.

Reis. Setzet noch hiezu: Sie werden auch nicht leicht ein Loch übergehen; weil ein Seher rechts, der andere links gehet, und nur 2 Schuhe weit lang und sehen darf. Zweitens zieht durch sie die überflüssige Feuchte ab. Drittens . . . Ich muß erst etwas fragen: Wie bringt ihr das Unkraut aus den Saaten?

Chr. Wir grasen es aus.

Reis. Da gehet ihr auf Stelzen? Oder ihr haltet euch wie die Vögel in der Luft, und nehmet das Unkraut, wie sie die Körner, heraus?

Chr. Er spaßt, Er . . .

Reis. Nicht doch, nicht doch, ich will euch nur recht aufmerksam machen. . . Wie viele Getraidestücke werden zertreten; wie viel ausgerissen? Durch diesen Weg wird dieses vermieden. Ich weiß, eure Waizen, in manchen Jahren auch Gerste, werden gefarbt (beschnitten). Wenn euere Waizen viel Korn haben, hauet ihr sie mit der Sense ab. Wie viele Halme werden gebrochen, wie viele Stücke tod getreten? Durch diese Wege bringet ihr das Unkraut die abgehauenen Kornähren und die Earbe bequem ohne Schaden weg.

Görge. Schau, schau! wie er das Ding alles so Haar klein weiß. Und sagt Nachbarn, ob es nicht wahr ist? Ich habe mich oft bitter gekränkelt, wenn ich das Gras untersuchte. Getraidestücke darinn fand, und auf dem Felde gemeinlich die schönsten Stücke umgebrochen, zertreten, kurz, zu Grunde gerichtet sah, und doch keine Abhilfe kannte.

Reis. Ihr wisset, wenn sich das Getraide leget, so bleibt es gerne taub oder bekommt schlechte Körner, Kimmel wie ihr's heißet. Ich glaube, es ist eine Ursache mit, weil die Luft nicht durch kann. Diese Wege führen sicher reine Luft durch, und das Taubwerden wird vermindert. Dieß also der fünfte Nutzen.

Wer den ganzen Nutzen vom Getraidesehen haben will, der muß es im Frühjahr, so wie er ins Feld kann — das Sommergetraide, als: Sommerwaizen, Erbsen, Gerste ic. nach Guldinkn — behacken. Dazu sind endlich 6tens diese Wege.

Joh. Behacken? — Was will er damit?

Reis. Da nehmet kleine, leichte Krähchen, welche auf einer Seite 2 Zinken haben, und auf der andern spizig flach sind; damit hacket die Erde locker, und ziehet

etwas Erde an die Getreideköcke. So rottet ihr das Unkraut ganz aus, und machet, daß das Getraide besser wachsen und zusehen kann. Und nun werdet ihr mir wohl bestimmen, wenn ich behaupte: Diese Wege sind eben so nützlich, als wenn Frucht darauf stände.

Johann's Frau. Aber um aller Heiligen Willen, wenn sollten wir fertig werden? Wir allein müßten das halbe Dorf Menschen haben. Zweymal eggen, Pflügen und Furchen ziehen, Löcher machen, säen, im Frühjahr behacken, neue Geräthe anschaffen — Geh' er mit sammt seinem Pflunder zum T —.

Reis. Gut liebe Frau; sie bringt mich auf etwas, welches ich beynähe vergessen hätte. In Böhmen wird jährlich nach der gewöhnlichen Dreysfeldwirthschaft auf 7,218000 Strich Aekern Getraide gebauet.

Frau. Was er da sagt. . . Wie kann Er das wissen?

Reis. Ihr werdet Euch noch erinnern, daß der hochselige Kaiser Joseph II. alle Felder ausmessen ließ; daher weiß man es. Auf ein Strich Feld säet ihr beynähe ein Strich Körner. Nehmen wir nur $\frac{2}{3}$ Strich. 7,218000 Strich werden besät, wie viel brauchen diese Saamen? (rechnet) 5,385000 Striche. Beym Säen brauchet man auf einen Strich höchstens 24 Seidel oder $\frac{1}{4}$ Strich, also (rechnet) 902250 Striche. Lasset sehen, wie viel Striche Saamen beym Säen erspart werden, (rechnet) 4,482750 Strich.

Joh. Herr! ist das wahr?

Reis. Zweifelt ihr? Rechnet nach, da stehet es.

Joh. (rechnet) Es ist richtig.

Reis. Nach der gewöhnlichen Art zu säen, erndtet man in Böhmen von 7,218000 Strichen höchstens 30 Millionen Striche. Wir wissen, daß

1 Seidel Körner beym Säen 1000 Seidel geben, gibt 1 Seidel 1000 Seidel, so gibt auch 1 Strich 1000 Striche. 902250 Striche werden gesät, (rechnet) diese geben 902,250000 Striche.

Joh. Herr, ich sehe, daß es richtig ist; aber ich kann nur staunen, und keine Rede finden.

Reis. Im Schnitt, im Hopfenpflücken kommen die Gebirgsleute Haufenweise zu Euch; warum mögen sie gerade zu dieser Zeit kommen?

Mar. ! weil sie viel Geld verdienen können.

Reis. Wo Geld zu verdienen ist, und wo die Urquelle aller Lebensbedürfnisse — und das ist doch das Getraide mit — vollauf zu haben sind, da mehren sich die Menschen sehr bald.

Joh. Da hat Er ganz recht. Da hat in Berg der Herr eine Steingutfabrik vor 4 Jahren errichtet. Vor dieser Zeit war der Ort ganz öde, und weil ist dort Verdienst ist, stehen 8 neue Häuser da, und es sind wohl 50 Menschen, meistens Ausländer hier.

Reis. Wenn nun Böhmen statt 30, künftig nur 500 Millionen Striche jährlich erndtet; wie leicht kann die Bevölkerung Böhmens von 3 auf 6 auf 8 Millionen anwachsen. Lassen wir diese jährlich 60 Millionen Striche auf Brod, Bier u. und 60 Millionen für's Vieh verbrauchen, so bleiben doch noch gegen 400 Millionen Strich zum Verkauf für das Ausland übrig. Welcher Vortheil für das Allgemeine! Welche nie versiegende Goldgrube für uns alle! . . . Nun liebe Frau, soll ich noch zum T — gehen? . . . Ihr antwortet nicht, und keine Antwort ist auch eine Antwort. Und somit habe ich mein Versprechen erfüllet. Lebet recht wohl, bis wir uns wieder sehen.

Alle. Habe Er herzlichen Dank. In Gott's Nahmen.

Prag am 20. Dezember 1815.

Franz W. Guba.

III. Ueber die Hindernisse, die dem bessern Wechselwirthschaft,

Betriebe der Landwirthschaft, besonders der im Wege stehen.

A. Also Freund! Sie finden es unbegreiflich, daß die Wechselwirthschaft noch nicht allgemein im Gange ist?

B. In der That, Freund! bey so vielen Anempfehlungen, die aus den Federn der bewährtesten Männer für die Aufnahme des Wechselsystems bereits

geschlossen, bey so vielen glücklichen Versuchen — kurz nach der schon gemachten Erfahrung: daß jeder Wechselwirth gut, und besser als der Dreysfeldwirth fährt, ist mir die allgemeine Nichteinführung dieses Systems unbegreiflich.

A. Die Art, wie man in verschiedenen Gegens

den die Dreyfelderwirthschaft treibt, steht dem Wechselssystem sehr entgegen. Werfen wir von erst einen Blick nach Ungarn; sey es in die Gegenden des Neutraer, Preßburger und Trentschiner Comitats. Vorurtheile, die gleichsam verfassungsmäßig geworden, hemmen das Fortschreiten zur besseren Kultur.

B. Sonderbar!

A. Jede Gemeinde beobachtet gleiche Ordnung in der Bestellungsart; und die Brachfelder sind durch den Sommer ein Gemeind-Eigenthum so zu sagen, und werden für Gemeindhuthung gewidmet. Würde sonach Jemand sein Brachfeld mit einer Saat oder Pflanzung bestellen, so wird die Frucht ohne Gnade vom Viehe verwüthet.

B. Auch dann, wenn der Eigenthümer sein eigenes Vieh nicht mit austriebe?

A. So wie ich den Charakter der Menschen kenne, würden sie hierinfallt auf keine Vorstellung schonend verfahren; überdies Freund, wissen Sie, daß der Uebergang vom Dreyfelder- und Huthungs-System zu Stallfütterey und Wechselwirthschaft mit einiger Voransage verbunden ist.

B. Wozu vermuthlich diese Leute weder Fond, noch guten Willen haben?

A. So ist es; aber auch in Mähren streitet hin und wieder mächtiges Vorurtheil und Eigendünkel gegen das Aufkommen der guten Sache.

B. Aufkommen, sagen Sie? Also sie ist da, man kennet sie, und erstickt sie?

A. Leider kennet man sie sogar aus den lauten Wünschen der väterlichen Regierung — Machen Sie eine Excursion von einer halben Tagreise aus Brünn, und Sie werden die Dreyfelderwirthschaft mit ihrer Schwester, der Viehweide, in der hartnäckigsten Unabänderlichkeit finden.

B. Aber die vielen und schönen Beyspiele der Obrigkeiten?

A. Sind auch noch nicht allgemein, es giebt noch Beamte, die in der Ueberzeugung leben: daß der Acker alle drey Jahre Ruhe bedürfe, um reinen und vielen Weizen zu geben; daß das Vieh auf der Weide allein nach Wahl Futter finde, und frische Luft schöpfe, daß man die leere Brache schon der Schafweide wegen beybehalten müsse.

B. Lauter Scheingründe, und durch gegen-
thellige Erfahrungen täglich widerlegt. In Kleefeldern geräch der beste Weizen, nach Knollgewächsen die schönste Gerste, das Vieh holt sich von Wei-

den sehr oft Krankheiten ab, und verträgt ein halbes Jahr hindurch den Dung. Nur die Schafweide —

A. Freund — entweder hat ein Dominium oder Gemeinde abgesonderte Trifften, die zu nichts anderem als zur Huthung taugen, oder nicht. Im ersten Falle halte man Schafe, in letzterem Falle unterscheide man wieder, ob man seine Feldbreiten in Niederungen, oder trocken gelegen habe, hat man nur ersteres, so suche man seine Rechte nur im Rindvieh; denn nasse Jahre dürften die Schafe hinraffen, und überhaupt ihre Veredlung, oder edle Erhaltung unsicher seyn.

B. Ja, hier könnte das Schafhalten sogar in eine kostspielige und gefährliche Liebhaberey ausarten.

A. Gewiß! Hat man trockenere höheres Terrain, ja so greife man zu der schon alltäglich gewordenen Methode besserer Wirthse, und bebaue einen Theil seiner Breiten (verstehet sich immer mit genau berechnender Rücksicht auf die Art des Dungsbedürfnisses und sonstige Localität, dann Area) mit Grassaamen zur künstlichen Schafweide.

B. Das wäre ein glücklicher Mittelweg. Sollten die Obrigkeiten noch das Unglück haben, Beamte zu besitzen, welche diesen glücklichen Mittelweg nicht einschlagen wollten?

A. Fern von Tadelsucht und Rechthaberey, sage ich wohl — ja; doch davon ein andermal.

B. Ich bedaure sehr, daß es noch die zwey Extreme giebt, nämlich: zu viel obrigkeitliche Gnade billigt an den dienenden Idioten oft den strafbarsten Schlandrian, und Ungrade treibt nicht genug Klagen auf, um den Beamten möglichst viel Prozesse aufzuhalsen, und nun —

A. Komme ich auf ein sehr hartnäckiges Uebel, Compasinen und Huthungs-Servituten, werden noch lange das Weidesystem in seiner vollen Stärke erhalten. Man weidet nicht, damit man dem Viehe wohl thue; sondern bloß um seines fatalen Rechtes zu genießen, und wie man sich ganz rechtsverständlich ausdrückt, um sein Recht nicht zu verschlafen.

B. Gewiß ein um so unbezwingbarer Mißbrauch, als er in einem Rechte wurzelt — o es ist eine entsetzliche Schwachheit des Menschen, daß er beschämt, lieber seine bessere Ueberzeugung bedauert, ehe er von einem angerathen Befugnisse nachläßt; lieber auf keine Vernunft, als auf einen Gedanken Verzicht thut, der ihm die schmeichelhafte Vorstellung giebt, daß er das Eigenthum eines andern genießen dürfe.

A. Und deswegen werden die väterlichen Wünsche der Regierung, die Stallfütterung allgemeiner zu machen, noch lange unerfüllt bleiben; weil man sich gewöhnlich in der Collision befindet, die bestehenden Servituten in Schutz zu nehmen, und somit das Weidewesen aufrecht zu erhalten.

B. Hier wäre, scheint mir, ganz unvorschriftlich eine Art Zwang nicht am unrechten Plage; auch höre ich, ist er einmal im Auslande mit besten Effect gehandhabt worden.

A. Man zwingt sonst die Schüler auch zum Fleiße, und belohnt sie dann. — Doch, Freund! einer Bemerkung kann ich mich nicht erwehren, die dem ersten Ansehe nach etwas Geringsfügiges enthält, mir jedoch, ich kann nicht umhin, am Herzen liegt. Die Stallfütterung, dieser Grundstein der Wechselwirthschaft, fordert eine gewisse Besonnenheit in Bewartung des Viehes, und Liebe zu demselben. Ich weiß aber Ortschaften, wo die Bäuerin (die Wirthin eines sogenannten begüterten Bauers) gleich einer Immanin, das Wollspinnrad zu ihrem Lieblinge gewählt, ihre mageren schmutzigen Kühe nicht achtet, das Unkraut ihrer Felder für dieselben nicht holt, kurz, zu erkennen giebt, daß ihr bey leeren Milchtopfen ihre zarten Hände zu lieb sind, indem sie gewöhnlich mit stolzem Leichtsinne immer die Entschuldigung bereit hält: daß sie für ihren Spinnverdienst das abgängige Schmalz ins Haus schaffen könne.

B. Ein besonderes Bild.

A. Und dennoch wahr, und nicht so gleichgültig, als man sonst glauben möchte; weil Viehzucht die Seele der Landwirthschaft ist, und, gehörig betrieben, zur Wohlhabenheit führt.

B. Schließt aber die Besorgung des Hauswesens gänzlich die Wollspinnerey, diesen den Fabriken und ihrem Store so unentbehrlichen Beschäftigungszweig aus?

A. Durch Aufnahme des Fabrikwesens vervielfältigen sich die Nahrungswege, aber meiner Meinung nach für jene Classe Menschen nur, deren Beruf nicht schon ganz ihre Hände fordert. Nun, Freund! wäre es überflüssig, ihnen die Hausarbeiten, die alle einer guten Wirthin obliegen, aufzuzählen; ich führe sie lieber hin zur augenscheinlichen Ueberzeugung — Sehen sie hin auf jene Bauerngüter, denen die Spinnliebhaberinnen als Wirthinnen vorstehen, und sehen sie ihre Armuth! —

B. Ich kenne ihre Wahrheitsliebe, aber auch ihren Eifer, alles Anstößige wegräumen zu wollen.

A. Dem sey wie ihm wolle; doch zu was Anderm. In den mährischen Gegenden, um Proßnitz, Lobitschau, Kremstier, Dalmütz, Gewitsch, Boskowitz, und anderen mehr, wird keine Brache gehalten; es werden vielmehr die neubedingten Felder in ersteren Gegenden mit Brey, Erbsen, Wicken, Pansen, Hanf, Mischling und Kraut, in letzteren Gegenden mit Bohnen, Flachs, Kartoffeln, Rüben und Kraut bestellt.

B. So nahe dran! Warum nicht schon in der guten Sache begriffen?

A. Der Bewohner der Hama hält bekanntlich mehr auf Rosse, als auf Rinder.

B. Ich wünsche ihm nur eine dauerhaftere, bessere Race.

A. Seine Brach-Surrogate sind immer meist zur Ausbülfe für seine Pferde, das Geströh schneidet er zu Gehäcke, und mit Wicken und Erbsen behülft er sich statt Hafer im Winter. Auf diese Verfahrensart ist er stolz, und schwer würde es halten, ihn eines Besseren zu überzeugen. Bey Gewitsch und Boskowitz sorgt man besser für das Rindvieh, dort wird unter Bohnen die Erbse und Wicke als Gemengsel gebauet, und dieses für die Kühe hervorgeholt und frisch versüttet; da erhält man die Felder, die sehr mit perennirenden Unkräutern belastet sind, mit dem Bau der Wurzelgewächse rein, und nähert sich kurz der bessern Kultur.

B. Da mögen wohl die guten Beyspiele der Obrigkeiten vorzüglich wirken?

A. Nein, diese Art Industrie ist hier älter, als die guten Beyspiele der Obrigkeiten, und dieß scheint der vorzüglichste Grund zu seyn, warum die Obrigkeiten nicht sofort Nachahmer fanden.

B. Also abermal der Hang ans Alte als Widerstand.

A. Und noch einige Gründe dazu.

Itens glaubt der gemeine Mann noch immer, daß sich nur jene Art Frucht vorzüglich rentire, von welcher er eine Körnerfischung nimmt, indem er itens den Klee nicht anders (etwas Eigensinn hält ihn zurück, sich von den übrigen Vortheilen des Kleebaues zu überzeugen) als ein bloßes Surrogat der gemeinen Wiese ansieht. Ueberdieß

itens ist das Einschneiden der Knoll- und Wurzelgewächse viel mühsamer, das Aufbewahren fordert mehr Raum und Behutsamkeit, und scheint daher etwas Abschreckendes zu haben.

atens und hauptsächlich sieht er das Wechsel-System als ein Mittel an, seine Felder rein und Fruchte zu erhalten, und seinem größtmöglichen Viehstoppel satzsame Nahrung zu verschaffen, und glaubt seinen Zweck durch andere Mittel schon erreicht zu haben; indem er schon so viel Vieh zu haben glaubt, als hinreicht, seine Felder so zu bebauen, wie sie es wirklich sind, und sie so zu kultiviren, daß sie ihm so reichlich lohnen, als er schon gelohnt zu seyn sich schmeichelt.

B. Uebermals Gründe, die viel für die bisherige Verfahrensart aber nichts gegen das Wohlthätige der Wechselwirthschaft beweisen; dieß um so weniger, als in eben den Gegenden, wie sie gestehen, die Obrikeiten das Wechselssystem ohne Reue treiben.

A. Eben das ist es — eben da besteht die Wechselwirthschaft die getrendste Probe, und erscheint als wohlthätige Siegerin!

B. Ich danke ihnen für ihre gütigen Fingerzeige; ich habe um einen Beweis mehr, daß es nir-

gends so zu verfahren unmöglich ist, wie es nöthig wäre, um den erwünschten letzten Grad der Industrie zu erreichen.

A. Nur, Freund! sind es die kalten, steinigten, hohen und höchsten Gebirge, an denen die üblichen Versuche scheitern würden; hier führt wirklich nur eine besondere Verfahrensart zum Ziele. Der gewöhnlich zu hoch fallende Schnee macht das Auffahren des Dunges im Winter unmöglich, der Sommer ist zu kurz, und heißer, daß man die kaum mit Dung befahrenen Aecker auch schon zum Winter-Anbau bereit halte. Auch ist der Boden zu feicht und steinig; also zu Weizen, Gerste und Klee nicht tauglich; endlich die Felder zu sehr entfernt, um ihnen durchaus gleiche Kultur zu geben. Hier wechseln wohl höchstens auf den näher gelegenen Breiten Knoll- und Wurzelgewächse mit Korn, die entfernteren müssen dagegen bey leerer Brache ihr Heil finden.

(Die Fortsetzung vielleicht ein andermal.)

S..

XXXI.

Die größte und schlechteste Schule in der Welt.

Frage. Da aus so vielen, gar nicht oder schlecht unterrichteten Menschen dennoch verständige Leute geworden sind, so fragt sich: in welcher Schule haben diese gelernt?

Antwort. In dem Dorfe, in welchem ein gewisser Caspar Schulmeister ist, wird seit uralten Zeiten, bis auf den heutigen Tag, eine Winkelschule gebildet, in welcher eine alte garstige Schulmeisterin ihr Wesen treibt. Jämmerlich geht sie mit ihren armen Schülern um, die meist erwachsen, aus Kaspar's Schule in die ihrige befördert werden. Die Ohrfeigen und Hiebe, die Caspar gar nicht spart, sind ein Kinderspiel gegen die Strafen, die in ihrer Schule eingeführt sind. Seufzer, Thränen, bleiche, abgehärmte Wangen, schlaflose Nächte, bittere Reue, Armuth und Elend — sind ihre Schulstrafen; und man kann sich daher leicht vorstellen, wie dankbar die Schüler ihren Kellern sind, daß sie so vom Regen in die Traufe müssen. Schüler, welche bey Caspar nicht rechnen lernten, läßt

sie bald mehr bald weniger Geld einbüßen, bis sie den Kopf dazu nehmen, und strast sie oft, wenn sie im Subtrahiren der Einnahme von den Ausgaben zu schwach sind, um ihr ganzes Vermögen. Schüler, welche die Augen nicht aufheben und prüfen lernten, wer? was? wie? warum? wozu? wurden die Bute schlauer Betrüger, und lernten Vorsicht. Dem Unbehutsamen, Leichtsinrigen, oder Unwissenden läßt sie sein Haus über dem Kopfe abbrennen. Dem Nachbar Schlendrian gibt sie eine magere Aernde und krankes Vieh, bis er anfängt, zu vergleichen, Regeln zu machen, und zu befolgen. Dem Händelsüchtigen strast sie mit Processen, den Unmäßigen mit Krankheiten, den Dieb, den Rebellen, mit Gefängniß, und fahrt so lange fort mit ihren Strafen, bis die Schüler zu Verstande gekommen sind, was freylich auch in Kaspar's Schule und wohlfeiler hätte geschehen sollen und können.

Frage. Aber wo in aller Welt ist denn die Alte?

Antwort. Du sagst's! in aller Welt, wahr-
scheinlich auch in deinem Dorfe. —

Die alte Schulmeisterin heißt Noth, und ihre
Ruhe Schaden.

In der Schule der Noth lernen diejenigen, wel-
che bey der Kinderschule nichts gelernt haben.

Wem diese Stelle gefällt, dem empfehle ich das
ganze Buch, es heißt:

Die Schulmeisterschule oder Anlei-

tung für Schullehrer zur geschickteren
Verwaltung ihres Amtes, in Frage und
Antwort, Gleichnissen, Geschichten und
Gesprächen von Karl August Zeller, Königl.
preussisch. Oberschulrath, (ehemals Lehrer an der
evangelischen Schule zu Brünn). Mit einer
Schulgeseftafel. Zweyte, vermehrte und verbesserte
Auflage. Königsberg bey Degen. 1810. (14 Gra-
schen Conv. M.)

XXXII.

Wie Wehrli seine armen Knaben singen lehrt. *)

(Zur Nachahmung für Schullehrer.)

Unser Singen ist zwar kein künstlicher oder ge-
lehrter Gesang; aber gleichwohl lehre ich die Kna-
ben alle nach den Noten und nach dem Takte singen;
auch singen wir schon die meisten Lieder zu 2, 3, und
4 Stimmen. Bey diesem Unterrichte gehe ich aber
immer so einfach als möglich zu Werke. Anfänglich
suchte ich auf alle Art den Singenlernenden Gefühl
für Musik bezubringen. Bey einigen ward dieser
Zweck gar bald erreicht, bey andern aber brauchte
es mehr Zeit. Ich glaube, daß man nicht viel leicht-
er und geschwinder zu diesem Zwecke gelangen kön-
ne, als wie ich mit meinen Knaben dazu gelangt
bin. Zuerst sang ich mit ihnen, ohne Noten, kleine,
leichte und faßliche Verse oder Liedchen, und das
bald daheim, bald auf dem Felde, bald anderswo,
wo es sich immer schickte. Mit vielem Vergnügen
lernen sie solche Liedchen, und das je bald, je
munterer und lebhafter der Text und die Melodie
sind. Waren sie nun zu einiger Fertigkeit darin
gekommen, so schritt ich mit ihnen an die Tafel, und
fieng nun dem eigentlichen Unterrichte im Singen nach
den Noten mit ihnen an. Zuerst setzte ich einen No-
tenplan auf, ohne Vorsehung eines Schlüssels oder
irgend eines andern Zeichens, die Stufenfolge oder

Notenreihe von einer Octav, übte das Vor- und
Rückwärts-singen mit dem einfachen la, la, oder
mit den Zahlen 1, 2, 3, u. s. w., so lange mit
ihnen, bis sie die Noten ziemlich fertig hersingen
konnten, nachwärts änderte ich diese vielfältig ab,
jedoch noch immer ohne Übersprungung von Noten,
ließ sie oft, bald von Einzelnen, bald von dem
ganzen Chor besingen, und erst nach gehöriger
Übung von diesem, fieng ich an, nun auch stufen-
weise schwere Stücke mit übersprungenen Noten
vorzuschreiben, bis ich endlich gar zu zwey- und
mehrstimmigen Gesängen schritt, wobey die Singe-
kunst von Walder als ein gutes Hülfsmittel diente.

Jetzt, da die meisten alle Noten, Schlüssel und
Pausen, u. a. m. kennen, dictire ich ihnen die zu
lernenden Lieder auf ihre Schiefertafeln, und dann
ist's, als wenn jeder ein eigenes Buch hätte. Zu-
dem wird eine viel größere Aufmerksamkeit erfordert,
Alles ordentlich auf die Tafel zu bringen, und es
führt auch zu mehrerer Fertigkeit in Kenntniß der
Noten und anderer Zeichen, als wenn Alles nur
vorgeschrieben und vorgemacht wird.

Unter den Volksliedern, die wir singen, sind
ein Theil Schweizerlieder, andere aus dem be-
kannnten Mildheimischen Liederbuche. Unter
den geistlichen oder religiösen Gesängen sind es die
Lieder von Gellert und dem Zürchewischen
Gesangbuche, die wir besonders in den Abend- und
Morgen-Unterhaltungen, wie auch an Sonn- und
Festtagen mit einander zur Erbauung singen; auch
einige aus dem Arumacher'schen Festbüchlein.

*) Menges: Bericht über die Armen-Erziehungs-
Anstalt in Hofsvyl Tübingen 1815 S. 12. (Dieses
Buch muß kein Schulmann, kein Erzieher, kein
Menschenfreund ungelesen — unberührt lassen, und
davon Jeder so viel in seinem Wirkungskreise prak-
tisch machen, als er vermag.)

Der Gesang ist mir immer die angenehmste und ermunterndste Unterhaltung. Ich fühle mich immer am heitersten, wenn ich im Verein meiner Knaben Lieder singe, und zweckmäßige Lieder erfreuen und erheitern Jeden, der nur ein wenig Gefühl für Musik hat. Auch ist das ein nicht unrichtiger Weg, religiöse Erbauung unter den Menschen zu verbreiten, und ehrwürdiger zu machen, und in dieser Hinsicht ist der Gesang ausgewählter, zweckmäßiger Lieder, besonders in unsern Tagen, von nicht geringem Werthe. Die so sehr unter dem Volke eingerissenen, schmutzigen Lieder und Handwerkshurden-Zoten würden bald sehr vermindert und verdrängt werden, wenn in allen Schulen, nach unserer Art und Weise, mehr auf Gesang gehalten würde. So viel Nachtheiliges die unsittlichen Lieder des Volks stiften, eben so viel Gutes werden unsere sittlichen Volksgesänge auf der andern Seite wirken. Aechter Gesang erhebt das Herz, erweckt Heiterkeit und Frohsinn, und macht manchen guten Gedanken rege, der sonst niemals würde entstanden seyn. Der Apostel Paulus muß auch wohl gerüst haben, was der Gesang für Eindruck und Wirkung auf die Menschen macht, indem er uns in seinem Briefe an die Epheser ermahnt: einander mit Gesängen und geistlichen Liedern zu erbauen und Psalmen anzustimmen. Ich wußte auch schon viele Beyspiele von meinen Knaben anzuführen, die zeigen, was für Empfindungen unser Gesang und unsere Lieder in ihren jungen Herzen erwecken. Eines Abends des vergangenen Herbstes ging ich mit ihnen bey dem Aufgehen des Mondes auf das Feld. Wie geht doch der Mond so schön auf, und scheint so schön roth über den See, rief einer aus; ein anderer fing gleich an zu singen, und alle stimmten ein: „Im stillen heitern Glanze tritt er so mild einher u. c.“ Letzten Sommer haben sie oft mit einander das Lied: „Gott

donnert, nein ich fürchte nichts u. s. w. gesungen, wenn ein Gewitter kam. Sie haben sich das Lied: „Unwiederbringlich schnell entfliehen die Tage, die uns Gott gelichen u.“ aus dem Zürcherischen Gesangbuche auch selbst ausgewählt, und seither singen wir es immer zum Beschluß unserer Sonntags-Abendunterhaltung. Und in Rücksicht auf die Zuhörer, wie Mancher hat uns schon nicht ohne Empfindung zugehört!

Auch wir (sagt Herr Kengger Namens seiner und der anderen Herren Commissarien) haben dem Gesange von Wehrli's Schülern nicht ohne innige Rührung zugehört, und wahrscheinlich, wenn man sie ein Lutzerisches oder Mildheimisches Lied, so aus vollem Herzen und mit ganzer Seele singen hört, und dabey denkt, was diese Kinder einst waren, und was sie jetzt sind, so hält es schwer, trockne Augen zu behalten. Neben dem gemeinschaftlichen Gesänge haben wir sie auch, theils einzeln, theils zwey und zwey, der Reihe nach singen lassen, und alle ohne Ausnahme haben richtig gesungen. Auch hält sich Wehrli durch die hier gemachte Erfahrung berechtigt, zu behaupten, das jedes Kind, welche auch seine Anlagen seyn mögen, bey einer zweckmäßigen Anleitung dazu gelangen könne, richtig zu singen. Die mehrsten Zöglinge wissen schon über hundert Lieder auswendig, was zugleich eine vortreffliche Gedächtnißübung ist; und so verschiedenen Inhalts die Lieder auch sind, so haben doch alle, selbst diejenigen, die bloß zur Fröhlichkeit erwecken sollen, eine rein moralische Tendenz. Die deutsche Litteratur biethet hierfür, so wie überhaupt für den Volksunterricht, Hülfsmittel dar, die man vergebens bey irgend einer andern Nation suchen würde, indem bey keiner so sehr, wie bey der deutschen, die Bildung des Volks ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist.

XXXIII.

Mein Vorfahr und Ich.

Ein Spiegel für Schullehrer.

Ohnweit der T. . . schen Gränze lebte vor
manzig und einigen Jahren ein sehr wackerer und
würdiger Schullehrer, welcher mit seltener Anstren-
gung und Amtstreue alle Obliegenheiten, die ihm

als gutem Hausvater und gewissenhaftem Lehree ob-
lagen, zu erfüllen suchte, und bis an das Ende
seiner Tage mit vielem Segen arbeitete.
Bey den damaligen luxuriösen Zeiten und im-

mer höher steigenden Geldzersplitterungen, sprach er oft zu den Seinigen: „Kinder!“ unsere Bibel spricht: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich!“ Und er erklärte diesen Spruch so: „m a c h e t n i c h t a l l e M o d e n m i t ! W i r S c h u l m e i s t e r b e k l e i d e n z w a r e i n e n ü b e r a u s w i c h t i g e n P o s t e n i m S t a a t e , u n d k ö n n e n a u c h z u m W o h l d e s s e l b e n g a r v i e l b e i t r a g e n ; a l l e i n w i r s t e h e n f a s t u n t e r a l l e n S t a a t s d i e n e r n , i n A n s e h u n g u n s e r s R a n g e s u n d E i n k o m m e n s , a u f d e r u n t e r s t e n S t u f e . “ D e s w e g e n a b e r w a r e r i n s e i n e r K l e i d u n g n i c h t e t w a a u f h u n d e r t J a h r e z u r ü c k , s o n d e r n e r h i e l t s i c h i n d i e s e m P u n k t e a n e i n g e w i s s e s B u c h , i c h g l a u b e , e s h i e ß d e r V o l k s l e h r e r , i n w e l c h e m s t a n d : „ S c h u l m e i s t e r , k l e i d e d i c h a l s e i n e h r b a r e r B ü r g e r s m a n n ! “ D i e s e m Z u r u f e g e t r e u , g i n g e r s t e t s a n s t ä n d i g e i n h e r , u n d w u r d e n i c h t a u s g e z i c h t . S e i n T i s c h w a r n i c h t z u g e r i n g e , a b e r a u c h n i c h t k ö s t l i c h . E r w u ß t e s i c h h i e r g e n a u , w i e m a n i m S p r i c h w o r t e s a g t , n a c h d e r D e c k e z u s t r e c k e n . S o n n t a g s a ß e r m i t d e n S e i n i g e n a l l e z e i t s e i n G e r i c h t F l e i s c h , u n d a n d e n h o h e n F e s t e n , a u c h w o h l s e i n e n B r a t e n , u n d t r a n k e i n G l a s B i e r d a z u . S c h n a p s t r a n k e r n i e . — „ K i n d e r , p f l e g t e e r d a o f t z u s a g e n , n u r k e i n e n S c h n a p s ! E s i s t m e h r a l s T h o r h e i t , w e n n m a n m e i n t , d a ß d e r s e l b e z u r V e r d a u u n g b e t r a g e n s o l l e . M ä ß i g k e i t u n d A r b e i t s i n d d i e b e s t e n V e r d a u u n g s m i t t e l n ; n i c h t s i s t l e i c h t e r a n g e w ö h n t , a l s d e r B r a n n t w e i n . I c h g l a u b e f a s t , d a ß e s k e i n e n u n g l ü c k l i c h e r n M e n s c h e n g e b e n k a n n , a l s e i n e n B r a n n w e i n f a u f e r . G o t t b e w a h r e d o c h j e d e n M e n s c h e n v o r d i e s e r A n g e w ö h n u n g ! “ — D i e d u m m e M o d e , a l l e T a g e z u k r ä n k e l n , d u r f t e n i c h t ü b e r s e i n e T h ü r s c h w e l l e k o m m e n , u n d w e n n e r m e r k t e , d a ß i h n j a e i n m a l e i n e K r a n k h e i t b e s u c h e n w o l l t e , d a n n s c h r i e b e r ü b e r s e i n e S t u b e n t h ü r e : „ I c h b i n n i c h t z u H a u s e ! “ U n d e r l i e f d a n n w i r k l i c h d r a u ß e n i n G o t t e s f r e y e r N a t u r h e r u m . W a r d i e K r ä n k l i c h k e i t a b e r m a n c h m a l s o u n b e s c h e i d e n , s i c h g a r n i c h t a b w e i s e n z u l a s s e n ; s o r ü h r t e s i e b e y s e i n e r M ä ß i g k e i t f a s t i m m e r n u r v o n E r k ä l t u n g e n h e r . D a n n m a c h t e e r s i c h A b e n d s e i n l a u e s F u ß b a d , t r a n k e i n i g e T a s s e n F l i e b e r h e e , u n d l e g t e s i c h i n s B e t t e . M i t d e m E r w a c h e n w a r d a n n a u c h d i e K r a n k h e i t g e m e i n s t i c h ü b e r a l l e B e r g e . A u c h w u s c h e r s i c h b e y g e s u n d e n T a g e n o f t d e n K ö r p e r m i t k a l t e m W a s s e r , w o d u r c h e r s e i n e M u s k e l n u n d N e r v e n u n g e m e i n f ä r k t e . S e i n G e s i c h t w a r v o m T a b a k s d a m p f e n i c h t z u s a m m e n g e s c h r u m p f t , w e i l e r T a b a k n i c h t r a u c h t e , u n d e r b e f ü r c h t e d u r c h d e n s e l b e n s e i-

nen Athem stinkend zu machen, dadurch seinen Kindern eke hast zu werden, und diese zu nöthigen sich von ihm zurückzuziehen. Auch war seine Nase vom Schnapstabaß nicht aus ihrer zierlichen Propagation gerückt, noch sein Blut, wie schon gesagt, durch den Genuß erzhigender Getränke verdorben worden. In seinen 70ger Jahren sah er noch so munter und freundlich, als ein Fünfziger. Bey seiner Liebe zur Mäßigkeit und Ordaung erübrigte er alle Jahre einige Gulden, als einen Nothpennig für das Alter.“ Das Alter, das Alter, sprach er, mag wohl sehr bitter seyn, wenn man in demselben verstorben determinaten darben, oder der Gnade Anderer leben muß. Besonders aber muß es für den Schulmeister drückend seyn, wenn er einst, dienstunfähig, mehr als die Hälfte des Diensterrags an den Substituten abtreten muß. Es sollte freylich nicht so seyn, allein da es nun einmal so ist, so muß man sich in der Zeit darnach einrichten.“ — Zu dem Ende legte er sich selbst über Einnahme und Ausgabe jährlich streng und pünktlich Rechnung ab — So wie er in seinen häuslichen Verhältnissen war, eben so und noch viel pünktlicher war er in Ansehung seines Amtes. Nie ließ er seine Schulkinder auf sich warten, und man konnte sicher darauf bauen, daß er mit dem ersten Kinde in die Schulkstube trat, oder das selbst schon gegenwärtig war. „Ich bin ja der Kinder und die Kinder nicht meinerwegen da,“ gab er zur Antwort, wenn man ihn einige Augenblicke von dem Eintritte in die Schule abzuhalten suchte. In den Schulstunden trank er nie Kaffee, um nicht die Lüsterheit der Kinder dadurch zu reizen, und weil es gegen alle Ordnung ist. Alle seine übrigen Amtsarbeiten verrichtete er stets mit Bedacht und Eifer, woran es ihm nie fehlte. „Wo zu hätte ich die Pflichten eines Schulmeisters übernommen, wenn sie mir nicht heilig seyn wollten? Jedem redlichen und braven Manne müssen sie ja lieb seyn, aber dem Schulmeister müssen sie es der Kinder und der Folgen wegen doppelt seyn. Ich würde Abend nicht ruhig einschlafen können, wenn ich mir irgend eine Vernachlässigung in meinem Berufe zu Schulden hätte kommen lassen. Jeder Mensch muß die Kräfte, die ihm von Gott verliehen sind, redlich und gern in dem angewiesenen Berufe anwenden, und als mit einem anvertrauten Pflande wuchern.“ Er führte seit seiner Amtsführung ein Buch, in welches alle merkwürdige, sowohl angenehme, als unangenehme Amtsvorfälle mit Anmerkungen auf-

gezeichnet wurden, um, wie er meinte, einmal noch seinem Nachfolger nützlich zu werden. Dieses Buch enthält einen sehr kostbaren Schatz von Amtserfahrungen für den aufmerksamen Schullehrer. — Seine Oborn und Vorgesetzten hatten ihn wegen seines Fleißes und seines musterhaften Wandels überaus lieb gewonnen, und suchten ihn bey jeder Gelegenheit auszuzeichnen. Er hatte drey Söhne, die alle bald und nach seinem Wunsche versorgt wurden, und, weil er etwas auf ihren Unterricht verwenden konnte, hatten sie auch etwas rechtschaffenes gelernt. Auch seine zwey Töchter, die er aber freylich nicht zu Staatspuppen, sondern zur Frömmigkeit, Häuslichkeit und Arbeitssamkeit erzog und gewöhnte, bekamen recht brave Männer; und weil er sie bey ihrer ersten häuslichen Einrichtung mit einigen Gulden unterstützen konnte, so erleichterte er ihnen den Anfang ihres Ehestandes. Einer seiner schönsten Festtage im Jahre war, wenn auf einen bestimmten Tag alle seine Kinder ihn zu besuchen kamen. Da schien er sich zu verjüngen, weinte Thränen der Freude, und suchte sie sehr freundlich und köstlich zu bewirthen. Heiterkeit, eine Folge seines guten Gewissens und seiner Zufriedenheit, war und blieb sein Theil bis an seinen Tod. Er hatte im Weinberge des Herrn des Tages Last und Hitze ohne Murren getragen, und erwartete nun ruhig, abgerufen zu werden. „Das müssen höchst elende Menschen seyn, sprach er oft zu den Seinigen, welche die Tage ihres Lebens im Müßiggange vergeudet, oder ihr anbefohlenen Tagewerk mit Lauigkeit betreiben haben, wenn sie vor die Pforten des Todes treten sollen. Muß nicht ihr Gewissen endlich erwachen?“ —

Der Glaube an eine göttliche Weltregierung ließ sein Vertrauen nicht wanken. Er wußte es aus eigener Erfahrung, wie oft Gott sein Gebeth erhört, wie weise und gütig er für ihn und die Seinigen gesorgt hatte, und so hoffte er, daß Gott, sein Vater, auch im Tode Alles mit ihm gut machen werde. Sein letztes Wort war noch Gebeth und Segen für seine Gemeinde, Schulkinder und Angehörigen. — Wer so stirbt, der stirbt wohl! — Bey aller seiner Rechtschaffenheit, allem Fleiße und aller Amtstreue, war er jedoch nicht immer ohne Feinde, Splitterrichter und Tadler. Denn wo mag der Schullehrer und Prediger leben, der ohne Feinde sey? Allein nie ließ er die ihm von Aeltern zugehenden Beleidigungen und Kränkungen den

Kindern entgelten. Er betrug sich vielmehr gegen diese und jene liebreich und freundlich. „Ach mit Sturm, sagte er, richtet man bey diesen Menschen doch nichts aus; vielmehr werden sie dadurch nur erbittert und böshafter!“ — Oft erlebte er es dann auch, daß ihn dergleichen Menschen mit Thränen um Verzeihung bathen, und auch wohl die dankbarsten Aeltern wurden.

Er hatte in seinem Leben oft geäußert, daß es der Schullehrer durch seinen Unterricht und sein Betragen dahin bringen müsse, auch nach seinem Tode noch fortzuwirken, und sein Andenken in den Herzen seiner Schüler zurückzulassen. Bey seiner stillen Beerdigung floßen daher viele Thränen, und es war nicht anders, als ob der Vater einer einzigen großen Familie begraben würde. Am ersten Pfingstfeste, nach seinem Tode, hatten die Jünglinge und Jungfrauen des Nachts, von Dankbarkeit getrieben, sein Grab mit Mayen umpflanzt, auch nachher wurde in einer Nacht dasselbe mit Blumen geschmückt, mit einem Geländer umgeben, und noch bis heute hat man nicht erfahren können, von wem diese Veranstaltung herrühre. —

Dieses biedern und fleißigen Mannes Nachfolger wurde — ich. Ich hatte das Meinige bey geschickten Lehrern sehr gut gelernt, und — das wußte ich. Allein dieses Wissen machte mich stolz, und ich sah die andern Schullehrer kaum über die Achseln an. — In meiner Kleidung stellte ich mich den Secken und Stuckern gleich. Mein Pfarrer machte mich zwar manchmal auf eine sehr feine Manier darauf aufmerksam, allein der galt in meinen Augen nichts, und es verdroß mich nicht wenig, wenn er mir etwas befehlen wollte, ob er es schon stets mit Liebe und ohnmaßgeblich that.

Ich hatte von meinem Vater ein sehr hübsches Vermögen geerbt, und auch mein Dienst war nicht der schlechteste; allein dies Alles machte mich nur lästern; verschrob meinen Verstand, und ließ mich das Dividiren gänzlich vergessen. Ob mein Vater gleich ein Bauer gewesen, so war mir doch dieser ehrwürdige Stand ganz verhaßt, und ich schämte mich meiner Herkunft, so oft ich daran dachte und erinnert wurde. Es that mir allezeit weh, wenn ich einen Bauer grüßen, oder zu ihm auf ein Ehrengelag gehen mußte. Da die schönsten und tugendhaftesten Bäuerinnen in meinen Augen gar keinen Werth hatten, so freyte ich ein recht hübsches und stattliches Mädchen aus der Stadt. Allein, so sehr

wir uns auch liebten, so konnte ich sie, wie der Erfolg lehren wird, doch nicht glücklich machen. — Ich wohnte nicht gar zu weit von der Stadt, und doch mochte ich nur selten zu Fuß hin gehen, weil ich wünschte, daß es für einen solchen Herrn, wie ich sey, zu Fuße zu gehen, nicht vornehm genug stünde. Ich miethete mir deshalb, so oft ich auch nur eine Kleinigkeit zu kaufen hatte, öfters ein Pferd, ohne an das Sprichwort zu denken: wer in der Jugend reitet, muß gar oft im Alter zu Fuße gehn! — In der Stadt wurde nun auch ein Maß guter Wein getrunken, und ein leckerer Imbiß dazu genommen. Fast alle Sonntage mußte auf meinem Tische ein Braten dampfen, und ein Stüchchen abgezogener Schnaps stehen. Selten verging auch sonst ein Tag, an welchem wir nicht unser Fleisch aßen. Meiner Frau aus der Stadt war das gar nicht auffallend, aber wie hätte sie auch wissen können, was zu einer ländlichen Wirtschaft gehöre, da bekanntlich in der Stadt eine ganz andere ökonomische Einrichtung an der Tagesordnung ist, als auf dem Lande? — Ob mirs ich, daß ich diese oder jene Speise nicht vertragen könne, wodurch mein Gaiumen nicht mit mehr verwehrt, sondern auch das Vorurtheil in mir bekräftigt wurde, als ob es ganz eigentlich recht vornehm lässe, wenn man von Zeit zu Zeit tränke. Wind, Regen, Sonnenschein, Hitze und Kälte wurden als Vorwand angeklagt, um meine eingebildete Kränklichkeit zu beschönigen. Einen, mir jetzt noch drohigen, Vorfall, in Betracht dieses Unsinnnes, muß ich oft noch bitter belächeln, und werde ihn wohl zeitweilig nicht vergessen.

Man beging nämlich einmal in der Nähe die Todtenfeyer eines sehr verdienten Mannes. Gerath wollte ich auch dieser Feyerlichkeit beywohnen, allein da nach meiner Einbildung der Wind etwas stark wehete, so kostete es viele Anzupferung, dem Treiben eines meiner Freunde nachzugehen. Da wir auf dem Saale, wo diese Requien statt fanden, angekommen waren, sagte ein Herr zu seinem Nachbar: Jes gibt hier viel Zugluft! — und sogleich fiel mir ein, daß mir diese schädlich sey, und ich ging ohne meinen Zweck zu erreichen, fort. Das sollte vornehm lassen! — Meine Erholungsstunden waren mit Biertrinken, Müßiggange und Tabakrauchen ausgefüllt; deshalb stand auch eine auserlesene Gallerie von Pfeifen in meiner Stube zu meinen Diensten. Etwas Nützlichs zu thun und ein gutes

Buch zu lesen, hielt mein Stolz für unnützlich. Wir standen dieselben in allen Wissenschaften sonst zu Gebote. Hässliche Geschäfte, die ich recht gut und mit Lust hätte verrichten können, und die ein Anderer, um sich zu erholen, mit Vergnügen selbst würde unternommen haben, wurden, als mich eine ehrende, vernachlässigt, oder durch Geld beseitigt. Auch sogar mein Gärtchen ließ ich für Geld bearbeiten, da ich doch wußte, daß selbst Könige und andere große Herren, zu ihrem Vergnügen und ihrer Erholung, solche auch selbst bearbeiteten. Der liebe Gott segnete in den ersten Zeiten fast alle Jahre unsere Ehe mit einem kleinen Weltbürger, und da wurde jedesmal, zu dessen Empfange und bey dessen Tausche großer Aufwand gemacht. Mein väterliches Erbtheil neigte sich mit der Zeit zu Ende, und nun wollte das Dienst Einkommen nicht mehr zureichen.

In alten Testamente war es große Sünde, das Erbtheil seines Vaters (1 B. der Kön. 21) zu missen, oder verthan zu haben. Auf jeden Fall wollte man die Nachkommen gewöhnen, ihr eigenes Brod zu essen. Brod, welches schon erworben ist, ist sich freylich leichter. Aber selbst erworbenes Brod schmeckt doch besser, daher uns auch Jesu lehrt: unser tägliches Brod. — Ich fing nun an Schulden zu machen, und vergrößerte dadurch die Ausgaben noch mehr. Meine Kleider wurden schlecht, und Niemand wollte mir Tuch zu neuen vorgehen. Eben so war es bey dem Wirth und Fleischer. Immer hieß es da: wenn die alten Schulden bezahlt würden, dann sollte auch Neue geborgt werden. — Dadurch ging endlich meine Ehre und mein guter Ruf verloren. Man schäzte mich geringe; Niemand sah mich gern in meinen Umgebungen. Auch siedelten sich nun in meinem Hause Müßigkeit und Unzufriedenheit mit hämischen Mienen an. Es entstand zwischen mir und meinem Weibe aus der Stadt, Jan u. dgl. Unfern Kindern gaben wir ein schlechtes Beyspiel, und es darf uns deswegen nicht wundern, wenn wir an ihnen nicht besondere Freude erleben werden. Ich bin so in Verfall gerathen, daß ich auch nicht einen Gulden an ihre bürgerl. Erziehung wenden kann. Und was soll aus meinen Schülern und Schülerinnen werden, die mich täglich leben und weben sehen? — Welche beschämende und niederschlagende Ausichten für einen Schullehrer! — Bisher hatte ich meine Amtswörter bloß als Bagatellen behandelt, und so Man-

bes haben als entehrend angesehen. Alles schien mir dabey zu alt; zu unmodisch; ich wollte alles neu und besser machen, allein es fehlte mir hierzu nicht nur an Einsicht, sondern auch an Ausdauer. Jetzt fühle ich zwar die Würde derselben mehr, aber meine Lage macht mich mürrisch und vorzeitig, mein Gewissen klagt mich hart an, und das Mißvergnügen meiner Gemeinde und meines Predigers beugt mich gleich einer schweren Last, schieß darnieder. Und wenn ich auch meinen Schülkinder jetzt ein Wort zu solcher Zeit sage, so findet es selten ein gutes Land, weil ich ihnen bisher ein so auffallendes Beispiel gegeben habe. Meine Obern sind mit mir nicht zufrieden, und zeigen mir, gerechter und vortheilhafter Wasgen ihre Verachtung. Mein Loos ist

Nur wahr! sehr traurig! Ich suche mich nun zwar mit dem Meinigen, unter großer Anstrengung, hier und da einzuschranken, um nur die drückendsten Schulden zu bezahlen, aber Saunen und Mode machen gar oft unsere besten Vorsätze zu Nichts. Wir sind keine freyen Menschen mehr. Aller Eifer und Fleiß in meiner Schule macht mir keine große Freude mehr, wenn auch schon mir manches besser gelingt, als vormals. Die beste Zeit meines Wirkens ist leider! dahin, und auf ewig verloren! Hätte ich doch den Selbstspruch meines biedern Vorfahren: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich!“ mehr und eher beherzigt! — Neue kommt nun zu spät!

XXXIV.

Oesterreichische Helden.

1. Tapfere Handlung des Marine-Kadetten Brunetti.

Venezianer Blätter erzählen folgende tapfere Handlung eines österrichischen Kriegers: Während ein österrichisches Korps unter dem General Geyper, die von Mütürs Truppen besetzte Festung Ancona von der Landseite bedrückt hielt, wurde der Hafen durch eine kaiserl. Flottille unter dem Befehle des Korvetten-Kapitains Accurri beobachtet. Am 14. May versuchten zwey mit Lebensmitteln beladene feindliche Barken in den Hafen einzulaufen, um dem Plage, worin schon Mangel einzureißen anfing, durch diese Zufuhr zu Hülfe zu kommen.

Der k. k. Marine-Kadett Brunetti, welcher ein mit 8 Seesoldaten bemannetes Boot kommandirte, machte Jagd auf diese beyde Barken, und setzte sich, indem sich diese dem Hafen näherten, dem heftigen Feuer von den Batterien der Festung aus. Nichts desto weniger verfolgte er sie, eroberte endlich eine Barke auf halbe Kanonenschußweite von den feindlichen Fortificationen, und brachte seine Beute, trotz des schrecklichen auf ihn gemachten Artilleriefeuers, glücklich und ohne Verlust an Bord des Schiffes seines Kommandanten. Der Feldmar- schall, Fürst von Schwarzenberg, hat diesem

Marine-Kadetten, als Belohnung seiner, mit so viel Unerfrodenheit als Geistesgegenwart ausgeführten Unternehmung, die goldene Tapferkeits-Medaille verliehen.

2. Speckbacher, der Tyroler.

Speckbacher, nach Hofer einer der ausgezeichnetesten Helden Tyrols, in dem wunderbaren Kampfe für alte Verfassung und für ein geliebtes Stübchenhaus, wurde auch 1813 zu neuer Thätigkeit berufen, nachdem er bis dahin, aus seinem Vaterlande verbannt, bey der Wittwe Hofer's, welcher Kaiser Franz ein Bauerngut in Oberösterreich geschenkt hatte, seine Tage in mancherley Gram zugebracht hatte. — Er ist ein schwächerer, einfacher, durch Wunden und Anstrengungen heftischer, 36jähriger Mann; aber sein Körper ist noch in der Gewalt seines kühnen Geistes. — Nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes (im August 1813) schlich er in sein Vaterland. Zwieback und Käse in der Tasche, saß er auf den beschneieten Alpen, als ob er die Welt beherrsche, und das Volk sein wäre. — Den 13. September, Nachmittags 3 Uhr sollten 1200 Mann österrichische Truppen in Tyrol einrücken, und der Aufstand an verabredeten Punkten ausbrechen. Aber

politische Verhandlungen mit Bayern traten dazwischen. Der Anmarsch der Truppen geschah nicht. Speckbacher, der sich auf geheimen Wegen von allem zu unterrichten wußte, zögerte mit den Signalen zum Aufstande von einer Stunde zu andern. Diese Vorsicht rettete tausend Familien ihr ruhiges Dasyn. — Speckbacher kam darauf zu der österreichischen Commission in einer von größten Flausch gemachten Jägerjacke, ohne Schuhe, den Rücken auf dem Rücken, einen alten Degen ohne Kuppel uad Scheide unterm Arm, den zerlöchernten Hut hiawerfend, mit schwarzen, blihenden Augen, die Röthe der Pektik auf den Wangen. Er war in Verzweiflung. Man sagte ihm, daß 1500 Dukaten auf seinen Kopf gesetzt waren. Da schwur er, wenn er früher von den 1500 Dukaten gehört habe, er sich selbst ausgeliefert hätte, um seinem Weibe einen

Nothpennig zu schaffen. — Eine neue Bestimmung erbeiterte ihn wieder. Er führte die Tyroler Schützen, deren General Fenner in seinem Berichte so vortheilhaft erwähnt. — Einer der lebhaftesten Bewunderer General Wellingtons versicherte, daß er nur mit diesem an Ausdauer und Klugheit vergleichen möchte, den in seinem Vaterlande zwar sehr verehrten, sonst aber fast unbekanntem Tyroler-Helden. So bath z. B. Speckbacher den österreichischen Commissär um einen Paß, als er heimlich nach Tyrol geschickt wurde. Der Commissär sagte: „Wunderlicher Mensch, was nützt dir ein österreichischer Paß bey den Feinden?“ — Speckbacher erwiderte kalt: „Es kann kommen, daß mich einer zur Unzeit trifft. Während er den Paß liest, schieße ich ihn nieder.“

XXXV.

Zwey Gespenster-Geschichten.

(Fortsetzung der vorigen Jahrgänge.)

I. Ein wirklich furchtbares Gespenst mit Ketten.

Der Commissär der Reichsbank zu Stockholm, Herr Ketherwood, wurde 1798 eingeladen, das Osterfest bey einem Freunde zuzubringen, welcher anderthalb Meilen von der Hauptstadt wohnte. Geschäfte hielten ihn ab, die Reise des Sonnabends eher als um acht Uhr anzutreten, wo mancher Andere sie vielleicht gar nicht mehr gemacht hätte, denn der Weg führte dem Hochgerichte vorbey, und wie viele Menschen nähern sich solchen nicht zur Nachtzeit höchst ungerne! Herr Ketherwood war jedoch so furchtlos, hatte denselben Weg schon so oft gemacht, daß er sich auch jetzt ohne alle Begleitung dem Galgen unbedenklich näherte. Selbst ein Kettengeklirr, welches er von demselben her hörte, machte ihm nicht bange, wohl aber auf sein junges muthiges Ross einen so heftigen Eindruck, daß es scheu wurde und durchzugehen versuchte. Jetzt ergriff auch den Reisenden Entsetzen, denn aus dem Gestrüpp bey dem Galgen sprang, mit lautschallendem Hohnge-lächter eine scheußliche Menschengestalt hervor. Im

Mondenlichte bemerkte Ketherwood nur so viel, daß sie völlig nackt war, an Händen und Füßen Ketten hatte, womit sie fürchterlich rasselte, daß die Haare ihr wild in das Gesicht hingen, und ein langer Bart über die Brust herabfiel.

Das Pferd wurde von dieser Erscheinung so scheu, daß es durchaus nicht mehr zu erhalten war, und mit dem leichten Wagen noch vergrößert wurde, weil der Weg einen ziemlich jähen Berg hinabging. R. . . litt unter doppelter Angst, er mußte jeden Augenblick besorgen, daß sein leichter Wagen umfiel, oder zerbräche, und dabey bemerkte er noch, daß das Galgengespenst wahrscheinlich hinten aussähe, weil er das Kettengerassel immerfort, und sehr nahe hinter sich hörte. Sich umzublicken erlaubte ihm die nöthige Aufmerksamkeit auf das Pferd nicht; zu dem hielt ihm auch ein Schauer davon ab, welcher wohl alle Menschen an seiner Stelle durchbebt haben möchte.

Eine grausenvolle Viertelstunde war auf diese Art verlossen, als endlich das Pferd an die Mauern eines am Wege stehenden Wirthshauses anrannte,

und hierdurch in seinem unändlichen Laufe aufgehalten wurde. Diesen Augenblick benutzte R. . . aus dem Wagen zu springen, und in dem ihm wohlbekannten Wirthshause nach Hülfe zu rufen. Mehrere Menschen eilten mit Lichte herbey, prallten aber erschrocken zurück, da sie die Schreckensgestalt auf dem Cofferbrette des Wagens sitzen sahen. Das laut schallende Hohngelächter, womit der Kettenträger sie empfing, beleidigte das Ehr- und Kraftgefühl einiger der Beherzteren so, daß sie auf das höhrende Scheusal losgingen. Ihr Beyspiel gab auch den übrigen Muth, vorsichtig ergriffen sie den Kettenträger, bemächtigten sich seiner, und einer von ihnen, welcher sich unlängst im Irrenhause zu Stockholm umgesehen hatte, erkannte in ihm einen Rasenden, welcher ihm als einer der Wüthendsten und Böseartigsten bezeichnet worden war. Wie sich nachher ergab, hatte er, theils durch Zufall theils mit Gewalt Gelegenheit gefunden, zu entkommen.

Das Scheuwerden seines Pferdes war unstreitig ein großes Glück für R. . . denn weit bey dem unaufhaltbaren Rollen des Wagens der Rasende Mühe hatte, sich auf seinem nicht breiten Sitze zu erhalten, war er außer Stande gegen R. . . etwas zu unternehmen, was außerdem bey seiner Wuth gegen Alle, die ihm nahe kamen, allerdings zu besorgen gewesen wäre. Gesezt, er hätte den Erschrockenen von hinten zu erdroffelt, einige Leute in der Ferne hätten es gesehen, und der Thäter wäre dann entkommen, würde dieses nicht das Gericht veranlaßt haben: R. . . sey auf offener Straße von dem Teufel erwürgt worden?

2. Wer in einem Hause spukte.

In einiger Entfernung vom Dorfe Haagen im Dynabrückischen, besaß die Wittwe Breyve ein einzeln stehendes Haus mit etwas Gartenland, wovon sie sich nebst einem zwölfjährigen Sohne und zwey jüngern Töchtern mühsam nährete. Zu ihrem Schrecken bemerkte sie im Jahre 1793 mancherley Verletzungen an ihrem Hause, welche, weil es zwar leicht gebaut, aber doch noch nicht bauflüchtig war, von angewandeter Gewalt zeugten. Hier und da war der Ralk abgerissen, und nach einiger Zeit wurden Fenster oder ganze Säuer eingestossen. Die Wittwe, eine abergläubische Frau, schrieb diese Verwüstungen der Bosheit schadenfroher Geister zu, und andere einfältige Leute im Dorfe münzten, ihr

verstorbenen Mann habe dieses Haus von unredt erworbenem Gute erbaut; deshalb ließe es ihn nun im Grabe keine Ruhe, und er müsse das widerrechtlich Erworbene selbst wieder zerstören. Die Wittwe bath den Pfarrer ihres Ortes den zerstörenden Geist zu bannen; dieser glaubte bey dieser Gelegenheit aber nicht an Geisterwirkungen, sondern ermahnte die Wittwe genau aufzupassen, um sich zu überzeugen, daß nicht ein Geist, sondern ein böshafter Mensch ihrem Hause Schaden zufüge. Die Wittwe blieb dennoch bey ihrem Glauben, und wendete sich mit der Bitte, den Geist zu bannen, an die Wönche eines benachbarten Klosters, die ihr jedoch denselben Rath gaben, wie ihr eigener Pfarrer. Dieser übernahm zuletzt selbst die Untersuchung, zu welcher er die Wittwe zu furchtsam und zu abergläubisch fand. Gemeinschaftlich mit seinem Kaplan beobachtete er das Haus fleißig, doch eine Zeitlang vergeblich. Zwar spukte es nicht in Gegenwart der Geistlichen, allein, wenn sie sich entfernten, nur um so öfter und ärger.

Drey Wochen hatte bereits das Ungethüm sein Wesen getrieben, als der Pfarrer, nachdem er etliche Tage nicht in die Gegend des Hauses gekommen war, sich wieder einmal mit etlichen Begleitern in der Nähe desselben versteckte. Wie er noch nicht lange daselbst war, sah er den Buben der Wittwe mit einer Stange kommen und überall schüchtern umher blicken, ob ihn niemand belausche. Weil er die Verborgenen nicht bemerken konnte, hielt er sich für sicher, und stieß mit einer Stange das letzte noch unversehrte Fenster ein, worauf dann die Stange weg, sah sich noch einmal um, und schlich sich um die Ecke des Hauses, wo er sich ganz unbefangen hinstellte. Jetzt trat der Pfarrer mit seinem Begleiter hervor, und der Bube wurde bald ergriffen. Man hielt es für nöthig, ihn den Gerichten zu übergeben, damit die öffentliche Untersuchung und Bestrafung stärker gegen den Aberglauben wirke, zu welchem der vorzegebliche Geisterspuk in der ganzen Gegend Veranlassung gegeben hatte.

Die Richter fanden es nicht glaublich, daß der Bube für sich allein ein so böshafes Spiel getrieben habe, sondern vermutheten, daß irgend ein Anderer ihn angestiftet hätte. Man drang, desfalls nachdrücklich in ihn, und erlangte dadurch das Geständniß: ein namhaft gemachter Bewohner des Dorfes, welcher seiner Mutter vergebliche Heirathsanträge gemacht, habe ihn dazu verleitet, in Hoffnung, daß

seine furchtsam gewordene Mutter, der es überdies an Mitteln fehlte, den Schaden wieder herzustellen, seinem Verlangen dann eher Gehör geben würde. Die Richter zogen die nöthigen Erkundigungen ein, und erfuhren von der Wittwe selbst, daß kein Mensch ihr Heirathsanträge gemacht habe. Der kleine Gefangene gestand nun, daß er, durch die Frage der Richter selbst veranlaßt, jene Aussage nur erfunden habe, um dadurch seine Strafe zu mildern. Von neuem nachdrücklich befragt, gestand er Folgendes:

Ohne mir dabey etwas Arges zu denken, machte ich mit einem Messer Krizeleyen in den Kalk, von

welchem dadurch etliche Stüde losgingen. Es machte mir Epas, daß meine Mutter und die meisten Leute im Dorfe und in der Nähe mein Werk für das Treiben böser Geister hielten, und von mir kleinen dummen Luben sich zum Besten hatten. Ließen Deshalb setzte ich das Ding fort, und ging darin immer weiter.

Das Gericht erkannte auf eine Strafe von fünf und zwanzig Prügeln, um dadurch den Luben in der Folge von ähnlicher schädlicher Kurweil zu zustrafen.

XXXVI.

Wie sieht es denn außer dem Vaterlande aus?

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

1. Sonderbare Art von Rechnungen und Quittungen in Norwegen.
 Von Christiania, Norwegens Hauptstadt, aus, wird bekämtlich ein sehr großer Handel mit Brettern getrieben, welche, besonders wegen der sehr großen Genauigkeit, mit welcher sie geschnitten werden, vor andern beliebt sind. Im Winter werden sie auf unzähligen Schlitten von den Gebirgen herab nach der großen Bretter- und Balken- Niederlage bey Christiania gebracht. „Alles, sagt von Buch *), drängt sich auf diesem großen Plage zusammen, der den ganzen Raum gegen das Wasser hin zwischen der Stadt und der Vorstadt Vaterland ausfüllt, und der so weit gegen das Ende des Meerbusens sich fortzieht, daß die Schiffe fast unmittelbar die aufgesetzten Planken berühren. Demohitzachtet ist die ganze Ablage am Ende des Winters zu einer großen Bretterstadt geworden; man verirrt sich in der Menge der aufgesetzten Gänge und Straßen; auch geht hier das Gewimmel der bretterbringenden Bauern fast unaufhörlich fort, so lange noch Schnee das Kommen erlaubt. Haben sie ihre Bretter den Aufsehern überliefert, so setzen sie ihnen diese mit Kreide große Zeichen und Zah-

len auf den Rücken, welche den Bretterherrn, den Droz, woher die Bretter gebracht sind, so wie die Menge der gebrachten Bretter andeuten. Da sieht es ein ganz wunderbar aus, wie jetzt die Bauern, mit diesem ganz originellen Wechsel auf dem Rücken fortlaufen, so eilig sie können, nach den Comtoirs der Großhändler in den Quartalen *). Jeder Aufseher oder jedes andere Geschäft könnte die Zeichen auf dem Rode in die Gefahr des Verwischens bringen, und dann hätten sie den Beweis ihrer Schuldforderung unwiederbringlich verlohren. Kommen sie vor den Cassirer, so haben sie nie ein Wort zu sagen nöthig. Sie präsentiren den Rücken, und sie werden sogleich ohne Widerrede bezahlt. Und die Bürste, mit welcher der Cassirer über den Rücken hinfährt, ist die Quittung des Bauern.“

2. Bereitung der algierschen Butter.

Am Algierschen, in Afrika, macht man die Butter nicht in Butterfässern, wie bey uns. Sie wird da in Schläuchen von Schaafsellen, deren rauhe Seite nach Innen zu geföhrt ist, verfertigt. Man gießt die Milch in dieselben, und schürtet sie so lange, bis sich die Buttertheile absondern und

*) Reise durch Norwegen und Lappland. Th. 1. S. 72, 73.

*) Straßen, wo die Capitalisten, Großhändler u. wohnen.

liben. Nachher werden diese ohne weitere Umstände in kleine irdene Gefäße, die $\frac{1}{2}$ bis 1 Pfund enthalten, zusammengeknetet, und zum Verkauf ausgehellt, oder für die Haushaltung aufbewahrt. Die algerischen Weiber sind so wenig ekelhaft und reinlich, daß sie diese Butter nicht einmal erst auswaschen, und von Haaren reinigen, auch wird sie nicht

gefälscht. Für Europäer soll sie eben so wenig in diesem Zustande genießbar seyn, als die dortigen Käse, welche mit gleicher Nachlässigkeit gemacht werden. *)

*) S. Nachrichten und Bemerkungen über den algerischen Staat. Theil 3. Seite 626.

XXXVII.

Das stille Dörflein.

Wahrheit und Dichtung von Joseph Valentin Paur.

Wie es der Beysatz auf dem Titel besagt: Wahrheit und Dichtung.

Wahrheit, zwar nicht in dem Sinne, als ob Alles, was dieses Büchlein enthält, gerade in Einem, in einem gewissen, bestimmten Dorfe so anzutreffen, oder als ob hier ein solches Dorf ganz, wie es ist, beschrieben, abkopirt wäre; aber wer müßte es da nicht selbst eingestehen, daß das Gute, wovon hier die Rede ist, ja wirklich da oder dort, wenigstens zerstreut angetroffen wird? Und Dichtung zur bessern Zusammenhaltung, Darstellung des Ganzen. Aber wozu da einer weitem Rechtfertigung? Genug, wenn es der Leser selbst gesehen hat, daß es wohl zu wünschen wäre, wenn es an vielen Orten oder lieber überall so wäre. Oder wäre es denn etwa der Hauptsache nach eine Unmöglichkeit? Nimm und lies!

Goisern den 25. Junius 1813.

Jos. Paur.

Erstes Kapitel.

Woher das Dörflein sonst Waldheim genannt, diesen Namen hat?

Die schöne Stille.

Immer ganz ruhig und still geht es zu Waldheim her, einem Dörflein, das aus einigen fünfzig Familien besteht, und eben darum, der darin gewöhnlich herrschenden Ruhe und Stille wegen, auch das stille Dörflein heißt. Es sind da die Leute mit geringer Ausnahme gar gute, ordentliche,

pflichtliebende Menschen, wodurch ja schon alles am besten beseitigt wird, was die Ruhe und den Frieden störet. Denn, um hier bloß bey dem Kleinen zu bleiben, wenn in einem Hause wie in einem Dorfe oft Uneinigkeit, Zank, Streit, Lärm, wildes Getös und Toben entstehen, und so auch zum Aerger aller Besseren und zur niedern Lust und Schadenfreude aller Böseren weit genug hin hörbar werden: woher das? Woher anders, als weil da im Dorfe, wie im einzelnen Hause der heiligen und alles heiligenden Liebe nicht geachtet, ihr Gesetz nicht befolget wird. Nicht so hingegen ist es zu Waldheim, wo dieses Geboth gleichsam der Grundstein ist, worauf das ganze Dörflein beruhet, der daselbe mit seinen Bewohnern zusammenhält, und vereinigt. Wo sollte auf solche Weise Zank und Streit, Lärm und Getös herkommen? Wie sollte es da nicht ruhig und friedlich zugehen? So denn das stille Dörflein, und wozu selbst die Lage davon das Ihrige beyträgt.

Zwar ist dieses Dörflein keine vollkommene Wildniß; aber es geht da auch keine ordentliche Landstraße durch oder vorbey, worauf immer Chaisen, Post-, Frachtwagen oder anderes Fuhrwerk häufig zu sehen wäre: nur eine schmale etwas kümmerlich fahrbare Straße ist es, die von einem hart anliegenden Berge her in das Dörflein herabführt, aber auch nicht weiter, so daß denn auch selten ein Wagen daher gerollt kommt, und dann ein solcher des vorbey strömenden Flusses ohne Brücke wegen gewöhnlich denselben Weg zurücknimmt.

Wenn aber zuweilen Fremde durch unser Dorf reisen, so fällt ihnen das Dorf mehr auf, als sie

seinen Bewohnern. Denn, wenn gleich die Weiber und Kinder auch gern nach einem Wagen, oder dem fremden Herrn sehen mögen; so stehen sie doch nicht mit aufgerissenen Mäulern da; aber wohl mag sich da mancher Reisende kaum des Aufrufes enthalten: *Ey*, ist der Ort doch so stille, als ob Alles todt wäre! Und man setzt wohl gar noch hinzu: *Nein*, da möchte ich auch nicht todt seyn; während dem die stillen Bewohner denken: und wir möchten unsern stillen Aufenthalt nicht mit einem andern vertauschen. Viel Glück dazu, wenn man jetzt (im Kriege) wieder hört, wie es da und dort zugeht, da sitzen wir jetzt im Stillen, und können uns von den tausendfältigen Plagen kaum eine Vorstellung machen.

Und zudem hat ja auch das Dörflein sonst manches ganz Anmuthige. Es enthält eine ganz hübsche Fläche, von frischen Quellen durchschnitten, Wiesengründe, die so üppig als anderswo grünen, und Berge und Hügel mit Feldblumen und Kräutern gar seltener und köstlicher Art, daß auch die Naturkundiger, wie es in solchen Gegenden so gern der Fall ist, da reichliche Beute findet. Es singen und musciren da die Vögel so munter und froh als anderwo, und das vielleicht noch um so mehr, je weniger sie da in ihrem Wesen gestört werden. Und so dürfte sich denn auch hier so gut als anderwo der Frühling mit dem alten Liebe bewillkommen lassen:

Der Lenz ist angekommen!
 Habt ihr es nicht vernommen?
 Es fangen's euch die Vöglein,
 Es fangen's euch die Blümlein:
 Der Lenz ist angekommen!
 Ihr seht es an den Feldern,
 Ihr seht es an den Wäldern,
 Der Kukul ruft, die Fünke schlägt,
 Es jubelt was sich froh bewegt:
 Der Lenz ist angekommen!
 Hier Blümlein auf der Heide,
 Dort Schäflein auf der Weide.
 Ach seht doch, wie sich alles freut.
 Es hat die Welt sich schon verneut.
 Der Lenz ist angekommen.

Was indessen diesem Dörflein so ganz besonders eigen ist, und vor Andern so sehr auffällt, ist, wie schon gesagt, die gewöhnliche Stille darin, so daß

auch schon der einzelne Schlag des Holzarbeiters, oder der muntere Ruf des Haushahnes mächtig durch das ganze Dorf hin ertönt. Und was da noch ganz vorzüglich zur Erhaltung der schönen Stille beyträgt, ist, daß auch die Weiber da nicht immer müßig zusammen stehen, schwätzen und plaudern, sondern sich lieber in dem Innern des Hauses finden lassen, oder dort, wo sie ihr Beruf, ihr Geschäft hinruft.

Zweytes Kapitel.

Womit sich die Leute beschäftigen, und wie sie ihre Geschäfte treiben?

Was du thust, thu' recht und gut.

Wovon nun diese Leute eigentlich leben, ist der Bergbau; ein Beruf, der schon durch ihre Lage und von ihren Eltern und Voreltern auf sie gekommen ist, und den sie wieder auf ihre Kinder und Kindeskinde zu bringen suchen. Gibt es da gleich bey dieser Berufsart für den gemeinen Mann keine Schätze zu sammeln, so gewährt sie doch tagtägliches und sicheres Brod; und zufrieden ist der Genügsame. Auch hat eine solche Berufsart das eigne Gute, daß sich der Mensch darin um so leichter zur Ordnung, und damit auch zum berufsmäßigen Fleiße gewöhnet, indem, da jedes Geschäft von dem wichtigsten, und wie es scheinen möchte, bis zu dem unbedeutendsten herab, zum gehörigen Betriebe werden muß, und hier Unfleiß, Unordnung, oder wohl gar offenbare Widerspenstigkeit weniger als irgendwo geuldet wird. So wird das, was etwa zuerst nur geschehen ist, weil es geschehen mußte, eigene Neigung, Lust und Freude. Und wie sollte da zur gewissenhaften Betreibung seines Berufes nicht vorzüglich die bey dem Bergbau (es gelte dem Gewinnen des Salzes oder des Metalls) eingeführte gemeinschaftliche Andacht das übrige kräftig beytragen? So wie da der Beruf ein gemeinsamer ist, so ist es auch die Andacht, die wieder selbst zur eingeführten, vorschristmäßigen Ordnung gehört. Da kann wohl froh

Der Bergmann — singen:
 Zum Bergmann hab' ich mich geweiht, und bin ich, wie ich soll: so ist selbst in der Niedrigkeit mein Stand doch ehrenvoll.

Als Knabe schon gewöhnt' ich mich zu harter

Arbeit an. Kein Glend ist mir fürchterlich: ich trag' weil ich kann.

Und wenn ich auch bis an den Tod, im Schweiß, bey Hit' und Frost nichts weiter hülte, als Salz und Brod zu meiner Bergmannskost:

So hab' ich doch ein fröhlich' Herz; und wenn sich Mangel regt, so fühl' ich lange nicht den Schmerz, der Andre niederschlägt.

Vertraun auf Gott, Zufriedenheit und ein geländes Blut, das gibt dem Leben Heiterkeit und in Gefahren Muth.

Die Ordnung, zu der man sich einmal gewöhnt, hat auf das ganze häusliche Leben nicht geringen Einfluß. Ja, wie Derjenige, der einmal bey'm Militär gedient hat, für sein ganzes Leben immer etwas von militärischer Haltung beybehält: so wird man auch den Bergmann vor Andern seines Gleichen geschickt, und anstellig finden. So steht es mit dem Berufe der Bewohner vom stillen Dörflein.

Wie nun der größte Theil der Dorfbewohner auf solche Art seinen Beruf außer seinem Hause und jenem Dorfe hat: so bleibt ihm nach der Weise, wie im Ganzen die Geschäfte des Bergbaues gehörig getrieben und eingetheilet werden, gewöhnlich wieder so viel Zeit übrig, daß er zugleich auch ganz sächlich dem nachkommen kann, was zu Hause seine Sorge ist, indem die meisten Dorfbewohner um ihr Häuschen herum auch so viel Grundstücke besitzen, daß sie ein Paar Kühe oder Ziegen, und einige wohl auch noch mehr Vieh halten können, und sich auf ihren umgerissenen Wiesengründen wieder etwas Getraide bauen. Da kann denn der Hauswirth oft gerade zu der Zeit zu Hause seyn, wo seine Anwesenheit dort am nöthigsten ist; oder, wo das auch nicht immer seyn kann, so ordnet er vorher, was von Weib und Kindern während seiner Abwesenheit geschehen soll; und sieht dann bey seiner Nachhaukskunft nach, wie das Angeordnete geschehen, und thut auch selbst, so viel er noch zu thun vermag, oder ändert und bessert, wo er Aenderung und Nachhülfe nöthig findet. Und wer müßte da nicht selbst sehen, wie bey einer solchen Lebensweise sogar seine Gesundheit gewinnen müsse? Hat er vorher seine Zeit in den dunklen und dumpfen Schichten des Berges zugebracht, oder ist seine Arbeit vielleicht sonst eine sehr schweißtreibende gewesen: so kehrt er jetzt zu seiner häuslichen Beschäftigung

wie zu einer Erholung zurück, und findet sich dann wieder gestärkt bey seiner Berufsarbeit ein. Wie müßte da eine solche Abwechselung nicht dem Körper und Geiste zugleich sehr wohlthuend werden? Indessen steht in Abwesenheit des Mannes das Weib dem ganzen Hauswesen vor, und verrichtet mehrere Arbeiten, die sonst nur Männer zu verrichten pflegen, wozu das Bedürfniß treibt, und Gewohnheit und Lust Kräfte verleihen; und doch bewahrt es dabey den zärteren feincrn Sinn, der ihm als Hausfrau und Mutter geziemet. Wir werden sehen, was für vortrefliche Mütter es unter den Weibern des stillen Dörfleins gibt.

Auch ist es, als ob der Geist der Ordnung und der Betriebsamkeit von der Berufsart der Männer auf ihre Weiber übergegangen wäre. Es ist ihr erstes Gesetz im Hause, alles zu rechter Zeit zu thun, wobey viel Zeit zu nützlichen Nebenbeschäftigungen übrig bleibt. So findet man vor den Häusern oft ganze Reihen von feineren Keisern (da Seidel genannt) aufgestellt, woraus Besen gebunden werden, und deren Verschleiß bis Wien hinab eben keinen ganz unbedeutenden Handel ausmacht; oder es machen die Weiber allerley Bänder, auch Spizen zum häuslichen und fremden Bedarf; und die Hausmutter würde Aller Augen auf sich ziehen, die, wenn es für sie nichts anders zu thun gäbe, nicht wenigstens bey'm Spinnrade oder im Sommer mit einer Strickarbeit in der Hand angetroffen würde.

Auf gleiche Weise treiben es die Männer, welche allerley Fertigkeiten und Geschicklichkeiten in Holzarbeiten besitzen: sie verfertigen Schaufeln, allerley Arten von Stäben, Zeller, die wieder zu Schiffe weiter verschickt werden, nur daß der Verdienst ihrer Arbeit, weil die verfertigten Stücke durch zu viele Hände g.h.n, eben nicht groß ausfällt. Auch wissen die meisten Männer die gewöhnlichen hölzernen Geräthschaften, wie man solche in einer kleinen Haushaltung braucht, selbst zu verfertigen. Auch Wagnerarbeit findet man da, ja selbst Leder wird zubereitet, von Männern geschustert, so wie auch von Weibern häufig g.schnodert wird.

Und so treiben denn die Leute, männlich und weiblich, in und außer dem Hause ihre Geschäfte redlich, und sind eben darum munter und froh.

Drittes Kapitel.

Ihr Charakter.

Sittenspiegel.

Schon aus dem Angeführten ergibt es sich zur Genüge, daß wir es hier mit braven Leuten zu thun haben. Sie sind gewiß nicht thöricht. Und das ist das erste, wenn von guten Menschen die Rede seyn soll; denn wenn es daran fehlt, was für gutes sollte dann von einem Menschen noch gerühmt werden können? Oder sind wir denn nicht auch selbst von dem Werthe und der Nothwendigkeit der Gewissenhaftigkeit so sehr überzeugt, daß, wenn wir von Etwas hören, was wir in einem hohen Grade für unrecht halten, wir da mit Entsetzen, mit Schrecken fragen: aber hat denn der Mensch auch ein Gewissen?

Sie sind gottesfürchtig. Die Gewissenhaftigkeit muß, damit sie Haltung und Dauer habe, auf einer festen Stütze ruhen, und wie könnte es da eine bessere geben, als die Gottesfurcht? Darum es ja auch immer als eine von allen guten Menschen anerkannte Wahrheit fest siehet: daß die Gottesfurcht der Anfang aller Weisheit ist, so daß wir selbst wieder vor dem Menschen erschrecken, von dem es hiesse, daß er Gott nicht fürchte.

Sie sind fleißig. Denn nicht nur, um ihr Brod zu verdienen, kommen sie ihrer Arbeit nach, sondern sie sehen als Christen ihren Beruf auch ganz als einen Beruf von Gott an, dem sie eben darum, um Gottes Willen, um so getreuer und unverdrossener nachleben. Herrschend ist der Gedanke an Gott, als den allgemeinen Herrn und Hausvater, der allein ihren Bemühungen, Arbeiten und Anstrengungen erst Kraft, Stärke und Ausdauer verleihet. Es liegt ihnen daran, sich seines Beyfalls, seiner Liebe würdig zu machen; darum sind sie auch so fleißig.

Sie sind ordentlich. Die Ordnung ist die Seele aller Geschäfte. Das ist: es kommt da bey den Geschäften, die uns obliegen, so sehr darauf an, daß alles zu rechter Zeit und am rechten Orte geschehe, daß, wo eine solche Ordnung nicht beobachtet wird, der Mensch mit seiner Thätigkeit nicht nur sich selbst verwirrt, sondern auch allen denen, die um ihn sind, zum Hindernisse wird, und so der erwünschte Fortgang der Geschäfte nicht erfolgen kann. Man sieht es an solchen Leuten wohl, daß

sie fleißig sind: sie ermüden über ihre Arbeit; aber leider oft beynähe ganz umsonst, weil es an Ordnung fehlt, was aber bey unsern Dorfbewohnern um so weniger der Fall ist, da die Ordnungsbefehle mit ihnen wie geböhren wird.

Sie sind genügsam. Haben sie Kost und Kleidung, so sind sie zufrieden. Und das um so leichter, da schon die Jugend von ihren Eltern überall in Beidem gleich gehalten wird, und auch den Vermögensumständen unter den Dorfbewohnern eben kein gar großer, auffallender Unterschied ist. Die Lage des Orts trägt auch das ihrige bey. Die abgeschnittenen Dorfbewohner wissen es nicht, und bekümmern sich auch nicht darum, wie man da dort lebt, was man da Alles brauchen und haben zu müssen glaubt; und so wird es ihnen wieder um so leichter, das, was sie haben, für das Nöthige Zureichende zu halten, und damit zufrieden zu seyn.

Sie sind friedlich, wozu die Gleichheit ihres Berufs viel beiträgt, die verhindert, daß, da Einer den Andern nicht leicht übervorteilen, oder ihm in seinem Gewerbe nachtheilig werden kann: denn es bekommt Jeder das ihm für seine Arbeit Zugesessene. Eben diese Gleichheit von Stand, Beruf und Erwerb, verbindet auch die Herzen um so leichter mit einander, und hält so Vieles hintan, was den Frieden sonst stören könnte.

Sie sind munter, zuweilen etwas dörbe; aber darum nichts weniger als grob. Wo Gottesfurcht, Fleiß, Ordnung, Genügsamkeit, Friedfertigkeit herrscht, wie sollte man da nicht munter seyn? Und diese Munterkeit zeigt sich ja in dem Menschen in seinem Thun, wie in seinem Reden. Was für einen erfreulichen Anblick gibt ein froher Mensch, und noch mehr eine zufriedene des Lebens frohe Gemeinde! Freylich muß man im Dörflein keine feine, abgeschliffene Menschen suchen. Wie die Gegend, die sie bewohnen, und noch mehr, die sie umgebenden Berge rauh sind: so hat auch ihr äußeres Wesen etwas Rauhes, Derbes: man mag da wohl die Leute, weil ihnen die anderswo gewöhnlichen Manieren und Redensarten fremd sind, und sie dafür sowohl in ihrem Benehmen als in ihrer Sprache manches eigen haben, für grob halten, aber sie sind das gewiß nicht.

Und dazu kommt noch überhaupt eine schöne Offenheit und Leutseligkeit. So versteckt auch ihr Dörflein liegt: so wenig Verstecktes haben sie an sich selbst. Ihr Blick ruhet nicht auf der

Erde, wenn sie mit einem reden; warum sollten sie, da sie keinen Schall im Herzen wissen, nicht auch leben Andern wieder mit offnem (bescheidnem) Blicke ansehen? Sie sind keine Bielschwäher, aber sie stehen dem gern zur Rede, der sich mit ihnen in ein Gespräch einlassen will, besonders wenn es solche Dinge betrifft, die ihre Berufs- und Lebensweise angehen, und woraus sie wieder für sich Nutzen ziehen mögen. So sind unsere Leute.

Viertes Kapitel.

Ihre Kinderzucht.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Wie muß das nicht auch vorzüglich von der Kinderzucht gelten? Und wer kann dazu geschickter, geeigneter seyn, als die eignen guten Eltern der Kinder? Und wie es da wieder die Mutter zuerst ist, welcher die Natur selbst das Kind zur ersten Erziehung anweist? und welch' eine ganz eigne Aufforderung in unserm Dorfe dazu, einer solchen Mutterpflicht nachzukommen? Denn, da die Männer bey ihren entfernten Berufsarbeiten nur in den zwey letzten Tagen der Woche nach Hause kommen, oder doch sonst nur wenige Stunden bey den Ihrigen seyn können: was bleibt da anders übrig, als daß sich die Mütter ganz für die Erziehung der Kinder verwenden?

Die Mütter.

Und sie thun das, zwar nicht darauf abgerichtet, aber der Natur und dem Herzen getreu, gut; indem sie es ihre Haupt Sorge seyn lassen, das Kind den lieben, dem gehorsam seyn zu lehren, der ihr gemeinschaftlicher Vater im Himmel und überall ist. Es sieht und fühlt die Mutter, wie sehr das Kind an ihr hänget; so will sie nun das Kind um so mehr auf Den hinweisen, den zu lieben, dem zu gehorsamen seine größte Lust seyn soll. Es lesen die Mütter nicht viel, und die meisten gar nicht in gedruckten Erziehungsbüchern; aber sie finden eine gute Anleitung zur Kinderzucht im Mutterherzen, das sie überall mit sich tragen. Und ein Wort z. B. „Mein Kind, was haben wir, das wir nicht von Gott empfangen haben? Was könnten wir Eltern euch geben, wenn wir nicht alles vorher von Gott erhalten hätten? O wie sollten wir einen so guten Gott nicht lieben, ihm nicht gehorchen?“

Oder, andere kurze ähnliche Aeußerungen und Sentenzen — nicht zu oft aber am rechten Orte angebracht, und mit Würde ausgesprochen; durch ein öfters: „Gott sey Lob! Gott sey Dank! Das hat uns Gott gegeben — wohlschmecken lassen! Wie gut ist Gott heute gegen uns gewesen! Das kommt von Ihm, das hat er uns zugesickt!“ So ein Wort wirkt da oft mehr als der umständlichste Unterricht. So sprechen die Mütter aus und mit dem Herzen, und die Kinder werden über dem mütterlichen Worte oft so gerührt, daß sie nicht wissen, ob sie mehr die Mutter ansehen, oder auf Gott hin schauen sollen.

Gern' möchtest du Ihn seh'n den Gütigen?
Du siehst ihn an jeder Spur des Guten!

Oder:

Sieh, der Himmel strahlet,
Hell und roth wie Gluth;
Der so schön ihn mahlet,
Gott ist gut.

Wie im goldnen Schimmer
Das Gebürge ruht!
Schweigend spricht es immer;
Gott ist gut.

Sieh der Felsenquelle
Purpurbelle Fluth!
Ruft nicht jede Welle:
Gott ist gut?

Aus goldgrünen Blättern,
Pipt des Hänslings Brut,
Tönt des Alten Schmetter:
Gott ist gut.

Und der Hirtenknabe,
Schön wie Milch und Blut;
Singt gelehnt am Stabe,
Gott ist gut.

Auf mein Herz und schlage
Froh auch und voll Muth,
Jeder Pulsschlag sage:
Gott ist gut.

Die Schule.

Da ist die Schule des Dorfes, wo zwar nicht Vieles (Allerley aus allerley Gegenständen) aber das, was gelehret werden soll, gut gelehrt, und

folglich mächtig auf den Verstand, wie auf den Willen gewirkt wird. Es gilt da von dem Lehrer dieser Schule Alles, was von einem guten Lehrer gelten mag, der die ihm anvertraute Jugend fleißig unterrichtet, solche mit Liebe und Ernst zur Zucht und Dindnung anhält, und nicht bloß in, sondern auch außer der Schule, so viel er es vermag, über die Jugend ein wachsamcs Aug hat.

Was nun der gute Schullehrer lehrt und thut, das haben die Kinder nach der ausdrücklichen Willenserklärung ihrer Eltern so zu betrachten, als ob es auch von diesen selbst geschehe. Es ist da der Schullehrer, der die Stelle des Vaters, der Mutter, der Eltern vertritt; und der von den Eltern selbst dazu geberhen ist, an den Kindern mit ihre Stelle zu vertreten.

Auch muß die Schulstube immer rein und sauber seyn. Es duhet's der Schullehrer nicht, daß nur eine Scheibe am Fenster mangle, oder ein Nagel an der Wand, oder am Boden nicht recht eingeschlagen sey. Die Kinder dürfen ihm während des Lernens weder etwas essen, noch miteinander reden. Wenn es kothig ist, müssen die Schuhe vor dem Eintritte in die Schulstube wohl gereinigt werden. Die Kinder müssen täglich gewaschen und gereinigt seyn; sie dürfen nicht mit langen Nägeln an den Fingern, oder mit abscheulicher Unordnung und Unreinlichkeit in den Haaren erscheinen. Wo sie sich einander antreffen, müssen sie sich grüßen; es darf keins dem andern in die Rede fallen, so wenig als in dem Bege stehen. Wenn sie am Mittag und Abend aus der Schule gehen, muß eins nach dem andern vor ihm stehen, und ihm „Behüt' euch Gott“ sagen; dann sich: er ein Jedes von Kopf bis zu den Füßen an; und sie sch.n's an seinen Augen, wenn etwas an ihnen nicht in der Ordnung ist.

Wie sollten unsere Eltern, die den Schullehrer selbst so geehret, und ihn wie einen Theil von ihnen betrachtet wissen wollen, mit demselben nicht überall gemeinschaftl. die Sache machen? Sie thun es. Sie sind wo nicht die Vor- doch sicher die Mitlehrer ihrer Kinder. Und es müßte die Mutter im Hause gar sehr beschäft. get seyn, wenn sie sich nicht also bald bey den von der Schule heimgekommenen Kindern nach dem Wiedererlentem erkundigte; so wie auch die Kinder von den Eltern und Lehrern immer wieder zugleich dazu angehalten werden, daß ihnen aufgegebene fleißig zu lernen, sich in den begriffenen Lehrgegenständen durch eifriges Üben zu vervollkomm-

nen, und nach den Lehren der Religion überall ihren Sinn und Wandel einzurichten. Denn, sagen die verständigen Eltern, was hilft denn das Lernen, wenn es im Leben, bey'm Thun und Lassen immer einerley wäre, ob man etwas gelernt oder nicht gelernt hätte?

Die Hauschule.

Vorzüglich geben sich in unserm Dorfe die Großmütter gern damit ab, den Kindern (ihrer Enkeln) aus den eignen Erfahrungen ihres Lebens gute Lehren zu geben, sie vor Fehlern, wozu ihr Alter etwa am meisten geneigt seyn dürfte, mütterlich bittend zu warnen. Und man muß es da den einen und der andern Großmutter lassen, daß sie ihrer Lehrstelle gar gut vorzustehen weiß.

Der kleine Christel hatte aus dem Acker eines Nachbars, der noch dazu unter die Ackermeren des Dorfes gehöret, einige Erdäpfel gestohlen. Die alte Großmutter, schon durch längere Zeit bettelegig, und dem Sterben nahe, hört es, bittet ihren Sohn, ihr den Christel zu bringen, daß sie mit ihm darüber rede.

Der Vater thut es, und bringt ihn der Großmutter. Die Sterbende richtet sich auf, nimmt den Knaben bey der Hand; ihr mattes Haupt sinkt auf ihn herab.

Der Kleine weint: Großmutter! Was willst du? Du stirbst doch nicht? — Ach stirb nicht Großmutter!

Sie antwortet gebrochen: Christel, ja ich sterbe gewiß bald.

Mein Gott! ruft der Kleine, stirb doch nicht Großmutter!

Die Kranke verliert den Athem, und muß sich niederlegen.

Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen.

Sie erhohlt sich wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege.

Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter? sagt jetzt der Kleine.

Thu doch nicht so, antwortet sie; ich sterbe jetzt gern, und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Christel! wie ich mich freue, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich über mich nicht so betrüben.

Christel. Ich will mit dir sterben Großmutter, wenn du stirbst.

Mutter. Mein Lieber! Du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden, und wenn einst dein Vater alt und schwach seyn wird, sein Helfer und Tröster seyn. Gelt Christel! du wirst ihm folgen, brav werden und recht thun? Versprich es mir, du Lieber!

Christel. Ja Großmutter! ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Mutter. Christel! der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört Alles, was wir thun, und was wir versprechen. Gelt Christel! Du weißt das? und du glaubst es?

Christel. Ja Großmutter! ich weiß es und glaube es.

Mutter. Aber wo hast du denn die Erdäpfel her, wovon du gestern unter meinem Bette so verstohlen gegessen?

Christel. Verzeihe mir's doch, Großmutter? ich will's nicht mehr thun. Verzeih' mir's doch, ich will's gewiß nicht mehr thun.

Mutter. Hast du sie gestohlen?

Christel. (Schluchzend). Ja Großmutter.

Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Christel. Dem Nachbar, dem Maurer.

Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Christel! und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Christel. Großmutter! um Gottes Willen, ich darf nicht.

Mutter. Du mußt gehen, und Kind gehe doch gern. Du denkst ein andersmal besser daran, und um Gottes Willen, wenn dich schon lustet, nimm doch Niemanden etwas mehr.

Christel. Großmutter! ich will gewiß nicht mehr stehlen; wenn mich schon nach etwas lustet, ich will nicht mehr stehlen.

Du, sagst sie noch zu ihrem Sohne, geh' jetzt mit ihm, und sage der Maurers-Frau, daß ich sie auch um Verzeihung bitte. Sie haben das ihrige gar nöthig. Und wenn die Frau nicht so brav wäre, so würde es um ihre Haushaltung gar elend aussehn, und nicht wahr, Sohn, du arbeitest ihnen gern etmal etwas dafür, daß sie das ihrige wieder bekommen?

So sprechen die Mütter öfter, wenn sie ein Kind zum Guten ermahnen, oder vor einem Fehler warnen wollen.

Und weil denn solche Lehren immer so gelegentlich angebracht werden, wie es Zeit und Umstände, die verschiedenen Vorfälle, wie sie sich ergeben, mit sich bringen: so ist es zum Erstaunen, was solche Lehren oft für einen Eindruck machen.

Der Samstag.

Noch gibt es im stillen Dörflein einen Tag, an dem die Eltern noch mehr als sonst über das Wohl ihrer Kinder gemeinschaftliche Betrachtungen anstellen. Es ist dieß der Sonnabend, Samstag, wo längstens gegen den Abend hin beynah alle Väter zu Hause sind. Da versammeln die Eltern, nachdem sie schon vorher eins und das andere allein miteinander gesprochen, ihre Kinder um sich; und es nimmt da der ernstere Vater im Kreise der Lieben das Wort, und spricht zu ihnen: Kinder, Gott hat uns wieder zusammen diese Woche gesund erhalten, und uns das Unsrige reichlich beschert. Danket Kinder, Gott dem Gütigen, daß er so gut mit uns ist; und wenn wir auch fogar keine Noth leiden dürfen, so denket fleißig an die vielen Menschen, die es nicht so gut haben, und theilt gern, wo ihr es könnt, mit denen, die Mangel leiden.

Und die Kinder thun es mit Freuden, und bitten die Eltern selbst, daß sie von ihrem Abendbrode einem Armen etwas geben dürfen. Denn, wenn es gleich in unserm Dorfe keine Armut gibt, der es am Nothwendigen und am Broderwerb gebrähe, und welche Risimuth oder gar Verzeihung begleitet — und wie es auch in einem christlichen Dorfe gar nicht seyn soll: so gibt es doch Arme, Dürftige, wie es allezeit war, und überall seyn wird.

Nun kommt es auch noch zu einer besondern Untersuchung, wie sich die Kinder in der Woche betragen haben.

Die Kinder sehen einander an, und schweigen. Dann fragt etwa der Vater den Niklas, wie es mit dem Steinwerfen, wovon er gehört, gewesen wäre?

Und dieser muß denn jetzt selbst gestehen, wie er bey dem Spiele mit andern Kindern, dem einzigen Sohne eines Nachbars mit einem Steinwurfe, was er freylich gar nicht wollte, beynah sehr beschädiget hätte; worauf ihm der Vater noch weiter für jeden Fall das Gefährliche eines solchen Spielens mit Steinen vorhält, und von ihm das Versprechen in die Hand aufnimmt, ja nicht wieder sobald mit

Steinen zu werfen. Und unaufgefordert fängt Maria unter häufigen Thränen jetzt davon an: Wie ihr die Mutter aufgetragen hätte, auf das kleine Brüderchen wohl Acht zu geben, und wie sie es ins Gras hingeseht hätte, und darauf auf einige Augenblicke davon gelaufen wäre, und wie sie es jetzt selbst, wie ihr die Mutter gesagt, einsehe, welcher großen Unheil daraus hätte entstehen können. Vater und Mutter lassen es damit, weil sie die Reue des Kindes sehen, gut seyn.

Nun wird aber auch nach Lieschen gefragt. Und diese sagt sogleich, daß sie auch gar nichts wüßte, daß sie immer fleißig gearbeitet, der Mutter gehorsam, und auch mit den Geschwistern und andern Kindern nicht gezankt und nichts beschädigt hätte. Und es entgegnet der Vater: Ja wohl macht Lieschen immer viel Worte, und sagt und erzählt auch anderswo wieder, was sie zu Hause höret. Wie oft haben wir dir das schon verwiesen! Und doch hast du diese Woche wieder so viel ausgeplaudert. Oder sollten wir dich denn allemal vorher aus der Stube hinaus schaffen, wenn wir, deine Eltern, von Etwas zu reden haben, wovon wir nicht wollen, daß davon wieder überall erzählt werden soll? Kind, seht da der Vater mit verdoppeltem Ernst hinzu: es ist dieß eine häßliche und gefährliche Gewohnheit, wenn man so Alles, was man hört, wieder hinträgt, und wodurch Eltern, Nachbarn, und oft ganze Gemeinden fürchterlich untereinander gerathen. Hüthe, hüthe dich davor! Lerne du bey Zeiten dein Züngelchen zu bewahren, daß es nicht ein solcher Unglücksstifter werde. So reden die braven verständigen Eltern, und es lautet dann von Seite der Kinder zum Schluß Gebeth und Vorsatz wie folgt:

Lieber Vater im Himmel! du bist immer gut mit den Menschen, und auch mit uns bist du gut. Das Brod, das wir essen, und Alles, was uns unsere guten Eltern geben, gibst du ihnen, und sie geben es uns gern; und sie freuen sich über Alles, was sie uns geben können, weil sie uns so lieb haben. Darum wollen auch wir recht gut miteinander seyn, einander nichts zu Leide thun, sondern alles Gute, was wir können und mögen. Auf die Kleinen wollen wir fleißig Acht haben, daß unsere Eltern um so ruhiger ihrem Erwerb nachkommen können, und ihnen gehorsam seyn. Es ist dieß das Einzige, was wir ihnen für alle Mühe und Sorgfalt thun können. Dank dir lieber himmlischer Vater dafür, daß du unsern Vater diese Woche wieder

vor jeder Gefahr gnädig bewahret hast; Dank dir für alles Gute, das du den Eltern und uns erwiesen hast; verzeih' uns unsere Fehler. Und es betet insbesondere

Lieschen: Verzeih' mir, o mein Gott! meine alte Unart, und lehre mich meine Zunge im Zaume halten, schweigen, wo ich nicht reden soll, und behutsam und bedächtlich antworten, wo man mich fragt.

Niklas: Bewahre mich, Gott! vor meinem hastigen Wesen, lehre mich, mich in Acht zu nehmen, damit ich bey dem, was ich mache, und was um mich ist, Nichts beschädige und Niemand etwas zu Leide thue.

Maria: Es thut mir leid, mein lieber Gott! daß ich mein Brüderchen so leichtsinnig verlassen, wodurch gar leicht großes Unglück hätte entstehen können.

Darum ermahnen die Eltern wiederholt und bittend ihre Kinder, die erkannten und bekannnten Fehler alles Ernstes abzulegen, worauf dann das Gericht geredet ist, und das geringe Abendbrod mit Gebeth und Danisagung genossen wird.

Die Schule überall.

Indessen denke man ja nicht, als ob sich die braven Eltern des Dorfes mit dem Unterrichte der Kinder bloß auf die schon genannte Schule, oder das elterliche Haus beschränken wollten, sondern sie machen jedes Päckchen gern zu einer Schule für ihre Kinder. Sie hatten ersäunlich viel auf: die Schule überall. Und so wie der Meister der Schule die ihm anvertrauten Kinder nichts Böses lehret, und auch seine ganze Sorge darauf richtet, daß die Bessern von den Schlimmern nichts lernen: so machen es auch die Eltern. Es ist da ihr Grundsatz: Böses thun ist böß; aber Bößes vor Kindern thun ist zwey- und drey mal böß (wenn sich anders das abzählen und berechnen ließe). Darnach handeln sie. So wie sie es ihre Sorge seyn lassen, draußen ihre Grundstücke, die sie bauen wollen, von Unkraut zu reinigen, rein zu halten: so thun sie es auf dem Grund und Boden, dem jugendlichen Gemüthe ihrer Kinder sicher hoffend, daß auf solche Art das Gute mit Gottes Hülfe dort wie hier gedeihen werde. Es wirkt da das Wort frey und leicht, weil das Gemüth nicht schon vorher durch etwas anders dagegen eingenommen ist, und was da statt

Fünftes Kapitel.

Ihr Gottesdienst. 7

Der Sonntag.

In einem schönen Sonntags-Morgen, im Monate Junius, kommt der kleine Gottfried zu seinem Vater, dem Richter des Dorfleins, dem durch seinen öfteren Umgang mit den Herren Beamten auch vor den übrigen Gebildeten, und spricht (nachdem man am Tage vorher auf dem Felde recht geschäftig gewesen war) zu ihm: Vater, gehen wir denn nun nicht bald in die Wiese, das Heu umzukehren, und das trockne in runde große Schober zu bringen, und es dann heimzufahren? O wie freu ich mich darauf!

So redet der kleine Gottfried, und faßt dabei seinen Vater bey der Hand, als ob sie sogleich gehen wollten.

Aber der Vater antwortet: Nein, Gottfried, heute gehen wir nicht Heu zu machen, und arbeiten auch sonst nicht. Du weißt ja wohl, daß es Sonntag ist? —

Ist denn der eine Tag nicht so gut wie der andere? fragt der Knabe.

Ja wohl, sagt der Vater. Der eine Tag ist so gut, als der andere. Der liebe Gott läßt an dem einem wie an dem andern seine Sonne scheinen und regnen, und thut immer seine milde Hand auf und segnet. Bey ihm ist kein Unterschied in Tagen und Stunden. — Aber bey den Menschen ist es nicht so, und soll auch nicht so seyn. Denn wie dieser, und wie du ja schon weißt, aus Körper und Geist besteht, so ist da auch ein Tag in der Woche ausgeschieden, daß da der Mensch besonders treibe und pflege, was des Geistes ist. Ja, fährt der Vater fort, der Mensch soll, wenn er die Woche über gearbeitet hat, einen Tag ausruhen und nicht arbeiten. Es soll ihm dann von neuem recht deutlich und anschaulich werden, daß er nicht für die Erde bestimmt ist, die er bearbeitet, sondern daß er einer höheren Welt (dem Himmel) angehört.

Damit er in der Woche bey seiner Arbeit es nicht vergeße, soll er an jedem ersten Wochentage neuerdings und kräftig daran erinnert werden.

*) Festbüchlein von Krummacher.

haben mag, wo die Kinder zwar häufigen Unterricht erhalten, aber dabey auch gar nicht im Leben vor bösen Eindrücken verwahrt, sondern vielmehr denselben ganz frey gelassen werden. Nicht so ist es bey unsern Eltern. Schön wirkt da ihre Gewissenhaftigkeit auf die zarten Gemüther der Kinder, daß auch sie nur das wollen, was sie als recht und gut kennen. Die Gerechtigkeit, die sich an ihren Eltern offenbaret, ist ihnen Aufforderung, daß auch sie ihr Licht vor denen, unter denen sie sind, leuchten lassen. Und neben ihren fleißigen Eltern mögen sie auch nicht unfleißig, müßig sey; sondern sie setzen eine Ehre darin, zu seyn, wie ihre Eltern sind. Ordnung sehen sie im Hause überall, und so lernen sie auch selbst Ordnung lieben und üben, und gewöhnen sich daran, daß es ihnen sogar schwer seyn würde, unordentlich zu seyn. Nicht unzufrieden, klagend über ihre Lage und Umstände finden die Kinder ihre Eltern; und so fallen auch sie nicht darauf, immer nur von dem zu reden, was sie nicht haben können, und vielleicht auch nie bekommen werden; sondern sie lernen mit Wenigem bescheiden, genügsam zu seyn, wie es ja auch ihre Eltern sind. Denn, wenn die Menschen ungenügsam sind; so kommt das nebst den überspannten Vorstellungen, die sie sich von dem, was zum menschlichen Glücke gehören soll, machen, daher, daß sie durch das Beyspiel Anderer verdorben angesteckt werden. Dein Herz, das sich gern genügen läßt, wie viel ist das werth! Oder wenn den Kindern ihre Eltern zu Hause wie unter ihren Nachbarn immer als Freunde des Friedens und der Eintracht erscheinen, und die Kinder wohl selbst merken, wie die Eltern zuweilen, wo wohl eine Veranlassung zum Streit da gewesen wäre, aus Liebe zum Frieden nachgaben: wie sollen denn sie darauf kommen, mit ihren Geschwistern, Gespielen über jede Kleinigkeit sogleich Streit und Dank anfangen zu wollen? Wie muß sich der frohe heitere Sinn nicht auch der Jugend mittheilen? Oder wo sollte unter offenen freundlichen Menschen so leicht ein verschlossenes, tückisches, menschenfeindliches Wesen herkommen? Wie die Eltern des Dorfes es sind, so sind es auch die Kinder: offen, leutselig, genügsam, frieblich, gottesfürchtig. Denn es befinden sich ja die Kinder dieses Dorfes überall in einer guten Schule, worin sie so recht als würdige Mitglieder des Reiches Gottes erzogen werden. O seyd wie gesegnet, ihr würdigen Einwohner des stillen Dorfleins!

Dazu die Ruhe des Sonntags.

Indessen ist auch die Mutter mit den andern Kindern herbeugekommen, und nachdem die Kinder sämtlich in ihren Sonntagskleidern sind, geht der ganze Zug in den nahen Hausgarten. Da pflückt Hännchen einige Rosen und Nelken, und bindet sie für die Mutter zu einem Blumenkranz. Und Gottfried überreicht auf einem großen Blatt die ausgesuchtesten Erdbeeren dem Vater. So sind die Kinder vergnügt, als sie nun auch schon in einiger Ferne des Vaters Paul (des Vaters Bruder) gewahr werden, der sie freundlich grüßet und sich an die Gesellschaft anschließet.

Hännchen aber sagt: O wie ist es so schön, liebe Mütter, daß wir nun alle so beisammen sind!

Ja wohl, erwiedert die Mutter, das können wir nicht alle Tage. Da muß ich in der Küche, im Stalle, im Garten und überall herumspringen, und ihr seyd in der Schule, oder bey eurem sonstigen Tagwerke. Aber am Sonntage, da ist es anders. Es ist ein lieber freundlicher Tag, und fügt auch die Hausgenossen alle zusammen, so, daß sie sich unter einander, und die Felder und Gärten gemeinschaftlich beschauen, und sich über einander freuen mögen.

Diese Worte der freundlichen Hausfrau gefallen über die Massen, und es thut Paul, ein guter Sänger, den Vorschlag, ein Lied zu singen, das vom Sonntage also lautet:

Seht, aus des Himmels goldnem Thor
Tritt unser Feiertag hervor!
Der Tag des Herrn! — Sein Angesicht
Umstrahlt der Morgenröthe Licht.

Sey uns gegrüßt, du Tag der Ruh!
Den Müden hauchst du Labung zu,
Das frohlichstille Dörflein ruht
In deinem Schirm, und ist dir gut.

Willkommen uns im Festgewand!
Die Freude walt in deiner Hand,
Die Einfalt öffnet dir die Thür,
Und schmückt ihr stilles Hüttchen dir.

Wohl heißest du ein Tag des Herrn.
Er labte und erquickte gern
Den Müden, gieng so liebevoll
Umher im Lande und that wohl.

Du bist die Sonne, Tag und Bild!
Wie sie mit Glanz die Erde füllt,

So heüt dein holdes Angesicht
Der frommen Einfalt Freud und Licht.

Ein Engel Gottes, bringest du,
Der stillen Erde Fried' und Ruh,
Und schwebest auf der Himmelsbahn
Den Brudertagen froh voran!

O hebe du mein sehnend Herz
Zu jener Heimath, himmelwärts,
Einst, durch der Morgenröthe Thor,
Ein Engel, schweb auch ich empor.

Herrlich klinget der Gesang in dem etwas eingeschlossenen Garten und in den freyeren Herzen.

Die Bethenden.

Es reden die Erwachsenen noch weiters ein und das Andere vom Sonntage und Gebeth, wober nun die Rede selbst zum Gebeth wird, und lautet, wie folget:

Lieber himmlischer Vater, o laß uns deine Güte und Liebe recht vom Herzen empfinden, damit wir dir ähnlich werden an Güte und Liebe. Dann wird es uns, deinen Kindern, leicht seyn, deinen Willen mit Freudigkeit zu vollbringen, wie die Engel im Himmel deinen Willen vollbringen. Wie viel Gutes giebst du uns an jedem Tage! Alles, was wir haben und genießen, ist deine Gabe, du lieber, gütiger Vater. Obwohl wir es nicht verdienen, so thust du uns doch immer wohl, und erweistest uns lauter Liebes und Gutes. O möchten wir doch auch unsere Brüder, alle Menschen, so vom Herzen leben, wie du uns liebest und allen wohlthust. Laß uns mit jedem Tage wachsen in Allem, was dir wohlgefällt, und hilf uns alles Böse vom Herzen vermeiden. Du liebevoller, heiliger Vater im Himmel, erfülle, was wir mit kindlichem Herzen von dir bitten. Amen.

Darauf spricht die Mutter mit sanfter Stimme: Hab auch Dank, du guter Vater, daß du uns fromme und gute Kindlein gegeben hast. Erhalte da sie mit unschuldigen Herzen, und mache sie alle recht fromm und brav, und laß deine heilige Engellein sie bewahren vor aller Gefahr und allem Bösen. Amen.

O ja, liebe Eltern, rufen gerührt die Kinder, wir wollen gewiß fromm und gut werden!

Da nimmet der Vater die Kinder zu sich und herzt sie und spricht: Sehet, Kinder, nun hat der Vater geberhet, und die Mutter hat geberhet, und

ihre habt gebethet. — Darauf herzet die Mutter die Kinder auch, und umarmet sie.

Das Gotteshaus.

Es führet die Rede vom Gebeth und Aufschicken zum Kirchengehen, zum Gotteshaus. Und es spricht ferner der verständige Vater: Seht, unser Dörflein versammelt sich jetzt wie zu einem Familienfeste! Denn die Menschen sind ja alle Brüder und Schwestern unter einander, und Kinder Eines Vaters — so wie du und Hannchen unsere Kinder seyd.

Und darum, fällt hier Gottfried dem Vater in die Rede, heißt Gott auch der himmlische Vater.

Ja wohl, antwortet der Vater. Aber die Menschen vergessen das leicht. Daher kommt Bosheit, Neid und Streit und allerley Böses unter den Menschen. Das ziemet sich nicht, und ist nicht göttlich und christlich.

Damit nun die Menschen recht lebendig erkennen und inne werden, daß sie alle Kinder Eines Vaters und Brüder und Schwestern unter einander sind, kommen sie an jedem Sonntage zusammen in einem Hause, das besonders dazu eingerichtet, eingeweiht ist, und welches man deshalb Gotteshaus nennt.

Nicht als ob Gott hier ganz allein wohnte. Er wohnet nicht allein in Tempeln von Menschenhänden gemacht, sondern ist den Menschen überall und immer nahe. Aber weil die Menschen hier auch äußerlich und gemeinschaftlich zeigen und an den Tag legen, daß sie an Gott, als ihren gemeinschaftlichen himmlischen Vater, glauben, und mit Geist und Herz vor Gott sich als Kinder dieses Vaters, und als Brüder und Schwestern erkennen und lieben, und um Christi Willen, den wir als den Sohn Gottes hier als gegenwärtig anbethen: deswegen nennen wir die Kirche auch ein Gotteshaus.

Der Kirchengang.

Indessen ertönt jetzt von der Kirche her das einladende Glockenzeichen. Ueberall, und von allen Bergen und Wegen her zeigen sich freundliche Menschen, geschmückt nach ihrer Art, und sich traulich grüßend. Huldreich und sorgfältig führen die Mütter ihre Kinder, wie auch des Richters Hausfrau Hannchen an der Hand führt, während dem Gott-

fried, wie sich Etwas hümpelnd, gefleht an der Seite seines Vaters einherschreitet. Auch ist wohl schon die Kirche darnach, daß man gern und mit Freuden da hingehen mag: immer rein und wohl geweiht, die Altäre, die wenigen bedeutenden Bilder — Alles bis auf das geringste Kirchengeräth herab wohl und geziemend bewahrt. Im Ganzen ist es zwar da nicht das Wort, aber gewiß der Geist Davids, womit dieses Dörflein seiner Kirche zufließt. Wie verlangt uns, o Herr, nach deinem Hause! Wie köstlich ist es da zu seyn! wie herrlich da deinen Namen zu preisen. Und so ist denn auch schon Alles, ehe der letzte Glockenschlag verhallt, in der Kirche, und Alles an seinem Platze. Sie harren mit be-reiter Andacht des Heiligsten.

Messe und Predigt.

Unterrichtet von dem würdigen Seelsorger ist ihnen Messe und Predigt nur ein Ganzes. Sie betrachten und schauen da Jesum, den Sohn Gottes, wie er sich zur Tilgung der Sünden des Menschen und der Welt dem himmlischen Vater zum Opfer dargebracht, und lernen wieder von dem opfernden und lehrenden Priester, wie sie sich selbst immer mehr vor der Sünde bewahren, und zu einem würdigen und angenehmen Opfer dem himmlischen Vater darbringen sollen.

Das Gebeth für den Landesfürsten.

Und nie wird da an Sonn- und Feiertagen Gottesdienst gehalten, ohne daß nebst dem allgemeinen Anliegen des Volkes nicht auch im Gebethe insbesondere des Landesfürsten gedacht wird. Es geht da Niemand von der Kirche, bevor nicht das Gebeth für den Landesfürsten geendet ist, was der Seelsorger immer laut und vernehmlich spricht, und worauf erst der gewöhnliche Segen gegeben wird.

Gar zu gut weiß Jeder: daß ja auch das weltliche Regiment hier einen Theil des Reiches Gottes ausmache, und daß der Regent, der uns regiert, zu dieser Absicht Gottes Stelle an uns vertritt, und daß wir eben darum um gute Leitung bitten, und uns selbst durch Gebeth um so williger machen sollen, der guten Leitung gewissenhaft zu folgen. Laßt uns beten, heißt es aus dem Munde des Christenthums, für alle Menschen, zunächst für unsern Landesfürsten und Regenten, daß wir ein stilles ruhiges Leben führen mögen. (Fortsetzung folgt.)

Das Bild einer edlen Obrigkeit und würdiger Vorgesetzten jeder Art.

Unter der Obrigkeit sind sowohl weltliche, als geistliche Personen zu verstehen. Sie sind dazu bestimmt, theils die göttlichen Wahrheiten und Gesetze der Religion bekannt zu machen, und zu handhaben, theils die denselben angemessenen Gesetze der Kirche und des Staates auszuüben. Es ist also der obrigkeitliche Stand von großer Wichtigkeit, und es schreibt deswegen die christliche Religion mit Recht demselben einen vorzüglichen Dienst Gottes zu. (Röm. 13, 1. 4.) Erhaben, aber auch größtentheils sehr schwer sind die Pflichten der Obrigkeit. Sie umfassen Belehrung, Ermahnung, Aufmunterung, Stärkung, Belohnung und Trost; aber auch Warnung und Strafen. Leiten, ordnen, und überhaupt aus beglückenden menschenfreundlichen Absichten — beherrschen, das ist die Sache der Obrigkeiten. Dazu sind sie der Ordnung Gottes, und dem Willen des Landesvaters gemäß ange stellt. Sie sollen in dem theuern Vaterlande sorgen für das Wohl des Geistes und Leibes der Untergebenen, folglich vor allen Dingen für die Erkenntnis und Verehrung Gottes, ohne welche kein Glück des Vaterlandes denkbar ist, sodann auch für Wissenschaften und Künste aller Art. Sie sollen mit Weisheit und Einsichten, mit Menschenliebe und Beharrlichkeit ausgerüstet, zum Nutzen für Reiche und Arme, Vornehme und Niedere, Alte und Junge, wohl Unterrichtete und Unwissende, Gutherzige und Boshafte wirken. Wer fühlt nicht, daß wirklich dazu ein großes Maß von Kenntnissen, Liebe, Kraft und Geduld gehört? Wer kann es läugnen, daß der obrigkeitliche Stand nicht mit erstaunlich vielen und großen Schwierigkeiten, Leiden und Widerwärtigkeiten verbunden ist, von denen die andern Stände größtentheils ganz frey sind?

Ist es zu verwundern, wenn bisweilen Vorgesetzte unheiter, niedergeschlagen und verdrüsslich umhergehen? Doch, sie sollen ja nicht üble Laune über sich — herrschen lassen. Ohne leichtsinnig oder gefühllos zu werden, sey ihnen stets der Gedanke gegenwärtig: Wir leben in einer unvollkommenen Welt, und sollen es uns nicht fremden lassen, daß wir mit so vielen Schwachheiten, Mängeln und Bosheiten mancher Menschen kämpfen müssen. Nach und nach wird Alles besser werden. Vergleiche

nur die Denkungsart deiner Untertanen, mit der mancher deiner Standesgenossen in andern Orten oder Gegenden. Bedenke, daß manche derselben noch weit mehr Hindernisse zu überwinden haben, aber auch manche weit weniger, weil der Geist ihrer Untergebenen schon besser gebildet ist. Nun, daß Wachsthum in wahrer Aufklärung und Bildung des Herzens und Verstandes, soll und wird ja auch in deinem Wirkungskreise zunehmen. Thue nur redlich das Deinige, so viel dir zukömmt, und möglich ist. Diejenigen Orte oder Gegenden des Vaterlandes oder Auslandes, wo nicht mehr die Rohheit des Geistes herrscht, über die du bey deinen Untergebenen dich betrübest, war ehemals eben so groß, ja noch größer in den Orten und Gegenden, die jetzt Vorzüge haben. Was dort geschehen ist, kann und wird in deinem Wirkungskreise auch geschehen, du magst es erleben oder nicht. Laß nur nicht hoffnungslos Wuth und Hände sinken, denn dadurch würde es nicht besser, sondern immer schlimmer werden. Eine christlich-weise Obrigkeit, bekannt mit der väterlichen Absicht des Schöpfers: „daß die Menschen ihm immer ähnlicher werden, und von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern emporsteigen sollen“, verzweifelt nie an der Bervollkommnungsfähigkeit der Menschen. Verzweifeln die Obrigkeiten und Beamte sind nicht werth der überaus ehrenvollen Benennungen, die das göttliche Gesetzbuch der ganzen Welt ihnen zu ihrer Auszeichnung und Freude, aber auch zur Belebung ihres Pflichtefers beylegt. Hier sind die vorzüglichsten dieser trefflichen, sinnreichen Benennungen, die sowohl in den angeführten Stellen, als auch noch in vielen andern vorkommen.

1) Götter. (2. Buch Mos. 22, 8. 9. 28. Ps 82, 1. 6. Joh. 10, 34. 35.) Zwar ist jeder Mensch ein Kind Gottes, und folglich einigermassen das Ebenbild desselben, dessen beständiges Bestreben auf die Nachahmung des Allvaters gerichtet seyn muß; allein Obrigkeiten sind im besondern Verstande dieses Wortes verpflichtet, gottähnlich zu handeln, denn ihr Stand ist nicht von Menschen, sondern von Gott, sie dürfen nicht thun, was sie wollen, sondern was Gott will. Sie sind hochst

wichtige Werkzeuge desselben, die gleichsam seine Stelle unter den Menschen vertreten.

Dies werde doch nie von Obrigkeiten vergessen, sondern stets mit aller Demuth und Dankbarkeit gegen Gott, so wie in einem heilsamen Standesehrgeiz bedacht! Ferne wird dann bey ihnen Mißbrauch ihres Amtes und ihrer Würde, ferne Verachtung der Untergebenen seyn. Wie sollten sie verächtlich gegen diejenigen denken können, die mit ihnen einen und den nämlichen Herrn und Richter haben, den Schöpfer der Welten, der keinen Tugendhaften verachtet, sey er auch noch so gering?

Wie sollten sie diejenigen geringschätzen und beleidigen wollen, deren Zutrauen, Zuneigung und vollkommene Ergebenheit so wesentlich nothwendig sind, wenn sie mit dem gehörigen Nutzen für sie sorgen, und bey ihnen in tugendhafter Zufriedenheit leben wollen?

Ohne der Würde und den Rechten des Amtes etwas zu vergeben, wissen rechtsschaffene Vorgesetzte und Beamte durch weise, freundliche Herablassung, durch vorsichtige Gelindigkeit und Sanftmuth, durch aufrichtig theilnehmende klare Vorstellungen, unendlich mehr auszurichten, als der hochmüthige rauhe Wütherich mit allen seinem Volkern, Schreyen, Loben, Spotten, Schimpfen, Drohungen und Strafen.

Vernünftige Beamte strafen, gleich der Gotttheit, nur dann, wo wirklich vorsätzlich gefehlt worden ist, und nie zur Selbstkrache, sondern zur Besserung der Fehlenden und Gleichgesinnten, zur Handhabung der Gesetze, zum allgemeinen Besten. Sie strafen mit verschiedener Schärfe, nach Verschiedenheit der Übertretungen der Gesetze, also nicht gelinde bey großen, und nicht scharf bey geringen Vergehungen. Sie verstehen zu verzeihen, wo Verzeihung mehr nützt, als die öffentliche Strafe. Mit einem Worte, sie zeigen sich als wahre und würdige Nachahmer und Werkzeuge der Gotttheit.

2) Heilande und Helfer, weil sie Heil im Vaterlande verbreiten, Unheil beseitigen oder verhüten, und gerne Hülfe leisten sollen. (Buch der Richter 3, 9 — 2. Buch der Könige 13, 5.)

3) Väter. Welch ein bedeutungsvoller Name! Ein Name, der an die gewissenhafte Sorge und herzliche Liebe erinnert, welche Obrigkeiten ihren Untergebenen zu erzeigen haben, die ihnen gleichsam als ihre Kinder anvertraut sind. Obrigkeiten, welche als Väter die zärtlichen väterlichen Gefühle ge-

gen ihre leiblichen Kinder im Herzen tragen, sind desto weniger zu entschuldigen, wenn sie gegen ihre Untergebenen unwäterlich denken. (1. Buch Mos. 45, 8.)

4) Häupter. Ein Ausdruck, der anzeigt, daß Obrigkeiten sich an Güte des Herzens von keinem Untergebenen übertreffen lassen sollen, und daß ihnen hinreichende, immer mehr zu erweiternde Einsichten in ihren Geschäften, dringendes Bedürfnis ist. Das Haupt regiert alle Glieder; wenn es aber untüchtig ist, wie schlimm steht es dann mit diesen! (4. Buch Mos. 1, 16.)

5) Schilde, deuten auf den Schutz, welchen Untergebene mit Recht von ihren Vorgesetzten erwarten. (Ps. 47, 10. Jos. 4, 18.)

6) Hirten. Erete Wachsamkeit und Zuwendung immer größern Wohlstandes für Geist und Körper, und in Allem das leuchtende Vorgehen mit einem guten Beispiele, folgt aus dieser Benennung. (4. Buch Mos. 27, 17. Jes. 49, 19.)

Ein laut sprechendes Bild einer guten höchsten Landesobrigkeit ist der ruhmwürdige jüdische König Josaphat. Er sprach zu den Richtern, die er in jeder Stadt seines Reiches bestellte, die beherzigungswerthen, von seiner edlen Denkungsart zeugenden Worte: Sehet zu, was ihr thut! ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn, und er ist mit euch im Gericht. Darum lasset die Furcht des Herrn bey euch seyn, und hütet euch, und thut es, denn bey dem Herrn unserm Gott ist kein Unrecht, noch Ansehen der Person, noch Annehmen des Geschenke. (2. Buch der Chron. 19, 6. 7.)

Erfreulich und nachahmungswürdig ist die großherzige, rührende Handlung Samuels, da er im hohen Alter seine, mit strenger Gewissenhaftigkeit geführte Laufbahn als Vorgesetzter in seinem Volke endigend, die versammelten Häupter desselben anredete: Siehe, hier bin ich. Antwortet wider mich vor dem Herrn und seinem Gesalbten (dem Könige Saul) ob ich Jemandes Ohsen oder Esel genommen habe? ob ich Jemanden Gewalt, oder Unrecht gethan? ob ich von Jemandes Hand ein Geschenk genommen habe, und mir die Augen blenden lassen? so will ich es euch wieder geben. Sie sprachen:

Du hast uns keine Gewalt noch Unrecht gethan, und von Niemandes Hand etwas genommen. (1. Buch Sam. 12, 3. 4.)

Samuel hatte also, als ein rechtlicher Mann nicht solche Geschenke angenommen, mit denen man ihm die Augen blenden, und böse, ungerechte Absichten erreichen wollte. Wohl einem jeden Vorgesetzten, der es eben so macht! die Bürgerkrone trage sein ehrwürdiges Haupt! Doch etwas anders ist es, wenn Geschenke als Belohnung für besondere erlaubte Gefälligkeiten und Dienstleistungen gegeben werden. Diese anzunehmen ist so wenig verboten, als solche, die aus reiner Ehrerbietung, Liebe und Hilfsbereitschaft kommen.

Edelsinn der Obrigkeiten gegen die Guten und Glücklichen ist unnachlässige Pflicht. Man glaube nicht, daß man sie vernachlässigen, und sich selbst über essen dürfe. Dann kann sich leicht ihre Gesinnung und ihr Zustand ändern. Erhaltung und Erhöhung desselben muß unverrücktes Augenmerk seyn. Es gibt Obrigkeiten, welche in dem Wahne stehen, in der Gesellschaft und in der Behandlung solcher Untergebenen, die ihnen sehr geneigt sind, brauche man eben sogar sorgfältig nicht zu seyn. Diese wüßten ja Schwachheiten in Worten und Thaten zu gut zu halten, würden dazu still schweigen u. s. w. Nein! das ist weit gefehlt. Die Erfahrung bezeugt, daß schon mancher Ergebene auf diese Art abgeneigt und feindselig, mancher zu Lastern veranlaßt, und ins Unglück gestürzt worden ist. Und was soll man von Vorgesetzten denken, die mit neidischen, mißgünstigen Augen auf diejenigen Untergebenen sehen, welche auf gerechten Wegen zu größerem Wohlstande gelangt sind, als der ihrige ist? die sie verfolgen, um das Ihrige zu bringen wünschen? Ist wohl da auch nur ein Funke von Edelsinn zu erblicken, der doch immer gleich einer hellglänzenden Sonne leuchten sollte? Sich zu freuen mit den Glücklichen ist die Sache jedes guten Menschen. Neid und Mißgunst aber sind Schandflecken, welche die Würde der Vorgesetzten brandmarken, und durch die das Vaterland großen Schaden leidet.

Edelsinn haben die Vorgesetzten zu zeigen auch gegen die Boshaften und Unwissenden ihrer Untergebenen, denn welcher Vorzüge an Macht, Ehre und Einkommen wären sie wohl würdig, wenn sie nicht weit edler wären, als die Boshaften und Unwissenden, sondern mit verächtlichem Kleinfinne Böses mit Bösem zu vergelten, sich ein Vergnügen seyn

lassen? Schändliches, verderbliches Vergnügen! Ist wahr, gleichgültig kann es keinem gütendenden Vorgesetzten seyn, wenn er wahrnehmen muß, daß man taub bey seinen nützlichen Belehrungen, lässlich bey dringenden Warnungen, und rachebrütend bey den pflichtmäßigsten Strafen ist. Aber wer hilft es, deswegen die Hoffnung, die Geduld und den Fleiß aufzugeben? Es ist nicht zu läugnen, daß es rechtshaffenem, gewissenhaften Vorgesetzten sehr wehe thut, wenn man ihre wohlthätigen Unternehmungen nicht unterstützt, weil man, von ungegründetem Mißtrauen und Argwohne geblendet, Gift in Honigblumen sieht, und gewohnt ist, den Vorgesetzten nur unweise, eitle Veränderlichkeit, oder wohl gar Geiz, Betrügerey und Herrschsucht als Triebfedern ihrer Handlungen anzudichten. Aber wird etwas damit gewonnen, wenn man sich dadurch ermüden, und zu der nämlichen Denkungsart gegen jeden Untergebenen hinreissen läßt, die man doch an seinen Feinden verabscheuet? Empörend ist es für gefühlvolle Herzen, wenn die heilsamsten Gesetze des Landesherrn für den Unterricht in Kirchen und Schulen, in den Wissenschaften und Künsten, wenn die menschenfreundlichen Anstalten desselben für die Armen, Wittwen und Waisen, für verstümmelte, oder auf andere Art, ohne ihre Schuld dienstunfähig gewordene, treue, tapfere Vertheidiger des Vaterlandes, für die Gesundheit und Sicherheit, für die Aufnahme des Wohlstandes auch bessere landwirthschaftliche Einrichtungen, Thiere, Gewächse und Werkzeuge — so blind verkannt, verhöhnt, und mit dem eränderischen Sinne der Hölle, durch allerley Hindernisse, leider! nur zu oft entkräftet werden. Doch nur unweise und kurzsichtig wäre es von Vorgesetzten gedacht, wenn sie die Ausnahmen als Regeln ansehen, und nun gleich über die gänzliche Unmöglichkeit der Erreichung der Zwecke heilsamer Anstalten seufzen wollten. Man muß über dem Bösen nicht das Gute in seinem ganzen Wirkungsbereich übersehen, sondern das Letztere (besonders wenn man selbst viel dazu beygetragen, und schon süße Früchte seiner Arbeiten erlebt hat) sich zur Freude, zur Aufmunterung und Belebung des Amtsmuthes dienen lassen. Wer wegen den Aufstößen der Bosheit und Schwachheit alle Menschen für Nichtswürdige, Alles im finstersten Dunkel ansieht, der erschwert dadurch sich und andern das Leben. Er wandelt in Todengesüßten, und gönnet dem Lasterdien Sieg. So wird er, also unendlich weniger aus-

als der helldenkende Wahrheitsfreund, welcher ruhig urtheilet und richtig unterscheidet, auch wenn er noch so sehr gekränkt ist, auch wenn er sich verpflichtet sieht, scharf strafen zu müssen. Ungeheuerlich, Lügenhaftigkeit, Betrügerey und schändlicher Dank der Untergebenen sind allerdings sehr ärgerliche und angreifende Laster; nie dürfen sie aber dem Menne die Menschenliebe rauben, und Menschenhaß an seine Seite setzen.

Auch der Nichtswürdigste, der billig ein Gegenstand des Abscheus ist, muß immer auch noch ein Gegenstand der Liebe, das ist des Triebes zu bessern und zu beglücken seyn. Um es dir leichter zu machen, edel und pflichtmäßig gegen dergleichen Menschen gesinnt zu bleiben, und zu Werke zu gehen, um dich bey Fassung zu erhalten, und dein Gemüth zu stärken, so denke doch über die Quellen des Verderbens mancher deiner Untergebenen nach. Gehörst nicht auch du zu diesen trüben Quellen; so kann ja dein Gewissen ruhig seyn. Die Hauptquelle des Verderbens ist der Mangel an hinreichendem, zweckmäßigem und freundlichem Unterrichte der Jugend, sodann auch ungeredete und harte, oder doch unkluge und nachlässige Behandlung erwachsener Untertanen. Liegt also die Schuld an andern Menschen, an untreuen, untüchtigen Mitarbeitern, oder Vorgesetzten u. s. w., so spricht dich dein Bewußtseyn frey, und es bleibt dir nichts übrig, als mitleidsvoll die Verwahrloseten möglichst zu bessern, und dich zu hüten, daß nicht auch dich der Strom böser Beispiele mit hinreisse, weder von deinen Untergebenen, noch auch von deinen Standesgenossen, indem manche derselben nicht nur allein durch das oben erwähnte unedle Betragen gegen die Untergebenen, sie verderben; sondern auch noch durch schlechten unbilligen Lohn, bey welchem sich dieselben, da ihre Bitten um hinreichende Zulage haribergig abgewiesen werden, dann genöthiget sehn, zum Schaden ihres Herrn, ohne sein Wissen, von seinem Eigenthume Vortheile zu suchen, die oft weit mehr betragen, als die begehrte Zulage. Auf diese Weise sind schon Tausende, welche zu den besten Menschen gehörten, zu Betrügerin ihrer Herren, überhaupt zu Knechten des Lasters gemacht, und zu listigen, gewissenlosen Räubern aller Art gewöhnt worden. Es ist leicht zu denken, wie denn das Beispiel solcher Diener auf diejenigen wirkt, über die sie gesetzt sind, und so herab bis auf die geringsten unter dem Volke. Gleich der verheerenden Pest schleichen so Lug und Trug,

Besordhaltung und Untreue ein, und breiten ihre tödtende Kraft zum Erstaunen, und zum Beweinem aller Freunde der Ehrlichkeit und Ordnung, im Vaterlande aus.

Obrigkeit und Vorgesetzter zu seyn, welche ein erhabenes Loos! Lauterkeit belebe die Absichten aller! Die Liebe und Ehre des Königs der Könige, des Herrn aller Herren, die eigene Vervollkommnung und Versorgung, so wie die der dir vom Schöpfer anvertrauten Familie, die Zufriedenheit des Landesvaters und gerechter Obern, das Wohl des Landes, dem du angehörst, und der Untergebenen, — diese, und nur diese Gegenstände müssen den merkwürdigen Vorgesetzten bey allem seinem Ehn und Laffen leisten. Sie sind die strahlenden Sterne der Krone des Zieles, das stets vor den Augen ihm schwebet.

Er kennet und suchet nicht Trägheit und eitles Gepränge. Er achtet nicht Schwelgen, nicht Praffsen und blähende Hoffart. Er hasset die grausame Herrschsucht, deren Zweck bloß auf Unterdrückung gerichtet ist. Eine würdige Obrigkeit, ein, nicht nur am Verstande, sondern (was noch weit mehr ist) auch am Herzen genugsam aufklärter Beamter ist ferne von dem Gedanken der Unvernunft, daß Untertanen nur für den Vorgesetzten, nicht aber im gleichen Grade dieser für sie da seyn." Durch diesen ungeheuern Irrthum wird bey Vorgesetzten dem Geize, der Hartberzigkeit, der Selbstsucht, bey den Untergebenen aber dem Mißbergnügen, Ungehorsam, Aufruhr und allen Lastern Thür und Thor aufgemacht. Er reiche also dahin dieser Gedanke, woher er gekommen ist — in den tiefsten, schwärzesten Pfuhl unseliger Geister!

Ich halte es für sehr nöthig, daß nicht allein wirkliche Vorgesetzte jeder Art recht oft ihre Pflichten vom Neuen sich vorstellen, um stets im lautern und edlen Sinne dem Vaterlande zu dienen, sondern ich bin der Meinung, daß auch diejenigen jungen Leute, die dazu bestimmt sind, einst über Andere (seyen es viel oder wenige) zu herrschen, nicht oft genug an die Pflichten, Schwierigkeiten, Leiden und Gefahren, aber auch an die vielen reinen, erhabenen, herzlichen Freuden erinnert werden können, die ihrer in ihrem künftigen Berufe warten. Manche werden zu Führern des Volkes bestimmt, oder bestimmen sich selbst dazu, ohne auch nur einen einzigen Zug von dem Gemähde eines rechtschaffenen Vorgesetzten zu kennen, oder — zu wollen. Nichtig trifft das aus dem weissesten Wunde kommende

Sprichwort zu: „Mit welchem Maße ihr messet, mit dem wird euch wieder gemessen.“ Wünschest du, daß deine Untergebenen gegen dich gesinnt seyn sollen, wie es recht ist: liebevoll, ergeben, zutrauend, ehrerbietig, gehorsam, freudig mitwirkend bey deinen guten Absichten, und überhaupt treu und dankbar; so erfreue auch du mit solchen Gesinnungen diejenigen, welche dir vor-

stehen. Auf diese Weise bist du ein brauchbares glänzendes Glied in der heiligen Kette der Gesellschaft, ein würdiges Kind des Landes, eine Stütze der Menschheit, und groß ist einst dein Lohn an dem Throne der Allmacht.

Gottlob Oswald Ehlein,
Senior und Pastor zu Zauchtel bey Neutitschein in Mähren.

XXXIX.

Kurze Anrede ans Volk über das siebente Geboth. Zur Nachlesung und Beherzigung für Jedermann. Vom Pfarrer Bieder.

Es ist ein göttliches und menschliches Geboth: Du sollst nicht stehlen! Du sollst Jedermann lassen, was sein ist, und nicht begehren deines Nächsten Gut! Wer immer mit Vorsatz einem Andern Etwas entwendet, der ist ein Dieb. Beh dem, der sich beykommen läßt, Jemanden zu beschulen!

Der nächste Wege zum Stehlen ist das Naschen. Denn wer nascht, der stiehlt. Eltern! seyd nicht gleichgültig, wenn ihr seht, daß euch eure Kinder dieß oder jenes wegnaschen. Warnet und bestrafet sie dafür! Thut ihr das nicht, so erziehet ihr euch sichere Diebe.

Es ist gar nicht gut, wenn man vor Kindern oder Dienstbothen Geld, kostbare Sachen, wie z. B. Uhren, Ringe u. dgl., frey hinlegt und liegen läßt. Gelegenheit macht Diebe. Räumt ja dergleichen Dinge sorgfältig hinweg; sperret sie ein, und nehmt den Schlüssel zu euch. Ich sag' und wiederhole es noch einmal: nehmt den Schlüssel zu euch, und gebt ihn nie aus der Hand! Oft späht ihn der listige Knabe, oder der schlaue Dienstboth im geheimsten Winkel des Hauses auf. Genug, daß ich euch hier warne!

Ein Dieb ist aber nicht nur derjenige, der fremdes Gut an sich zieht; sondern auch der, wie immer verrügt, und dem Eigenthume des Andern einen Schaden zufügt. Wohlgermerkt! Ein Dieb ist jeder Mensch, der bey dem Verkaufe einer Sache falsches Maß und Gewicht gebraucht, der die Waaren aus Eigennutz oder Gewinnsucht vertheuert, der eine Sache, die er gefunden hat, geheim haltet, sich selbe zuergnet, und sie dem Eigenthümer, den

man doch wahrscheinlich erfragen könnte, nicht zurückschickt. Ein Dieb ist jeder Mensch, der Schulden macht, Sachen bey Kaufleuten auf Borg herannimmt, und sie dann nicht bezahlt, der das Ausertraute oder Ausgeliehene muthwillig verdirbt, der dem Nachbar vorsehlich sein Getreide, seine Wiesen und Obstbäume beschädiget, der einen Gränzstein verrückt, der falsche und ungerechte Prozesse führt, der es mit schlechtem Gesindel hält, und es zum Stehlen ermuntert, der gestohlene Sachen verhehlt, und den Diebstahl wie immer befördert u. s. w.

Treibt ihr daher mit einer Sache oder Waare einen Handel: so seyd gewissenhaft. Nehmt keinen übergroßen Profit, sondern begnüget euch mit einem billigen und erlaubten Gewinne. Denkt, daß oft blutarme Leute unter denen sind, die euch abkaufen. Laßt sie leben! Nehmt höchstens ein Weniges von ihnen, und erinnert euch an Sirachs Worte: Wenig mit Recht ist besser, als viel mit Unrecht.

Verfälschet keine Gewaare, kein Getränk, was zum Verkauf bestimmt ist! Seyd im Maß und Gewichte nicht zu genau; bedient euch auch immer des gerechten, von der Obrigkeit bezeichneten Maßes und Gewichtes. Schlechtes Maß, schlechter Credit!

Hat die Waare oder das Vieh, was ihr verkaufen wollt, einen Fehler, den nicht Jeder bald bemerkt: so seyd so ehrlich, und zeigt ihn dem Käufer an. Thut ihr das nicht, und es zahlt euch Jemand das fehlerhafte Vieh für ein fehlerfreyes: so begeht ihr einen schändlichen Betrug, und Gott wird euch einstens dafür hart strafen.

Uverbiethet Niemanden eure Waare! Denkt

nicht: Dieser ist reich; er kann schon zählen. Was geht euch sein Geld, sein Reichthum an? Der Reiche, so wie der Arme, sind nicht mehr schuldig zu zahlen, als was die Sache werth ist. Auch ist es sehr abschrecklich, wenn man junge unerfahrene Leute, die öfters die Waare gar nicht kennen, so wie jeden Andern, der leicht in hohe Preise eingeht, überschmüret, und sich so seine Schritte macht. Gebt Acht! So was thut man nur immer zu seinem Schaden.

Drücket Niemanden, der in der Noth ist, und verkaufen muß, seine Waare ab; er mag schon Jude oder Christ seyn! Urtheilet, was die Sache werth ist, und das zahlet! Es ist äußerst lieblos, einen Menschen zu zwingen, daß er sein Eigenthum halb verlieren muß.

Findet ihr einmal Geld, ein Stück Waare, oder was es immer seyn mag: so denkt nur nicht, daß es euch gehöre, und ihr's sogleich behalten könnt. Nein! Es gehöret nicht euch; sondern dem, der's verloren hat. Ihr sollt es also nicht geheim halten; sondern sagen, daß ihr was gefunden habt, und euch Mühe geben, damit es der Eigenthümer zurück erhalte. Ihr habt höchstens das Recht, für eure Ehrlichkeit eine angemessene Belohnung zu verlangen. Am besten thut man, wenn man das Gefundene sogleich dem geistlichen oder weltlichen Vorsteher überreicht, mit der Bitte, es mit der gehörigen Vorsicht bekannt werden zu lassen.

Kauft Niemanden Sachen ab, von denen zu vermuthen ist, daß sie entwendet oder gestohlen worden sind. Thut ihr das: so seyd ihr Schuld, daß fremdes Eigenthum verloren geht. Ihr hindert die gesetzliche Bestrafung schlechter Leute, und zieht euch dadurch schwere Verantwortung zu. Auch macht ihr euch des Diebstahls theilhaftig, wenn ihr gestohlene Sachen verhehlet, diebischem Gesindel Unterstützung gebt, und wie immer Vorschub leistet. Wäre nicht der Hehler, so wär' auch nicht der Stehler.

Macht euch ohne Noth keine Schulden! Kauft nichts, was ihr nicht auch bezahlen könnt. Borgt in Wirthshäusern, in Kramläden, bey Handwerkern nichts aus; denn Sorgen macht Sorgen. Gibt euch Jemand etwas zum aufbewahren, wie z. B. ein Kleidungsstück, oder Geräthschaften u. s. w.: so machet davon keinen Gebrauch; sondern stellt es unverfehrt, und in dem Augenblicke zurück, wo man es verlangt. Seyd ihr genöthiget, von einem Nachbar oder Bekannten was auszuleihen; so verderbt es

ihm nicht. Gebt es lieber heute, als morgen zurück, und laßt es ja nicht darauf ankommen, daß man euch erst mahnet.

Gränzeine, die euer Eigenthum von dem des Nachbarn scheiden, laßt unverrückt stehen. Sie waren von jeher den Völkern heilig; sie sollen es folglich auch uns seyn. Geiget nicht um einen Fußtritt Landes, der zwar eurem Acker bequem liegt; aber einem Andern zugehört. Ihr könnt viel Verdruß haben, wenn ihr ihn euch widerrechtlich zuignet. Machet keine neuen Wege über fremde Felder und Auen; befahret die Wiesen, Gärten und Pflanzungen eines Andern nicht. Sagt es den Curigen, daß ihr sie für jeden Schaden verantwortlich machet, den sie vorsehlidlich oder muthwillig einem Nachbar verursachen. Haltet auf euer Wort, und bestrafet jeden Frevel.

Fanget keine muthwillige, noch weniger widerrechtliche Prozesse an. Das Proceßführen ist überhaupt eine sehr gewagte, und meistens kostspielige Sache. Wer nicht muß, nimm sich ja dafür in Acht! Ein einziger unrecht geführter Proceß, kann meinen Gegner, wenn er ihn verliert, mit Weib und Kind, und vielleicht auf sein ganzes Leben unglücklich machen. Bedenkt, was dieß sagen will!

Mittel, um sich vor Diebstahl zu bewahren.

1. Habt Gott vor Augen, und scheuet geheime Sünden! Der Gedanke: Gott ist bey mir; er siehts, was ich thue; er kann und wird mich strafen, wenn ich meine Hand nach etwas Unrechten ausstrecke; dieser Gedanke verhütet sehr viel Böses, und schüthet den schwachen, bereits schon wankenden Menschen vor dem sündhaften Falle. Höret hier eine kurze Geschichte:

Ein junger Mensch kam in eine Stube, in der Niemand zugegen war. Es lag eine goldene Uhr auf dem Tisch, die ihm sehr gefiel: „Nimm sie!“ sagte ihm die böse Lust; „geh' schnell davon, und kein Mensch wird was gewahr werden.“ Nimm sie nicht! versekte das Gewissen; sie ist fremdes Gut, und Gott, der bey dir ist, wird deinen Frevel nicht ungestraft lassen. Die Uhr blieb liegen. Der junge Mensch verließ die Stube, und die Versuchung war überwunden.

2. Seht nie müßig, und nie wünschet euch ein träges, geschäftsloses Leben! Seht doch nur die

Leute an, die nichts thun wollen; was ist viel Gutes an ihnen? Man wird sicher ein Laugenichts, wenn man sich von aller Arbeit löst. Es kommt einem allerley Böses in den Sinn. Man sehnt sich darnach; greift darnach, und wird gewiß auch bald ein Dieb. Ein treffliches Verwahrungsmittel dagegen ist nun die Arbeit. Diese gewährt einen ehrlichen Erhalt, läßt Niemanden darben, und erstickt die sündhafte Begierde nach ungerechtem Gut. Ein frommer, ehrlicher Arbeiter schämt sich des Diebstahls, flieht ihn, und wird nie ein Dieb.

3. Erwäget endlich, daß es für euch ein großer

Nachtheil sey, wenn ihr vor der Welt ein so schändliches Wesen treibt, und Andere beschlet. Wo bleibt da der gute Ruf? wo der christliche Name? seyd treu, und ihr kommt aller Dingen ungehindert fort! Treue Hand geht durch's ganze Land. Auch muß der Dieb in beständiger Furcht seyn, um nicht ertappt zu werden. Er muß sich in Angsten niederlegen, und in Angsten wieder aufstehen. Er hat nirgend's Ruh!

Gib gur's Gewicht; brauch' rechtes Maß;
Sey immer treu; nimm Keinem was.

XL.

Gewitter = Gefahren.

(Fortsetzung vom vorigen Jahre.)

1. Hohe Gegenstände und Metalle leiten den Blitz.

Zu Grevenbach, (Herzogthum Jülich) schlug den 19 Juny 1725 Abends zwischen 8 und 9 Uhr, während der Andacht, der Blitz in die Kirche; er traf zuerst den Glockenthurm an dem Uhrblatte, fuhr längs der ungetähr 60 Schuh langen eisernen Zeigerstange ins Uhrwerk, von wo er weiter in einer schrägen Richtung durch die 6 Schuh dicke Mauer mit erschrecklichem Getöse in die Kirche drang. Nahe bey dem Durchgang der Mauer wurde der Rothgärber Gesell Witz vom Blitz erschlagen; mehrere, die nächst bey dem Verunglückten standen, wurden theils umgeworfen, theils, und zwar auf verschiedene und wundervolle Art, an ihren Köpern und Kleidern beschädigt. Besonders ist merkwürdig, daß dem Erschlagenen seine wollene Weste zerrissen, das Futtertuch unbeschädigt, das Hemd aber auf der Brust verbrannt war. Ubrigens hat der Blitz nichts angezündet. —

2. Hagel und Sturm.

Der 19 July 1815 war für die Gegend von Blauenstein, im Neograder Comit. (Ungarn), äußerst schrecklich. Es fiel nämlich Nachmittags um 4 Uhr ein Hagel von unerhörter Größe. In den Dörfern M. Kurtos und Pa-

Lojta fand man Schlossen von 5 Pfunden, und in Possonek von 1 Pf. 3 Loth. Menschen, Vieh und Vögel wurden getödtet, oder schwer verwundet; die Weinberge, Aecker und Bäume sammt ihren Früchten wurden vernichtet, und an den Häusern großer Schaden verursacht. Ein Bauer erhielt sein Leben nur dadurch, daß er alle seine Kleider auf den Kopf legte, und seinen Leib der Verwundung preisgab. In Gatz hob der Wind das ganze Dach eines ziemlich großen Gebäudes in die Höhe, und setzte es übers Kreuz wieder nieder.

3. Der Gewittersturm wüthet schrecklich. Es regnet Baumäste.

Am 30. Juny 1815 brach über Lemberg ein fürchterliches Gewitter aus. Ein heftiger Sturm bey dem heftigsten Regen, führte über die Stadt eine große Menge abgethener Baumäste, meistens theils Eichen, die ein elektrischer Wirbel entriß, in die höheren Lustregionen geführt, und dann ausgestreuet haben muß. Der Hagel, der, da das Gewitter am heftigsten wüthete, glücklicher Weise nur einzeln fiel, zeichnete sich durch seine Gestalt vorzüglich aus. Ein matter, völlig runder, und durchsichtiger Kern war in eine längliche, durchsichtige Eiskruste eingeschlossen, diese aber wieder mit Eiszellen bedeckt. Man zählte sieben Donnerschläge, da der

Blick einschlug, in Lemberg wurde aber Niemand beschädigt. Nicht so unbedeutend ist der Schade, den das Wasser anrichtete. Unbeschreiblich war die Gewalt, mit welcher der bey diesem Gewitter, vorzüglich an einzelnen Stellen entstandene Sturm- und Wirbelwind wüthete. So wurden in dem Cammeraldorfe Dubroftan bey 60 hölzerne Häuser zerstört. Im Orte Budzin wurde das Dach der Mühle abgerissen, und vom Sturme bis in die Gegend der dortigen Ansiedlung, in einer Entfernung von 15000 Klaftern getragen. In Czucio wurden die Dächer der meisten Gebäude abgetragen. In dem herrschaftlichen Garten zu Kadatycze wurden die Pflüschbäume mit der Wurzel ausgerissen, in die Höhe geführt und vom Sturm weiter getragen, ohne daß bekannt wurde, wo sie hingerathen sind. Mannsbüchle Eichen wurden theils gebrochen, theils in wirbelnder Bewegung sammt den Wurzeln aus der Erde gehoben. In den Waldungen der Herrschaft Bobrka wurden bey 4000 Stämme niedergelegt.

4. Bäume leiten den Blitz. Weidest sie bey einem Gewitter! *)

Herzogthum Nassau. Am 21. Juny 1815 Nachmittags um 2 Uhr, als bereits schwarze Wetterwolken donnernd vorüber zogen, gingen die beyden ledigen Töchter des alten Schullehrers Petermann zu Oberliederbach im Nassauischen mit einander in das Haserfeld, um daselbst für das Vieh ihrer Eltern Futter zu suchen. Allein kaum waren sie da, wo sie es zu finden glaubten, als das schwarze Gewölk, welches an den Höhen des Taunus über Kronberg und Königstein schwebte, sich in die Ebene des Mainz zu wälzen anfing.

Ein heftiger Regen, der aus den tiefgesunkenen Wolken stürzte, nöthigte die beyden Schwestern,

welche sich zu weit vom Dorfe entfernt hatten, um nach Haus zurückkehren zu können, einen Zufluchtsort zu suchen, den sie unter zwey nahe stehenden Nussbäumen zu finden glaubten. Kaum waren sie unter das unglückliche Schirmdach untergetreten, so stürzte sich ein fürchterlicher Wetterstrahl mit einem unerhörten Donnerschlag auf den Baum, unter welchen sich die älteste geflüchtet, und, wie aus der Wirkung des Blitzes auf ihren Körper zu schließen war, sich mit der linken Seite angelehnt hatte. Der Wetterstrahl war nämlich an einem starken Ast des Baumes herabgelaufen, hatte die Rinde daran, bis in die Gegend des Stammes, wo die Unglückliche sich angelehnt hatte, einen Fuß bereits abgeschält. Hier war die Bahn des Blitzes bis zur Erde auf einmal nicht mehr als zwey Zoll breit; wahrscheinlich weil der angelehnte menschliche Körper ihm zu einem zweyten Leiter diente: worüber denn auch die Beschaffenheit, in welcher die Unglückliche auf die von der Schwester gebrachte Nachricht von den zu Hüfte Entenden gefunden wurde, keinen Zweifel übrig ließ. Die oberhalb abgesprengte Rinde, hatte ihr nämlich drey tiefe Wunden, welche aber nicht tödtlich waren, in die linke Seite des Kopfs geschlagen; indeß der Wetterstrahl unter dem linken Arm und der Brust hin eine tiefe Furche eingebrannt hatte, von da über den Unterleib nach dem rechten Schenkel gelaufen war, und diesen Weg mit einem mehr als handbreiten Brandmahl bezeichnet hatte. Ueberdies hatte der Blitz ihr alle Kleider vom Leibe gesprengt, und dieselben dergestalt in Stücke zerrissen, daß nicht die geringste Spur ihrer ehemaligen Form daran zu erkennen war. In diesem Zustande brachte man sie halb erstarrt aber noch lebend nach Hause. Man wendete alle diensame ärztliche Mittel an, aber vergeblich, sie verschied nach ungefähr sechs Stunden unter den Händen der Aerzte, zum höchsten Jammer ihrer betragten Eltern, deren Hülfen und Stütze sie gewesen war.

*) National. Zeitung 33. Stück im August 1815.

Feuersgefahren durch Selbstentzündung.

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgang.)

1. **Beispiele merkwürdiger Selbstentzündungen durch Del, als Warnung vor Aehnlichen.**

Man brachte einen Ballen Pichtgarn, welches als eine Nachahmung des baumwollenen Garns aus Hanf gemacht worden war, von Birmingham nach Spalding in Lincolnshire.

Genes Garn kam mit inländischer Schifffahrt nach Trent, wurde zu Gainsborough nach Boston eingeschifft, und hier in eine Spalding'sche Barke ausgeladen, so daß es wenigstens einen Monat auf der Reise beharren mußte.

Als der Ballen mit dem Garn untersucht wurde, fand man, daß solches Del angezogen hatte, welches Küßöl zu seyn schien, so daß anstatt 120 Pfund, als dem wahren Gewichte dieses Garns, solches nun 150 Pfund wog. Allein man kannte die Zeit nicht angeben, zu welcher das Del damit in Berührung gekommen war.

Man legte den Ballen in ein Waarenhaus zu Spalding, woselbst er etwa 3 Wochen lang verblieb. Während dieser ganzen Zeit brachte ein Wächter des Besitzers des Waarenlagers, und ein Lehrling desselben jede Nacht dichte dabey zu, ohne daß sie jemals einen Geruch wahrnehmen konnten; obgleich der Ballen in der letzten Zeit seinen Standort oftmals wechseln mußte.

Endlich bemerkte man an einem Sonntage den 16. August, den Tag darauf, als man den Ballen wieder versetzt hatte, einen brennzlichen Geruch im Hause, welchen man jedoch um so weniger von dem gedachten Ballen ableitete, da der Wächter und der Lehrling die vergangene Nacht hindurch wie gewöhnlich in dessen Nähe geschlafen hatten, und an gedachtem Sonntage das ganze Waarenlager verschlossen war.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag aber, und zwar des Morgens gegen 3 Uhr, wurden beyde Wächter durch einen erstickenden Rauch aus dem Schlafe erweckt. Sie standen sogleich auf, und entdeckten, als sie die Thüre des Waarenlagers öff-

neten, daß der Ballen im Feuer stand, und völlig glimmend war. Glücklicherweise lag er nahe an der Thüre, wo die Güter eingenommen werden, so daß er leicht auf die Seite gestossen werden konnte, bey welcher Ortsveränderung er mit solcher Heftigkeit in Flamme ausbrach, daß diese das Holzwerk ohnfelbar ergriffen haben würde, wenn nicht Wasser bey der Hand gewesen wäre, womit man ihn begoß, so daß nur 4 Sträne vom Garn wirklich verzehrt wurden.

Eine andere Erfahrung solcher Art, hat hierauf der Esquire Herr Humfries, in Diensten der ostindischen Compagnie, beobachtet.

Als er eines Tages in das Arsenal ging, fand er seinen Freund, Herrn Golding, (Commissar der Vorräthe wegen einem Vorfall in großer Unruhe, der sich eine Nacht vorher zugetragen hatte.

Eine Flasche mit Leinöl war auf einer Taffe nahe bey einer Kiste stehen geblieben, die verschlossene rohe baumwollene Zeuge enthielt.

Während der Nacht war die Delflasche, wahrscheinlich durch Ratten, umgeworfen und zerbrochen worden, wodurch ein Theil des Dels in die Kiste auf die Zeuge gelaufen war.

Als die Kiste am Morgen geöffnet wurde, fand man die Zeuge bedeutend heiß, und zum Theil zu Zunder verbrannt, so wie auch das Holz der Kiste ein verkohltes Ansehen besaß.

Man überzeugte sich bald, daß hier eine Selbstentzündung durch das Del veranlassen worden sey, und ein darüber angestellter Versuch begründete dieses um so deutlicher.

Man benetzte nämlich ein Stück baumwollenes Zeug mit Leinöl, that solches in eine Büchse, und schon nach 3 Stunden fing es an zu rauchen, und zeigte bey der Eröffnung der Büchse einen verkohlten Zustand, so wie das Zeug; bey dem Auseinanderstellen in helle Flamme ausbrach.

Beide Erfahrungen geben einen Beweis, wie viel Vorsicht angewendet werden muß, wenn nicht auf solche Weise zufällige Feuersbrünste herbegeführt werden sollen.

Wollig
n der
o daß
ber
eit in
nfehl
r bey
ß, le
rzeit

ierauf
n da

ging
ummie
groß
hate.
Laf
rchie

wahr
rochen
Rille

fand
heil zu
Rille

Selbst
n sey
e dies

ollenes
e, und
und
ohnten
r schla

wie
nicht
bege

This image shows a page of handwritten musical notation on aged, yellowed paper. The page is numbered '280' in the top left corner. On the left side, there are fragments of text, likely lyrics, written in a historical German script. The main body of the page contains ten horizontal staves of musical notation. Each staff begins with a treble clef and a key signature of one flat (B-flat). The notation consists of various note values, including minims, crotchets, and quavers, connected by stems. There are also rests and bar lines visible. The ink is dark and somewhat faded, and the paper shows signs of age, including foxing and staining.

Die Wasserfahrt.

In schwabender Bewegung.

Im Thurm u. Grotte, zu Wasser, Luft, was Loci kunnit! wirt!

nicht zu Tunnich zu dem Ort im Fluß zu Laborszeit! So sing zu Wasser, sing

Chor.
sing zu Land, wirtel ist die Welt, gult ist im Land. So sing zu Wasser, sing zu

Land, wirtel ist die Welt, gult ist im Land!

2.

Gefagt, gethan, hier sitzen wir
 Vertraulich, Paar und Paar,
 Der rudert dort, der rudert hier,
 Schön fährt sich's so, fürwahr!
 Ha! lieblich tönt der Ruder = Schlag,
 Und blau schwimmt uns der Himmel nach!

Chor.

Ha! lieblich tönt der Ruder = Schlag,
 Und blau schwimmt uns der Himmel nach.

3.

Sanft wogt der Nachen auf der Fluth,
 Umzäunt von Wald und Flur;
 Die Welt ist schön, die Welt ist gut,
 Voll Segen die Natur!
 Trotz mancher Thräne, die hier fällt,
 Die Welt bleibt doch die beste Welt!

Chor.

Trotz mancher Thräne, die hier fällt,
 Die Welt bleibt doch die beste Welt.

4.

Zwar geht die Fahrt durch Krümmungen,
 Auch giebt es manchen Stoß;
 Was thut's? durch kleine Biegungen
 Macht man sich wieder los.
 Sic eunt fata hominum,
 Des Lebens Pfad geht auch oft krumm!

Chor.

Sic eunt fata hominum,
 Des Lebens Pfad geht auch oft krumm.

5.

Es engt sich oft die feuchte Bahn,
 Und drängt die Ufer nah,
 Bald aber breiter aufgethan,
 Liegt Bahn und Ufer da.
 Des Lebens Pfad engt auch sich oft,
 Doch breiter wird er unverhofft!

Chor.

Des Lebens Pfad engt auch sich oft,
 Doch breiter wird er unverhofft!

6.

Last dann der Wasserfahrt uns freu.
 Die Freud' ist unsre Pflicht,
 Was, sollten wir das Wasser scheun?
 Wir sind ja unflug nicht!
 Wir schwimmen hin, der Freude treu,
 Gottlob! wir sind nicht wasserscheu.

Chor.

Wir schwimmen hin, der Freude treu,
 Gottlob! wir sind nicht wasserscheu.

7.

Wie lieblich um uns Zephyr weht,
 Das Ufer grünt und lacht!
 Mit Blum' und Moos und Gras besät,
 Als wär's für uns gemacht!
 Und wahrlich! Alles, fern und nah,
 Daß wir's genießen, ist es da!

Chor.

Ja, wahrlich! Alles, fern und nah,
 Daß wir's genießen, ist es da.

8.

Seht! Luna's Silberschleier fließt,
 Schon um uns, zieht den Hut!
 Dankt ihr, ihr holdes Licht, sie gießt
 Es in die stille Fluth.
 Auf! schlagt die Ruder, daß ihr Glanz
 Sich widerspiegl' im Wellentanz!

Chor.

Auf! schlagt die Ruder, daß ihr Glanz
 Sich widerspiegl' im Wellentanz.

9.

So, lieber Nachen, gleite leicht,
 Sanft schaukelnd uns in dir!
 Bis wir der Wallfahrt Ziel erreicht,
 Dann landen freudig wir.
 Und danken Gott mit Jubelruf,
 Der uns auch diese Freude schuf.

Chor.

Wir danken Gott mit Jubelruf,
 Der uns auch diese Freude schuf.

Merkwürdige Lebensrettungen.

Zur Befestigung des Glaubens an die allweise, allgütige Vorsehung, zur Stärkung des Muths
in Noth und Gefahren. (Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

9. Vierte Rettung aus Wassernoth.

Am 23. August 1815 gehet der zu Mückershausen, bey Neukirchen in Hessen wohnende Herr v. S. . . mit seiner zweyten Tochter, einem Kinde von 6 Jahren, nach seinem Garten, um Bohnen zu pflücken. Das Kind trägt, freudig neben dem Vater hüpfend, ein kleines Körbchen, in welches die Bohnen gepflückt werden sollen. Sein Weg zum Garten fuhr über die Krenpf, welche durch den Regen jetzt stärker als gewöhnlich ist, und grade da, wo beyde über dieselbe auf einem Stege gehen müssen, hat sie eine tiefe Stelle. Mehrere Male war das Kind getrost über diesen Steg gegangen. Jetzt folgt es dem Vater und fällt, da es kaum die Stelle erreicht hat, ins Wasser. Der erschrockene Vater siehet das im Wasser verschwundene Kind nicht, springt sogleich ins Wasser, um es zu retten, findet es aber nicht, und das Wasser so tief, daß jetzt auch sein Leben in Gefahr ist. Er ruft um Hilfe. Ehe man's noch erwarten konnte, kommt ein Mann aus dem nahen Dorfe gesprungen, eilt ins Wasser, rettet das Kind auf Verlangen des Vaters, und steht dann auch dem Vater bey. — So werden durch diesen Mann beyde gerettet. Und wer war der Retter? „Der Landbauer Dippel, sagte mir Herr v. S. . . grade der Mann, mit dem ich bis dahin aus Mißverständnissen mehrere mir unangenehme Proceße hatte. Aus dem Wasser gestiegen, mein gerettetes Kind auf den Armen stiel ich nieder, und dankte Gott auf meinen Knien öffentlich, dann umarmte ich meinen Retter, verzieh ihm, und will jetzt alle Streitigkeiten niederschlagen, und die Kosten selbst bezahlen. Nie werde ich vergessen, was ich diesem Manne schuldig bin.“ *)

*) Aus dem Boten aus Cassel, eine Zeitung für den Bürger und Landmann Nr. 76.

National-Zeitung IX, 1815. S. 780.

1. Ein Zweytes von einem Lämmergeyer entführtes Kind.

Schon im vorigen Jahrgange (Nr. XXXIV. S. 219.) ward ein Beyspiel eines durch einen Lämmergeyer in der Schweiz entführten und geretteten Kindes erzählt. Hier ein zweytes Beyspiel aus demselben Lande.

Anna Zurbuchen, von Habern (im Bernischen Oberland), geboren im Herbstmonat 1760, wurde von ihren Eltern (Christen Zurbuchen und Magdalena Daubwalder) beym Heutrocknen und Einsammeln, auf ein entlegenes Gut, als bald dreijähriges Kind mitgenommen, und nahe bey einer Scheuer hingelegt. Bald entschlummerte bey der warmen Witterung das Kind; der Vater deckte ihm das Gesicht mit einem Strohhut, und begab sich an seine Arbeit. Mit einer Heubürde beladen, kam er einige Zeit nachher wieder zur Scheuer, sah nach dem Kinde, aber es war fort. Mit wahrer Seelenangst ward es alsogleich, aber vergeblich aufgesucht.

Während dieses Vorfalles ging ein Landmann (Heinrich Michel, von Unterseen, damaliger Gerichtswibel) von Delggau zurückkehrend, auf einem wilden Pfade dem Wägibach nach, wo er zu seinem großen Erstaunen ein Kind schreyen hörte; mit schnellen Schritten eilte er hin nach der Gegend des Schalles. Davon aufgeschreckt, erhob sich von einem Hütsch (kleine Anhöhe) ein Lämmergeyer, dahinschwebend über einen tiefen Abgrund. Auf diesem Hütsch fand nun der Bauer das Kind ganz am Rande des Abgrundes, in dessen Tiefe der Bach wild dahinbrause; nur eine kleine Bewegung und es hätte hinunterstürzen müssen. Es hatte dasselbe keine andere Verwundung, als an dem linken Arm und der Hand, so daß es bey diesen gepackt und fortgeschleppt worden seyn mußte; Schuhe, Strümpfe und das Köppchen waren verloren.

Die Freude der Eltern über die wundersame

Erhaltung ihres Kindes läßt sich leicht erachten. Dieser Vorfall ereignete sich den 12. July 1763. Der Gütsch, auf welchem dieses Kind gefunden wurde, ist von jener Scheuer, wo es schlammerte, um 1400 Schritte entfernt, und dieser Raum von dem sehr tief liegenden Graben und Bache durchschnitten. Seither wurde dem Kinde der Name Hammergeyer - Anni zugegeben. Etzkanzlerin ist sie an den Schneider Peter Feutiger, im Goldzwyl verheirathet, wo sie noch lebt, gesund und wohl ist. (F. N. Königs-Reise in die Alpen. Bern 1814.)

2. Der blutige Jessanak.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte in dem Königreiche Ungarn ein Prokurator, mit Namen Jessanak, der sich in seiner gerichtlichen Laufbahn als den geschworenen Feind aller Störer der öffentlichen Sicherheit auszeichnete. Er war Geschichtsverwalter auf verschiedenen weitläufigen Herrschaften. Hier ließ er jedem Räuber, von dem man nur die entfernteste Spur hatte, mit dem lebhaftesten Eifer nachstellen, und jedem Erkappten suchte er mit Strenge seinen verdienten Lohn zu verschaffen. Hierdurch, und weil er fast immer für jeden Uebertreuer die Todesstrafe ohne alle Gnade durchsetzte, keine Fürbitte anordnete, und keine Ausnahme gelten ließ, reinigte er nicht nur wirklich innerhalb einiger Jahre die seiner Gerichtspflege anvertrauten Herrschaften ganz von allem schlechten Volke sondern erhielt auch sowohl von diesen, als selbst von dem größten Theile des Publikums, wenigstens von dem gemeinen Haufen, den zweydeutigen Namen des blutigen Jessanak. Einst, als er, um herrschaftliche Gelder einzukassiren, über Land fuhr, und auf der Rückreise einige Tausend Gulden bey sich hatte, ward er, indem er über fremdes Gebiet fuhr, als er sich dessen am wenigsten verah, von einer ganzen Rottte bewaffneter Buschklepper umringt. Er suchte sich durch seine dargebotene Börse los zu machen; da diese aber ziemlich leicht wog, so schickten sich die Gauner nicht nur an, eine genauere Durchsuchung des Wagens vorzunehmen, sondern stießen auch bereits sehr fürchterliche Drohungen aus; als plötzlich ein junger Bursch mitten aus ihrem Haufen hervordrang, die nächsten am Wagen auf die Seite stieß, und ausrief: „Laßt den Kerl zum Teufel fahren, und verliert eure Zeit nicht bey ihm! Ich

kenne ihn, es ist der blutige Jessanak, und er führt sicher keinen Heller weiter bey sich“ — „Der blutige Jessanak?“ riefen alle, traten wirklich einen Schritt zurück, hielten aber den Wagen unringt, und sangen unter sich ein nicht gar zu tröstliches Gemurmel an. Endlich schrie einer von ihnen: „Wenn das Jessanak ist, so verdient ja der Kerl, er hat nun Geld veräußert oder nicht, wenigstens siebenfältig den Tod. Wie man den unsern Kameraden hat dieser saubere Herr auf seinem verdammten ehrlichen Gewissen.“ Schon züchten einige Messer; doch jener erste Fürsprecher trat abermals dazwischen, und sagte: „Laßt ihn seine Straße zihin, Brüder, und gebt euch mit ihm nicht ab. Er hat sich zwar allerdings an unsers Glücken oft verständiget; aber wer weiß, ob nicht, wenn wir ihn todtschlagen, noch ein schlimmerer an seine Stelle kommt. Er hingegen, wenn er sieht, daß wir so färtverlich mit ihm verfahren, wird sich hoffentlich auch gegen uns ändern. Auf jeden Fall hat der alte Fuchs weiter kein Geld bey sich, und was ist uns mit seinem Balge geholfen?“

Diese Fürsprache fruchtete. Unverletzt und unberaubt, nur nochmals ermahnt, sich für die Zukunft zu bessern, zog nun Jessanak seiner Straße. Jessanak fand viel Sonderbares in dieser Errettung; doch waren sechs oder sieben Jahre nachher verlossen, ohne daß Jessanak weiter an jenen Vorfall im Walde gedachte, und noch weniger sich dadurch in seinen etmal übernommenen Pflichten hätte irren lassen. Er fuhr fort, für die Handhabung der Gerechtigkeit, und für die öffentliche Sicherheit seines Vaterlandes zu wachen; als auf einmal eine starke Räuberbande in seiner von seinem Wohnorte ziemlich entfernten Gerichtsbarkeit entdeckt, überrascht, und größtentheils zur gefänglichen Haft gebracht war. Bey jenem Gericht erbat man sich auch Jessanaks Beylaub, und dieser war willig dazu, und stellte sich ein.

Im ersten Verhöre läugneten alle Eingezogenen, Etwas verbrochen zu haben; aber gleich nach demselben verlangte einer von der Bande mit dem fremden Beysißer allein zu sprechen, und Jessanak ließ ihn zu sich führen.

Sobald der Kerkermeister abgetreten war, rief dieser Bursche, und schüttelte die Fesseln an den Händen: „Wahrlich, Herr, Sie lohnen den Leuten schön, die sich um sie verdient machen. Es kostete mich einst Mühe genug, Sie bey dem Leben zu erhal-

ten; und jetzt, scheint es, werden sie ihre Mühe nicht sparen, und mir aus dem Leben hinaus Helfen."

Jessanak stuchte, sah den Menschen genau an und sagte: Wie? Warst du vielleicht —"

"Nun ja," versetzte er, „ich bin derjenige, der Ihnen in jenem Besche bey seinen Kameraden das Wort redete; glauben Sie nicht, daß ich den Großmüthigen und Uneigennütigen zu spielen Lust habe. Ich gestehe es frey, ich rettete Sie damals in der Hoffnung, daß Sie mich einst wieder retten könnten; damit Sie aber meinen geleisteten Dienst nicht allzu gering schätzen, so wissen Sie, mir war genau bekannt, wie viele Tausend Gulden sich in Ihrem Wagensitze befanden."

„Wie? auch das hättest du gewußt?"

„Vollkommen; ja auch jetzt vielleicht noch besser, als Sie selbst. Es waren sieben Beutel, und zwey davon mit Gold gefüllt. Ich machte damals den Kundschafter der Ubrigen. Ich hatte Sie Ihre Baarschaft einpacken sehen, und schwieg. Unläugbar sind Sie mein Schuldner; ob Sie nun zahlen wollen, steht bey Ihnen. Ich, von meiner Seite, habe Ihnen dieß, wenn nur bey Ihnen der gute Wille ist, nicht unmöglich gemacht; denn an meinen Händen klebt kein Menschenblut, und es ist also leichter, mir durchzuhelfen. Ich sah mehrmals morden; aber ich half nie mit, und setzte mich sogar, so oft ich konnte, dagegen. Nach fremder Habe ließ ich mich freylich nicht selten gelüsten; aber da müßten Sie wahrlich kein Rechtsgelehrter seyn, wenn Sie das nicht zu entschuldigen wüßten."

„Gut," nahm hier Jessanak das Wort, „ich will thun, was mir möglich ist, und darauf gebe ich dir Hand und Wort."

Seine Verheißung blieb nicht unerfüllt. Durch seine Vertheidigung, und als diese nicht ganz hinreichen wollte, durch seine Fürbitte, blieb von der ganzen Bande dieser Einzige, der einst sein Retter gewesen, am Leben, und kam mit einer sehr mäßigen Selbststrafe durch, während alle Andere mit ihrem Halse büßten.

3. Wunderbare Rettung aus Lebensgefahr durch einen Wollsaß.

Vor einigen Jahren fuhr ein Schiff, mit Wolle beladen, von Hamburg nach England. Der innere Raum desselben war so voll gepackt, daß man

ein Paar große Wollsäcke oben auf dem Verdecke ließen, die man mit Stricken festband.

Man fuhr mit gutem Winde ab, aber kaum hatte man das offene Meer erreicht, als sich ein heftiger Sturm erhob, der das Schiff hin und her schleuderte. Es bekam einen Leck, der so groß war, daß das einstürzende Wasser durch Pumpen nicht wieder heraus geschafft werden konnte. Es fing also an zu sinken.

Gerade oben auf dem Verdecke befand sich ein junger Schifferbursche; dieser hatte in dem Augenblicke, da das Schiff zu Grunde ging, und alle Mannschaft den nahen Tod in den Wellen mit Verzweiflung voraus sah, so viel Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes, daß er auf einen der großen Wollsäcke sprang, und schnell die Stricke, womit er festgebunden war, abschnitt.

Das Schiff wurde zertrümmert und versank in den Fluthen, nur er schwamm auf dem Wollsaße durch die schäumende, wildtobende Wogen.

Da der Wind von der Landseite herkam, so schien für den Unglücklichen noch fast gar keine Hoffnung zur Rettung zu seyn. Denn jeden Augenblick wurde er weiter in das unermessliche Meer fortgetrieben. Er ließ indeß den Muth nicht sinken, und suchte sein Leben so lange zu fristen, als es nur irgend möglich seyn möchte. Er hatte etwas Schiffszwieback in seiner Tasche, hiermit stillte er anfänglich seinen Hunger, aber dieser kleine Vorrath war bald aufgezehrt, und nachdem er zwey Tage und zwey Nächte auf diesem gefahrvollen Fahrzeuge ohne Rast und Ruhe zugebracht hatte, quälte ihn der schrecklichste Hunger. Da machte er ein Loch in den Saß, und zog von Zeit zu Zeit einen Büschel Wolle heraus, steckte ihn in den Mund, und sog die darin befindliche Fettigkeit aus.

So widerig und unzulänglich auch diese Nahrung war, so stillte sie doch in Etwas seinen Hunger, und schützte ihn vor völliger Entkräftung. Schon war die dritte Nacht vergangen, und er verlor nun den letzten Strahl von Hoffnung, sich gerettet zu sehen, und er überlegte eben, ob es nicht besser sey, sich in das Meer zu stürzen, als eines qualvollen Hungertods zu sterben, da zeigte sich ihm zu seiner unbeschreiblichen Freude in der Ferne ein Schiff, welches auf ihn zuzusegeln schien. Bald wurde ihm seine Rettung nicht mehr zweifelhaft; das Schiff segelte wirklich heran; die darauf befindlichen Leute wurden ihn gewahr, und setzten ein Boot aus, um

abzuholen. So wurde er endlich nach dreytägiger Todesangst gerettet.

Der Kapitain des Schiffes ließ sich seine wunderbaren Schicksale ausführlich erzählen, und da er durch das lange Fasten nur wenig Nahrungsmittel vertragen konnte, so brauchte man die Vorsicht, ihm anfänglich nur eine kleine Portion Schiffszwieback und ein wenig Wein reichen zu lassen. Dann mußte er sich schlafen legen. Er hatte einen langen erquickenden Schlaf; beym Erwachen wurde er wieder mit etwas Speise und Wein erquickt, worauf er wieder in Schummer versank. Durch diese abwechselnden Erquickungen von Speise, Trank und Schlaf ward der junge, von Natur starke Mensch in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt.

Gesund und munter trat er zu Hamburg ans Land, aber schon am folgenden Tage — so viel vermag die Gewohnheit an eine Lebensweise — schiffte er sich wieder zu einer neuen Seereise ein.

(Neue Berlinerische Zeitschrift. Januar 1812.)

4. Der Scheintodte. (Zwey Fälle)

Erster Fall.

Ein preussischer freywilliger Jäger wurde in dem Kriege 1814 krank nach Besoul, einem dortigen Kloster, gebracht. Man pflegte ihn mit ausgezeichneter Milde, aber er gab (scheinbar) den Geist auf.

Seine edle Pflegerin konnte sich nicht überzeugen von seinem Tode, und ließ ihn zwey Tage lang im Bette liegen; als mit einem Male durch einen Ueberfall der französischen Landstürmer die kleine Besatzung des Ortes sich entfernen mußte, und so blieb die vermeinte Leiche sich selbst überlassen.

Als die wilden Schaaren weg waren, kümmerte sich die Gutmüthige sogleich um den vermeinten Todten, den man auch weiter nicht gemißhandelt hatte. Noch immer überzeugt, daß er nicht wirklich todt seyn könne, suchte sie, mit Unterstützung eines Wundarztes, Alles anzuwenden, was ihn ins Leben zurückrufen könnte; aber vergebens! bis er einige Stunden später ganz von selbst wieder ins Leben zurückkam, und dadurch der Warmherzigen für ihre auf ihn gewandte Sorge und Mühe den schönsten Lohn gab.

Der Wiedererwachte hatte Alles gesehen und gehört, was mit ihm vorgenommen worden war; er hatte die Angst vernommen, in der seine Pflegerin sich befand, als alle Hülfe vergebens angewendet zu

werden schien, ohne ein Zeichen des Bewußtseyns von sich geben zu können. Er lebt jetzt noch und ist gesund.

Merkt auf!

Abermals ein warnendes Beyspiel, Menschen, die nur dem Scheine nach todt sind, nicht gleich für wirklich todt zu halten, und nicht eher zu begraben, als bis die untrüglichen Kennzeichen des wahrhaften Todes eingetreten sind. Das untrüglichste unter allen ist die wirklich mit einem stinkenden Geruch eintretende Fäulniß des Körpers, oder der letzte Grad der Verwesung. Vor derselben treten aber erst zwey andere Grade der Verwesung ein, die man auch schon als sichere Kennzeichen des wirklichen Todes betrachten kann, nämlich:

1) die saure Gährung des Leichnams, welcher dann einen sauern Geruch verbreitet. Befeuchtet man ein Stückchen Holz mit äzendem Ammonium-Liquor, und nähert es dem Körper an verschiedenen Stellen, so vereinigt sich der saure Dunst des Leichnams mit dem Dunste des Ammoniums, und es entstehen nun sichtbare Dämpfe.

2) Die ammoniakalische Gährung im Anfange der Fäulniß. Man bestreicht ein Hölzchen mit konzentrierter Essigsäure, hält es über die Leiche, und der aus der Leiche kommende Dunst des Ammoniums wird sich mit den Essigdünsten vereinigen und ebenfalls sichtbare Dämpfe bilden, zum Beweise, daß der zweyte Grad der Verwesung schon eingetreten ist.

Zweyter Fall.

Wie leicht von Ermattung erkrankte Soldaten in Lazarethen unter die Todten gerathen und lebendig begraben werden können, beweiset nachfolgendes Beyspiel der Rettung eines solchen Unglücklichen — Im Monate Januar 1814 mußte der Unterofficier, Fourier Jasser, vom 2ten Ostpreussischen Infanterie-Regiment, bey dem damaligen Vordringen der Armeen im Lazareth zu Gießen krank zurückbleiben. Die Familie, bey der er einquartirt gewesen war, hatte diesen braven, stillen und bescheidenen Krieger lieb gewonnen, und erkundigte sich fleißig nach seinem Befinden bey dem königlich preussischen Oberchirurgus Hildebrand. Eines Tages, Morgens um 10 Uhr, meldete dieser sein Absterben. Die darüber

bezeigte Betrübniß dieser guten Menschen bestimmte den, ebenfalls aus guter Bekanntschaft für den Fournier doppelt sorgsam gewesenen Arzt, bey seinem Lazareth = Besuche, Nachmittags um 3 Uhr, den ganz zugebedekten Verbliebenen, welchen man unter die Todten in eine kalte Kammer gelegt hatte, und mit solchen zu beerdigten im Begriffe stand — noch einiger Aufmerksamkeit werth zu halten. Es scheint ihm, als ob die Leiche noch nicht ganz kalt sey, und er versucht daher Kampfer-Einreibungen auf der Brust und am ganzen entblößten Körper, nebst andern Belebungsmitteln, und nach 3 Stunden gelingt es ihm, seinen guten Bekannten wieder ins Leben zu rufen. Der Erwachte ging schon im folgenden Monate mit einer Truppe Genesener zur Armee, hat allen hernach erfolgten Gefechten, der ersten Einnahme von Paris, am 31. März 1814, in seinem Regimente beygewohnt, und ist mit demselben 1815 nach Frankreich — also schon zweymal wieder froh und gesund durch Sießen gezogen.

Dieses Beyspiel beweiset, wie sehr in großen Militär-Hospitälern allen Officianten die größte Sorgfalt zu empfehlen sey, um traurige Fälle des Lebendigbegrabens zu verhüten. *)

5. Ein Pudel rettet zwey Menschen das Leben.

Am 19. July Nachmittags 1815 wusch zu Wien in der Gegend der Kaffeehäuser am Eingange der Jägerzeile, ein Mann eben seinen Pudel, als plötzlich ein großes, dickes Weib aus einem Waschschiffe in die Donau stürzte. Da kein Schiffsfahrtskundiger in der Nähe war, so sprang dieser in jener Kunst ganz unerfahrene Mann, sammt seinem Pudel in einen kleinen Nachen, und erreichte das Weib glücklich, welches sich auch kräftig an ihn anklammerte. Bald aber bemerkte er, daß das Weib zu schwer sey, und ihn aus dem Gleichgewicht bringen würde. Er ließ deshalb dieselbe aus, und war nun, da er durch diese Anstrengung das Übergewicht bekam, selbst in Gefahr in die Donau zu stürzen; da fühlte er sich von rückwärts mit Riesenkraft gehalten, (das sind seine eigenen Worte,) wobey der Rockschoß seines tuchenen Fracks zerrissen wurde, aber des starken Futters wegen noch haltbar war. Durch diese Hülfe wieder zur Besinnung ge-

bracht, faßte er das Weib neuerdings, und rettete es glücklich. Viele Gäste in den Kaffeehäusern waren Augenzeugen dieses schönen Bespiels von Hundestreue. Nun eilten mehrere zu dem Nachen, worin sich das Weib bereits befand, und brachten beyde ans Ufer, während der Pudel munter hinter dem Schiffchen seines geretteten Herrn nachschwamm.

6. Gefahr und Rettung aus Wassernoth.

Am 1. Januar 1816 Abends 7 Uhr war ein Theil des Donau Eisstoßes gegangen, und hatte von der Brücke zu Deggen Dorf *) 5 Joche weggenommen, und am zweyten früh wurden Unfälle getroffen, den noch stehenden Theil der Brücke abzutragen. Kaum hatte man nach 12 Uhr damit den Anfang gemacht, als Einige bemerkten, daß sich das Eis bey dem obern Währ bey Fischerdorf, am linken Donauufer los mache. In dem Augenblicke, als sie es mit dem Rufe, der Eisstoß geht! den übrigen bekannt machten, setzte sich auch das an den Brückbäumen angelegte Eis in Bewegung, und warf zwey Joche mit allen darauf befindlichen Menschen um; es waren 19 Personen. Man denke sich die Verwirrung und das Geschrey der Verunglückten und Erschrockten! Einige waren schon untergegangen, andere schwammen auf dem Wasser, einige lagen auf dem Holze der umgestürzten Brücke. Man eilte zur Rettung herbey, die mit Gottes-Hülfe so glücklich gelang, daß Niemand ums Leben kam, und gefährlich beschädigt wurde. Rückwärts standen noch drey Joche von der Brücke, auf denen sich 39 Personen befanden, diese sahen das traurige Schauspiel mit an, und konnten nicht von der Stelle, denn auf der einen Seite hatte das Eis eben jetzt, auf der andern Seite in der gestrigen Nacht die Brücke weggerissen. Unbeschreiblich war das jammernde Schreyen und Rufen der auf diesem Brückenstücke von beyden Ufern Getrennten. Dießseits konnte man ihnen nicht zu Hülfe kommen, weil das Eis das Landungsufer verschoben hatte. Die jenseits herbeykommenden Schiffer kletterten auf den Brückbäumen herauf, und die zu nächst auf der Brücke stehenden Personen entschlossen sich schnell sich hinun-

*) Ein bayrisches Städtchen von etwa 400 Häusern, die Vorstädte mitgerechnet, am linken Donau-Ufer, mit einer hölzernen Brücke über den Strom. Dief ist die dritte von Regensburg abwärts.

*) Nationalzeit. XII 1815. S. 1039.

ter zu lassen. Es drängten sich aber so viele hinzu, daß das Schiff beynabe untergegangen wäre, und sie nicht alle aufnehmen konnte.

Die noch auf der Brücke Zurückgebliebenen riesen immer ängstlicher, da die Gefahr ihnen immer näher kam. Die braven Fischerdorfer wagten sich aufs Neue, nahmen noch 11 Personen in ihr Schiff, und fuhren geschwind auf ihre Seite; und letztere mußten nun auf der Donau ihr Schicksal erwarten. Denn kaum waren die Fischerdorfer von der Brücke weggefahren, so stürzte das Eis die Brücke um, und sie mußten bis St. Erasmus (beyläufig 600 Schritte von der Brücke abwärts am jenseitigen Donauufer) dem Strome folgen. Dort erwarteten die Leute auf dem Eise stehend, das Schiff, um es mit Hacken und Stricken heraufzuziehen. Eben hatte man die Menschen auf dem Schiffe herausgebracht, als es sich auf dem Eise festsetzte und umgedreht wurde. Das augenscheinliche Wunder der rettenden Hilfe Gottes ist nicht genug zu preisen. Die Geretteten haben schon mehrere fromme Gelübde gethan.

7. Zweyte Rettung aus Wassernoth.

Ein dreyjähriges Kind der Pachtmüllerin in der Reina-Mühle zu Gotha, im Herzogthum Sachsen, spielt (am 15. Januar 1816) oberhalb des Mühlgrabens am Wasser, fällt in den Graben, wird im Gerinne mit fortgerissen, über das Mühlrad hinweggeschleudert, und schwimmt für todt im Graben fort. Schon nahte sich der kleine Leichnam dem Theil des Mühlgrabens, der noch mit einer dicken Eisdicke überzogen war, und gerieth es unter dieselbe, so war es sicher verloren, als der Besitzer der Mühle, Kaufmann Katterfeld, es gewahr wird, und rücksichtslos auf seine eigene, schwächliche Gesundheit in den Graben springt, das Kind ergreift, und der jammernden Mutter bringt. Die Be-

hungs-Versuche, welche sogleich angewendet wurden, hatten einen glücklichen Erfolg, und das Kind hat von dem ungeheuern Sturz über das überschlächtige Wasserrad keine Verletzung erhalten, sondern läuft wieder lustig herum, und sein Retter freut sich des Bewußtseyns, einem menschlichen Wesen das Leben erhalten zu haben. *)

8. Dritte Rettung aus Wassernoth.

Joseph Prochaska aus Böhmen, welcher als Zimmergeselle im Markte Regen im Unter-Donaukreise in Bayern, in Arbeit stand, verunglückte am 20. Juny 1815 bey dem Baden im Regenflusse, und wurde von dem zu seiner Rettung herbeugeeilten Strickergesellen, Heinrich Höttlinger, nur mit vieler Mühe als scheinodt aus dem Wasser gezogen. Es verstrich eine halbe Stunde, bis man dem Verunglückten die nöthige Hilfe leisten konnte: dessen ungeachtet gelang es den vereinten Bemühungen des königl. Landgerichtsarztes Doktor Gier, des Landarztes Pscheidel, und des Baders Schmidt zu Regen, unter der thätigen Mitwirkung des königlichen Landgerichts, nach zwey Stunden lang fortgesetzten Rettungsversuchen, den tieffschlummernden Lebenskeim zu wecken, und den Verunglückten durch ihre thätige und einsichtsvolle Hülfsleistung so vollkommen wieder herzustellen, daß derselbe einige Tage nachher von Regen abreisen konnte. Für dieses menschenfreundliche und zweckmäßige Benehmen ließ der König von Bayern von genannten Personen, die zur Rettung mitgewirkt, die Allerhöchste Zufriedenheit und Ihr Wohlgefallen durch eine Bekanntmachung vom 7. November öffentlich zu erkennen geben. **)

*) National-Zeitung I. 1816. S. 74.

**) National-Zeitung XII. 1815. S. 1040.

XLIV.

Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung.

(Fortsetzung vom vorigen Jahre.)

1. Unglück durch Wasser. (Zwey Fälle.)

Erster Fall.

Am 17. März 1815 ließ der Wirth in Oberrieden, zwischen Allendorf und Wickenhausen in Hessen, zwey Fässer Bier aus dem jenseits der Werra gelegenen Dorfe Walthausen holen. Der Schiffmann nimmt bey dem Überfahren nicht allein die zwey Fässer, sondern ladet auch noch Gerste und andere Sachen auf das kleine Schiffchen, worin noch sieben Menschen waren. Da durch das Regenwetter die Werra stark angeschwollen war, so schlug auf der Mitte des Stromes das Schiff um, und Alles, was sich auf demselben befand, ging zu Grunde. Nur ein einziger Mann hat sich durch Schwimmen gerettet; auch der Schiffmann fand seinen Tod im Wasser. Einer der Verunglückten, ein Handelsjude aus Wickenhausen, hinterläßt eine Frau mit 7 Kindern.

(Nat. Zeit. IV. 1815. S. 283.)

Zweyter Fall.

Obnerachtet zwey Einwohner des Dorfes M** in Siebenbürgen gewarnt wurden im Februar 1816, über den, wie es schien, dicht gefrorenen Altfluß zu gehen, der dort schon ziemliche Breite und Tiefe hat, so, daß er mit kleinen Schiffen und Flößen befahren werden kann, auch Schiffbrücken trägt: so ließen sie sich doch von ihrem Wagensüß nicht abhalten. Vom Ufer an war die Eisdecke wirklich felsenhart. Wie die beyden Männer aber sich der Mitte näherten, knackte plötzlich das Eis, brach, und beyde verschwanden unter dem Wasser. Alle Rettung war vergebens.

2. Unglücksfälle wegen vernachlässigter Kinder = Aufsicht.

Erster Fall.

In Groß-Borsla, unweit Eschwege in Hessen, kam ein kleines Kind aus Unvorsichtigkeit um sein Leben, indem seine Mutter einen Kübel voll Covent (Nachbier) in der Stube zum Abkühlen stehen hatte, und ihr Kind, das eben zu laufen an-

fieng, allein in der Stube ließ, um ihre häuslichen Geschäfte zu besorgen. Wie sie wieder in die Stube trat, war das Kind in das heiße Bier gestürzt und jämmerlich um sein Leben gekommen.

(Nat. Zeit. IV. 1815. S. 284.)

Zweyter Fall.

Am 28. Februar 1815 trug sich in Eschwege in Hessen folgender sehr trauriger Vorfall zu. Der Schönfärber Rothe ließ drey Schweine schlachten, wozu hier gewöhnlich Freunde und Bekannte eingeladen werden, die zum Überflusse auch ihre Kinder mitbringen, so, daß sich oft über dreyßig Personen einsinden, um sich lustig zu machen, wie bey einer Hochzeit. Hier hatte man den Kindern eine besondere Stube im Hinterhause zu ihrem Spiele und Vergnügen eingegeben, wobey des Färbers zweyjähriges Mädchen den andern Kindern zur Aufsicht empfohlen worden war. Die erwachsenen Kinder aber gehen aus der Stube heraus, und überlassen das kleine Mädchen seinem Schicksale. Die Stube war im zweyten Stockwerk, wo der Eigenthümer auf dem Gange eine kleine Oeffnung angebracht hatte, um den Dampf von dem unten im Hause stehenden Kessel dadurch abziehen zu lassen. Das Mädchen begiebt sich in Abwesenheit der andern Kinder aus der offen gelassenen Stube, kommt zu der Oeffnung, und stürzt hinunter in den Kessel, wo man eben das Fleisch von den Schweinen zu den Bürsten kochte. Zum Unglück war gerade die Mutter von dem Kessel weggegangen. Wie man das Mädchen vermiste, so ahnete man gleich ein Unglück, das ihm wiederfahren seyn möchte, und suchte es mit Händeringen in allen Ecken des Hauses, aber vergeblich. Endlich giengen zwey Männer nach dem kochenden Fleischkessel, untersuchten denselben, und fanden darin das unglückliche Kind.

(Nat. Zeit. IV. 1815. S. 282.)

3. Unglück durch unvorsichtige Spiele der Kinder.

Erster Fall.

Zu Bischhausen, einem Dorfe unweit

Eschwege in Hessen, verlor der dasige Schul-
lehrer Bettenhausen ein Kind, dem man aus
Unvorsichtigkeit eine kleine Kupfermünze zum Spie-
len gegeben hatte, welche es verschluckte und sogleich
daran erstickte.

(Nat. Zeit. IV. 1815. S. 283.)

Zweiter Fall.

In dem Dorfe Theissen, bey Zeitz, ereig-
nete sich 1815 folgender Unfall. Ein Kind, dessen
Eltern abwesend, saß vor der Hausthür und hielt
Blumen in der Hand, womit es spielte. Als die
Eltern des Abends zurückkehrten, fanden sie dasselbe
krank. Man bemerkte, daß Blätter von Tulipanen,
die es zerrupft hatte, herumlagen. Unstreitig hatte
es die Kerne davon gegessen. Am andern Tage
war es todt. Wie gefährlich ist es für Kinder, mit
manchen Blumen zu spielen! *)

4. Unglück durch Unvorsichtigkeit bey der Arbeit.

Am 25. September 1815 Nachmittags waren
drey Einwohner von Rimbach (Großherzogthum
Hessen) beschäftigt, Sand zu graben. Da nun,
wegen dem auf der Oberfläche sich befindenden Lehmbodens,
sehr tief untergegraben werden mußte, um
Sand erhalten zu können, so verlor das überhängen-
de Erdreich seine Haltung, und verschüttete die Ar-
beiter durch seinen Einsturz. Der eine, Heinrich
Michel, Vater von sechs, größtentheils noch un-
mündigen Kindern, wurde an allen Theilen des
Körpers durch die ungeheure Masse zerschmettert,
leblos aus dem Schutte hervorgezogen, der andere,
Heinrich Schuster, erhielt starke Contusionen an
der ganzen rechten Seite des Körpers, vorzüglich
aber am rechten Knie, und ist noch nicht außer Le-
bensgefahr; der dritte, Sebastian Fehr, wurde
nur am Knöchelgelenk des rechten Fußes beschädigt.

5. Der Organist, Stooff, im Markte Marienburg in Siebenbürgen erfriert am Altflusse.

Sonntags, am 18. Februar 1816 ging Stooff
nach der Vesper, in das etwa eine Viertelstunde von
Marienburg entfernte, jenseits des Altflusses,
über den hier eine hölzerne Brücke führt, gelegene

hungarische Dorf Fürstenburg ober Hidveg
genannt. Die Witterung war sehr rauh, und ein
dichtes Schneegestöber verschneite und verdeckte au-
genblicklich jede Spur des Weges auf dem Felde.

Stooff wurde gewarnt, und von seinen An-
gehörigen gebethen, er möchte doch in dem gar
schlechten Wetter sich nicht auf den gefährlichen Weg
machen. Allein nothwendige Bestellungen, die er
für die kommende Woche in jenem Nachbardorfe zu
machen vorgab, machten jede Vorstellung, jede
Warnung fruchtlos. Er ging. Ungefähr um 11
Uhr in der Nacht machte er sich auf, nach Hause
zurück zu kehren. Eine Person, mit der er noch ein
halb Seidel Branntwein getrunken hatte, bat ihn
stehentlich, er möchte doch in dem fortdauernden
stürmischen Wetter sich nicht auf den Weg machen.
Auch hier waren alle Bitten vergebens. Jene Per-
son begleitete ihn bis an die Altbrücke, und sah ihm
nach, bis er über dieselbe gegangen war, dann
konnte sie ihn nicht weiter sehen, und kehrte also
nach Hidveg zurück.

Stooffs Frau und Kinder warteten den gan-
zen Abend, die ganze Nacht hindurch vergeblich auf
ihn. Nach Anbruch des Tages wurde der kleinere
Sohn desselben zu Pferde ausgesandt, den Vater
aufzusuchen. Nach langem Suchen kam er mit der
Nachricht zurück, sein Vater sey nirgends zu finden.
Nun ahndete man das Unglück, fand ihn aber nir-
gends, bis am dritten Tage erst, wo der Richter
des Marktes, Georg Stephani, der Schwie-
gervater Stooffs, der mit mehreren Menschen aus-
gegangen war, ihn zu suchen, unweit der Alt-
brücke seitwärts eine Spur entdeckte. Als man
diese verfolgte, fand man Stooff auf einer kleinen
Erhebung der Erde steinhart gefroren, und obgleich
sonst die Erde mit hohem Schnee bedeckt war, fast
ganz unbedeckt vom Schnee, weil wahrscheinlich der
Wind von der Anhöhe und auch von seinem Körper
denselben abgeweht hatte. Es wurden zwar sogleich
Versuche gemacht, ihn wieder zu beleben, aber ver-
geblich. Vielleicht wäre es eher möglich gewesen,
wenn er über und über eingeschneit, und nicht so bloß
der, an jenen unglücklichen Tagen grade höher, als
an irgend einem andern der bisherigen Wintertage
dieses Jahres in diesen Gegenden, nämlich bis etwa
13 Grade unter dem Gefrierpunkte, nach Raumwär-
gestiegenen Kälte ausgesetzt gewesen wäre. Er hatte
übrigens nicht einmal einen Pelz an, sondern nur
ein Dverkleid von hiesigem groben Landtuche.

*) Nat. Zeit. 33. Stück im August 1815.

6. Vergiftungen.

1) Durch Bier.

In Pfarrrkirche, einem ansehnlichen Marktflecken in Bayern, hatte eine Brauerwitwe einen Brauknecht im Dienst, dem ein Sud Bier umschlug. Dieser Oberknecht erzählte gelegentlich unter andern einem Materialisten (eine Art Krämer, die Hausiren gehen), es sey ihm die Fatalität begegnet, daß sein Bier nicht helle werden wolle. Der Materialist sagt ihm, daß dies ja öfter geschähe; er wollte ihm da bald helfen, und ihm etwas geben, daß das Bier wider klar machen würde. Der Brauknecht gebraucht das Mittel. Das Bier wurde zwar helle; aber 13 Personen, die davon getrunken hatten, starben; mehrere a dere Personen wurden krank, einige davon genasen wieder, andere kränkelten fort. Der Materialist und der Brauknecht sind unter der Zahl der Gestorbenen, und man hat noch nicht herausbringen können, woraus die Mischung bestand. Einige behaupten, es wäre Spießglas und Bilsensaamen gewesen &c.

Der Anfang der Krankheit zeigte die nämlichen Symptomen wie das Faulfieber. Auch die Genesenen oder die nur sehr wenig Kranken, klagten fortwährend über Schmerzen und Unbehagen in den Gliedern. Das Unglück hätte noch größer werden können, wenn man allen anwesenden Gästen, unter denen gerade an diesem Tage zu einem Pelzelschießen, wie man es in jener Gegend nennt, verschiedene Fremde waren, von diesem Bier gegeben hätte; aber jene gefährliche Mischung war nur in ein Faß geworfen worden, und man gab dieß Bier unter dem Namen als Herrenbier nur den angesehensten Gästen: bis die traurigen Wirkungen des helle gemachten Biers sich zeigten.

Die übrigen gemeinen Leute bekamen gemeines oder trübes, jedoch unschädliches Bier. Veranlaßt durch dieses traurige Ereigniß, schreibt ein Freund noch folgendes: „Viele Braumeister, die das Bierbrauwesen kaum halb verstehen, mischen allerley Mittel, Kräuter, Pulver und Wurzeln unter das Bier, theils um dem Biere Lauter- und Klarheit zu geben, oder wenn das Bier sauer wird, demselben die Säure zu beschmen oder zu mildern.

Da sie weder die Natur ihrer zu brauchenden Mittel, noch die Wirkungen derselben einsehen, und überhaupt von der Naturlehre nichts verstehen, so können solche angewendete Mittel der Gesundheit

des Menschen nicht allein schädlich, sondern sogar tödtend werden. Man hat ein ganz neues Beyspiel dieser Art in der Nachbarschaft. Einem Braumeister muß der Gebrauch solcher Mittel nicht nur unter der Strafe der Dienstentlassung, sondern mit Androhung empfindlicher Leibesstrafe ernstlich verboten und öfters untersagt werden.“

2) Durch Quacksalberey-Kur.

Folgendes höchst traurige Ereigniß einer durch ein Quacksalber-Mittel erfolgten Vergiftung wird gemäß Befehl des königl. General-Commissariats des Unter-Donaukreises vom 25. Jänner 1815 öffentlich zur Warnung bekannt gemacht:

Den 22. März ist Rosalia Mackler, Dienstmagd bey Anton Pfell, Bauer in Ederlstorf, königl. Landgerichts Wegscheid, Nachts um halb zwölf Uhr eines plötzlichen Todes gestorben, und die Untersuchung hat ergeben, daß dieser schnelle Tod als Folge einer von der Mackler um 10 Uhr Abends des nämlichen Tages genommenen Portion Medizin statt gefunden hat, durch welche Medizin, bestehend aus einer starken Schwefelsäure, die Unglückliche vergiftet wurde.

Dieselbe hat diese Medizin von zwey Tyrolern erkaufte, welche sich am 21. März, als Tag vorher, mit verkäuflichen Arzneyen im Dorfe Ederlstorf befunden, und sowohl an die Dienstmagd Anna Maria Bäuerin, als an den Bauer Anton Pfell selbst 4 Gläser Medizin verkauft haben, bey deren chemischer Untersuchung sich zeigte, daß die Grundlage der Medizin in zwey Gläsern ebenfalls aus Schwefelsäure (Vitriolöl) besteht, nur etwas verdünnter, als in jenem Glase, woraus die Mackler eine Portion nahm, und wovon sie starb.

Man warnt daher die diesseitigen Amtsuntergebenen von den höchst verderblichen Marktschreyerkünsten solcher Landstreicher, Tyroler, Delträger, überhaupt Individuen, welche zur Ausübung des medizinischen und chirurgischen Faches nicht berechtigt sind, oder denen eine solche Ausübung nicht förmlich zugestanden ist, und die Pseudoherren genannt werden, Leute, die schon so zahllose Unglücksfälle anrichteten, und wird nach wie vor auf dieses heillose Gesindel unablässig die genaueste Amtspfliche halten, den Käufer so gut wie den Verkäufer und Verbreiter solcher schädlicher Arzneyen empfindlich strafen, und alle Maßregeln in Anwendung

Wesen, welche die bestehende allerhöchste Verordnung zur Verhütung ähnlicher Unglücksfälle vorschreiben.

7. Unglück durch einen Fall.

Am 17. September 1815 stürzte zu Reichau in Schlesien ein 13jähriges Mädchen, Anna Elisabeth Krapp, rückwärts von einem beladenen Heuwagen auf den Kopf. Von diesem Augenblicke an verlor sie, von den Rehenspitzen an bis zum Kasse hinauf, alles Gefühl und alles Vermögen, ein Glied zu regen. Man konnte sie drücken und stechen, ohne daß sie das Mindeste empfand. Sie behielt ihr Bewußtseyn und ihre Sprache, und klagt nicht über den mindesten Schmerz. In diesem Zustande starb sie am zweyten Tage, den 19. September. (Ohne Zweifel war durch das Herabfallen vom Wagen das Rückenmark verlegt, das Gehirn aber unbeschädigt geblieben; bey welcher Voraussetzung sich das Bewußtseyn und das Vermögen zu sprechen mit der gänzlichen Gefühllosigkeit, und die Möglichkeit, ein Glied zu regen, vollkommen erklären lassen.)

8. Durch Gewehr.

Schießgewehre sollen immer mit Vorsicht gebraucht und aufbewahrt werden, und sind besonders und manchen Händen sehr gefährlich.

Erstes Warnungs-Beyspiel.

In unserer Nähe hatte die Frau Churfürstin von der Pfalz einen geschickten Forstmann wohnen. Lange blühte seine Familie, und hatte immer sehr wackere Waidmänner. Der Dienst ging vom Großvater herab bis auf einen Enkel, der in den Zeiten des französischen Krieges diese nicht mehr vortheilhafte Stelle verließ, und nach Hungarn in die Wälder eines Magnaten versetzt wurde. Unser Förster erbte von seinem Vater einen alten Jägerburschen, der es in seinem Leben nicht weiter bringen konnte, als das zu bleiben, wozu ihn die Natur und seine geringe Fähigkeit gestempelt hatten. Ueberdies lebte unser alter Anton sehr den Brantwein; dieser war sein einziger Tröster bey den vieljährigen Beschwörden seines mühseligen Geschäftes. — Sein guter Brodher war von der Unmöglichkeit überzeugt, ihm dieses Uebel abzugewöhnen, und fort konnte er ihn, den im Dienste er-

grauten Anton, nicht schiken, er wäre verhungert; aus Mitleiden behielt er ihn. Einst kam er nach Hause, von Schnee und Regen von außen, und von Brantwein von innen durch und durch benezt; er wollte sein scharf geladenes Gewehr, wie er und viele Jäger zu thun gewohnt sind, an das Zapfenbrett herunterwärts hängen, — manche hängen es aufwärts, und beydes ist immer mißlich — statt es in der Brücke anzuhängen, kam er mit dem Drücker an den Zapfen, das Gewehr ging los, und die scharfe Ladung auf wilde Gänse zerschmetterte ihn den ganzen untern Fuß.

Bis die nöthige Hülfe der Chirurgen herbey kam, war auch schon der Brand, wegen Antons äußerst verdorbenen Säften da; er wollte sich den Fuß nicht abnehmen lassen, und starb bald an den Folgen dieses Schusses. Wenn ein solches Unglück einem alten Practiker begegnet, der vielleicht 60 Jahre mit dem Gewehr umging, um wie viel mehr haben nicht alle diejenigen, die weniger damit umzugehen wissen, alle Vorsicht nöthig, um keinen Schaden zu leiden.

Zweytes Warnungs-Beyspiel.

Eine andere, noch gräßlichere Geschichte, trug sich diesen Winter zu N. a. d. H. zu. Zu einem vornehmen Manne kam seines Bruders Tochter, ein hoffnungsvolles artiges Mädchen von 10 bis 11 Jahren. Der Mann hatte in seiner Studierstube hinter dem Schrank in einer Ecke sein scharf geladenes Gewehr stehen, mit welchem er Tags zuvor auf dem Anstand auf Gänse gewesen war. Zwey französische Buben, ein sehr braver, aber auch ein leichtsinniger Junge, welche das Gymnasium in N. besuchten, kamen auch in das Haus, wo das Mädchen eingelehrt war; sie befanden sich in dem Zimmer, wo das Gewehr stand; der leichtsinnige Junge mit seinem unruhigen Blute nahm das Gewehr, und exercirte damit; sein bessere Bruder warnte ihn lange vergebens. Er wollte einigemal Feuer auf das Mädchen geben, welches da saß und strickte, und inständig bat, das Gewehr weg zu thun; er hörte aber nicht auf, nahm das Gewehr unter den Arm, und sagte: siehe, so lauft man den Sturm, und lief auf das Mädchen los. Im Laufen ging durch den Druck des Arms das Gewehr los, und der ganze Schuß dem Mädchen ins Herz; zu allen Deffnungen sprudelte das Blut heraus — Der leichtsinnige Bube schloß das Gewehr hin, lief

zum Mädchen, und hielt mit seiner Hand die Wunde zu; über diesem Bestreben sank das gute Kind tod vom Stuhle herab auf den Boden — Der so oft und vergebens gewarnte Bube floh, über und über mit Blut bespritzt, fort, und versteckte sich den ganzen Tag; er suchte wirklich den Tod, und fand ihn nicht, bis ihn des Abends der Nachwächter am blutigen Flügel erwischte, und heimführte.

Drittes Warnungs-Beispiel.

Ein Prediger hatte nur einen einzigen Sohn, einen talentvollen Jungen von acht oder neun Jahren, der viel versprach, und gut erzogen wurde. Der Vater hatte sein mit starkem Hafenschrott geladenes Gewehr auf den Speicher, oder neben die Treppe in eine Ecke gestellt, wo er nicht glaubte, daß es sein Söhnchen finden würde. Ein Nachbarsjunge von gleichem Alter kam oft zum Besuch. Diese zwey wollten auf den Taubenschlag gehen, und fanden das Gewehr. Der Predigersohn stand auf der Treppe einige Stufen höher, und weiter unten sein Freund; sie hatten das geladene Gewehr auf einer Stufe der Treppe stehen, und ersterer wollte oben in den Lauf sehen, indeß der andere unten am Hahn zerrte; das Gewehr ging los, und zerschmetterte dem armen Jungen die Hirnschale. Man ließ die geschicktesten Aerzte, und unter ihnen auch einen der größten jetzt lebenden Anatomen, den Prof. Ad von Heid kommen; man zog die Splitter heraus, das Kind hatte noch einige Tage sein Bewußtseyn, das Gehirn trat sprudelnd hervor, und — das gute Kind starb unter den schrecklichsten Verzuckungen, und raubte seinen Eltern alle Lebensfreuden auf immer.

Viertes Warnungs-Beispiel.

Viele junge Leute, selbst Schulbuben, haben jetzt allenthalben Schießgewehre. Unsere gute Polizei hat denselben schon oft den Gebrauch, oder auch in ihren Händen, den Mißbrauch derselben untersagt. Unlängst mußte ich öffentlich auf dem Kirchhofe eine Predigt halten; hinter der Mauer desselben waren immer einige böse Buben, die immer mit Pistolen schossen. Der Wachtmeister (die herumwandelnde Polizei) kam dazu, nahm von Rechts wegen mehreren Buben ihre verrosteten Gewehre, und versteckte dieselben und ihren Helfers Helfern mehrere recht hörbare Piebe. Die Buben entfernten sich, und es gab Ruhe, zum wenigsten hinter der Kirchhofmauer.

Fiat justitia! dachte ich, aber die bösen Buben liefen mit andern Gewehren hinaus ins Feld (es war des Sonntags Morgens in der Erndte) und wollten da Tauben schießen. Hinter meinem großen Kornacker kam der hiesige städtische Adjunkt G * * mit seinem Jagdhunde herbey; als ihn die Buben auf sich losgehen sahen, wollten sie entfliehen; er beorderte seinen Hund, und dieser hielt sie fest. Der Adjunkt fragte sie, wer ihnen die Erlaubniß gegeben hätte, auf die Jagd zu gehen, und warum sie nicht dafür in die Kirche gegangen? Zum guten Glück hatte der Adjunkt seine Karbatsche bey sich und gab einem wie dem andern eine tüchtige Tracht Schläge; ihre Gewehre wurden ihnen genommen, sie mußten ihre Namen angeben, und sie und ihre Eltern wurden hernach noch bestraft.

Fünftes Warnungs-Beispiel.

Ein junger Basler fand im Oktober 1815 auf eine sonderbare Weise seinen Tod. Er befand sich auf der Jagd, und schlief vor Ermüdung auf einem abgelegenen Orte ein. Während er schlief, spielten seine Hunde mit dem Riemen seiner Flinte. Diese ging los und traf ihren Herrn so, daß er nach 3 Tagen starb.

Sechstes Warnungs-Beispiel.

Als im September 1815 zu Kleinlubars der Lehrbursche des Ballmüllers Theurich eine geladene Flinte durch die Wohnstube nach der Schlafstube in sichere Verwahrung bringen wollte, gieng das Gewehr im Vorübergehen los, und der Schuß fuhr dem Dienstmädchen Dietsch gerade durch den Kopf, so, daß sie auf der Stelle todt blieb.

Siebentes Warnungs-Beispiel.

Der Besitzer der Güter Pittengrün und Neuhoff, Ellbogner Kreises in Böhmen, Herr Michael Kahler, gieng im Herbst 1812 mit seinem Jäger bey Maria Kulm in den benachbarten Wald auf die Jagd. Als sie eine Weile, jeder für sich, im Walde herum gegangen waren, hörte der Jäger einen Schuß. Er näherte sich seinem Herrn, und während ihm derselbe erzählte, daß er zwar einen Haasen angeschossen, aber nicht erlegt habe, stand der Jäger einige Schritte von ihm, die Flinte horizontal über dem Rücken. Auf einmal gieng dieselbe los, und der ganze Schuß gieng in die

rechte Weiche seines Herrn, der sogleich sinnlos zu Boden fiel, und im Kurzen seinen Geist aufgab. Der Jäger fiel in Ohnmacht vor Schrecken, und man fand beyde leblos im Walde neben einander liegen. Als man sie beyde noch in diesem Zustande auf einem Wagen nach Littengrün brachte, wurde zwar der Jäger nach und nach wieder hergestellt, aber der Herr war und blieb todt. Nachdem das Criminalgericht von Eger den Jäger von der Schuld frey erklärte, war die vermittelte Gutsbesitzerin so edelmüthig, auf Anrathen des Kullmer Herrn Kaplans, Vater Padowetz, denselben in ihren ferneren Diensten zu behalten.

Nennig.

9. Unglück durch unbekante Fremde.

In der Herrschaft Stift Hohenfurth, Gericht Sillowitz, wurde ein Unterthan, Namens Maximilian M**, auf langes Bitten mit der Bedingung beurlaubt, daß er bey der nächsten Gelegenheit, wo man einen seines Gleichen bedürfen könnte, oder es die Noth erfordern würde, dennoch zum Militär abgeführt werden müßte.

Als sich nun bey den so oftmaligen Rekrutierungen dieser Fall 1812 wirklich ereignete, blieb sein Weib bey den Schwiegereltern zurück, und ernährte sich mit Händearbeit ziemlich gut. Sie hatte von ihrem Manne keine Kunde, nach welcher sie sich sehr sehnte, als am 20. December 1814 auf einmal ein unbekannter großer Mann, der sich als Umlauber ausgab, zu ihr in die Stube trat, einen Gruß von ihrem Manne, der sich seinem Vorgeben nach beym Fuhrwessens-Corps zu Mathausen, 10 Stunden von hier an der Donau befinden sollte, ausrichtete, mit dem Ermahnen, alsogleich mitzugehen, und für ihren Mann ein Civilkleid mitzunehmen, welcher sehnlich wünschte, sie in Mathausen zu sprechen. Das Weib machte zwar einige kleine Einwendungen, ging aber auf ernstliches Jureden ihrer Schwiegereltern mit dem Manne, nachdem sie noch 11 fl. ausgeborgt, und ein Mannskleid für ihren Mann mitgenommen hatte, noch den nämlichen Abend fort. Sie blieben noch in Lärnbach auf Stift Hohenfurth's Territorio, gingen am 27. über Freystadt nach Kasberg, also schon abseits, und das Weib wurde noch denselben Tag unweit Kasberg, Pfliegericht Weinberg, im Holze erschlagen, aber erst Anfangs März 1815

gefunden. Man sieht hieraus, mit welcher Vorsicht man sich Fremden anvertrauen soll, und um wie viel mehr eine wohlgebildete Weibsperson auf ihrer Huth seyn darf, mit männlichen, besonders fremden Gesellschaftern zu reisen.

Nennig.

10. Unglück durch Feuer.

In Linz ereignete sich im Winter 1815 folgender trauriger Zufall. Es zogen nämlich, gleich nach der Landung Napoleons in Frankreich, häufig österreichische Truppen dahin durch Linz, wodurch die Einquartierung ziemlich drückend wurde. Auch der dortige Bürger, Fleischhauer und Gastwirth zum Dschen, in der Vorstadt Linz, Michael Dietscher, Besitzer des Herrn-Wirthshauses, bekam seinen reichlichen Antheil davon. Ermüdet durch fortwährende Anstrengung, und entkräftet durch Mangel an Schlaf, befand sich die ältere Tochter nicht wohl eines Abends. Man ließ ihr im 2ten Stock ein Zimmer heizen, wo ein blecherner eiserner Ofen stand, wohin sie sich auch bald begab, in der Absicht, um auszuruhen. Sie legte sich nahe am Ofen und schlief ein. Sie mochte bey drey Viertel Stunden geschlafen haben, als man durch ein erbärmliches Geschrey und eine Helle im Hofe aufmerksam wurde. Man eilte ihr zu Hülfe, erbrach die Thüre ihres Zimmers. Aber man stellte sich den Schrecken und Schmerz der Eltern vor, ihre Tochter lebendig im Feuer braten zu sehen. Sie muß nämlich zu nahe am Ofen gelegen seyn, wodurch ihre leichte Kleidung durch die große Hitze Feuer fieng, wovon sie im tiefen Schlafe zuerst nichts wahrnahm, und als sie durch den Schmerz erwachte, war es schon zu spät zu helfen; man suchte ihr die Kleider wegzubringen, aber zu spät. Sie war am ganzen Leibe verbrannt, und obgleich die untröstlichen Eltern all' ihren Fleiß und Sorgfalt zu ihrer Rettung anwandten, so starb sie doch unter den grausamsten Schmerzen am 3ten Tage nach ihrer Verletzung. Sie war 17 Jahre alt, schön gestaltet, der Trost ihrer Eltern, nun ihr Gram und der Gegenstand ihrer Wehklagen.

Nennig.

11. Verschiedene Unglücksfälle, die sich im Herzogthume Hildburghausen ereignet.

Der gewöhnlichen gedruckten Übersicht der im

Jahre 1815 geschehenen Kirchenhandlungen ist ein sehr musterhaftes Verzeichniß merkwürdiger Vorfälle im Lande, und dann eine Uebersicht der geschehenen Unglücksfälle angefügt, woraus die Nationalzeitung Februar 1816 Folgendes mittheilt. Ein Knabe von 9 Jahren schaukelte sich auf der Stange des Kunstrads auf der Saline zu Friedrichshall, und wurde von derselben am nahen Balken, an welchen die Stange anfahren muß, zerquetscht.

Johann Nikol Kempf, ein Wittwer aus Nieth gebürtig, 52 Jahre alt, erhenkte sich am 17. Juny in einer Kammer seines Hauses zu Ummerstadt.

Eine Dienst-Magd zu Gellershausen, die schon vor zwey Jahren vom Stadel herab auf die Tenne gestürzt war, fiel abermals herab, und starb daran.

Georg Andreas Bürner, ein Schulknabe von 11 Jahren, wurde auf dem Heimwege aus dem Birkensbühl, wo seine Eltern Stöcke ausgruben. Nachmittags 4 Uhr im Vorbeygehen bey holzfällenden Zimmerleuten von einem Ast (eines vermuthlich niederstürzenden Baumes) so ergriffen, daß er an Kopf und Brust tödtlich verwundet nieder geschlagen ward. Die Eltern trugen ihn nach Hause, wo er eine halbe Stunde darnach starb.

Ein wohlgefiteter junger Mann von 30 Jahren, der erst vor 10 Tagen sich verehlicht hatte, war am 29. November ins Holz gefahren. Da er Mittags nicht nach Hause kam, ging man aus, ihn zu suchen, fand ihn aber erst Abends unter einer starken Fichte, von welcher er dürre Aeste abgeschlagen hatte, knieend, am Kopfe verwundet, todt; und er blieb es, obgleich Alles angewendet wurde, das Leben in ihm wieder zu wecken.

Johann Nicol Marbach, zu Ebenhardts, 5 Jahre, 4 Monate alt, fiel von der Deichsel, worauf ihn sein Vater, sich einige Schritte entfernend, gesetzt hatte. Das abgespannte Vieh rannte, als es seinen Führer nicht mehr erblickte, wüthig fort. Im Herabstürzen gerieth der Unglückliche unter die Räder des Wagens, die ihm den Schlaf eindrückten, und das Halsgenick brachen.

Johann Martin Sauerteig, Wittwer und Maurer zu Weilsdorf, stürzte im 65ten Lebensjahre vom Dache, und starb daran.

Ein Jüngling aus Fronlach, der Weißblütner-Waare nach der Flöße am Mayn fuhr, wurde von einem rollenden Flößbaum niedergeworfen, und so gequetscht, daß er einige Tage darnach starb.

Zu Aicha fiel ein zweyjähriges Mädchen in einen Wasserbehälter, und ertrank.

XLV.

Das Faulthier und das Eichhörchen.

Eine Fabel.

Auf einem Apfelbaum, den es mit Noth er-
klimmen,

Sah einst ein Faulthier, voll Verwunderung,
Ein Eichhörchen mit dem ersten Sprung
Im seelenvollen Spiel des leichten Körpers kommen,
Und rief — es hielt zum Glück die Mittagrub',
Wo seines Gleichen ihre Massen
Von Talg so gern dem Medicinern überlassen —
In Wohlbehaglichkeit dem muntern Nachbar zu:
Ich muß gefehn, so schnell und schön wie du
Vermöcht ich nicht, mich zu bewegen;
Und dennoch wäre mir nicht wenig dran gelegen,
An Kunstgeschicklichkeit dir's gleich zu thun:
Denn erstens müßt' sich auf solche Kabriolen
Vortreflich in der Höhle ruh'n,
Und zweytens könnt' ich mir die Mahlzeit spielend holen,

Wofür ich jetzt mir Fell und Fuß
Von Baum zu Baum zerkraken muß.
O sprich! wie hast du's angefangen,
Daß, ohne Bauch und ohne Bart
Aus dir ein Virtuose ward?
Das Eichhorn sprach: das ist sehr leicht gegangen
Mein gnäd'ger Herr! ich denk' mir's wie im Traum;
Die Mutter schickte mich, sobald ich auf den Füßen
Mich halten konnt', erst auf den Haselstrauch nach
Nüssen,

Und bald nach Eicheln. Schreckte mich der Baum
In seinen Höhn, lockte sie mit Klüssen
Den Bögling, sprang nun selbst voran,
Und muthig ward's ihr nachgethan,
Bis ich auf jedem Holz, mit Nadeln und mit Blättern,
So schnell vermocht' als sie zu klettern.

Hm! hm! verfehlt der faule Wicht,
 Ich lobe mir den Unterricht,
 Das ist die praktische Methode!
 Für mich nun freylich taugt er nicht,
 Ich bleibe bey der alten Mode:
 Allein gefällt's dir, meinen Sohn
 Im Springen und im Klettern abzurichten,
 So hast du heute noch Condition
 Bey mir: Erfüllst du deine Pflichten
 Gewissenhaft, mein Seel! so bringt's der Schelm dahin,
 Bey Hofe selbst sich einst zu produciren;
 Er hat dort manche Gönnernin,
 Und dann erwarte, daß ich dankbar bin.
 Die Eichel all' in den Revieren.

Um meine Burg sind jämlich dein,
 Du darfst dafür, dir wird's ein Leichtes seyn,
 Nur eine gleiche Zahl von Aepfeln mir verehren.
 Das Eichhorn rief: Dein gnädig Honorar
 Muß ich für diesmal schon entbehren,
 Denn der Versuch ist etwas undankbar,
 Ein Wesen Wissenschaft und Kunst zu lehren,
 Deß Vater selbst — ein Faulthier war.

J. G. Meinert.

XLVI.

Empfehlungswerthe Volkschriften.

(Fortsetz. v. V. u. VI. Jahrg.)

1. **Hampels Bauernfreund.** Eine Sammlung moralischer Erzählungen mit Hinsicht auf biblische Aussprüche. Leipzig, Dürr. (6 gl.). (Sehr anpassend und lehrreich.)
2. **Schackkästlein des rheinischen Hausfreundes von Hebel.** Tübingen, Cotta 1811. (Lebte die mannigfaltigen, lehrreichen Inhalts, anmuthig und lustig vorgetragen. Proben daraus gab schon der National-Kalender.)
3. **Der Rathgeber für Schul-Candidaten, Gehülphen und Schulmänner in den k. k. Staaten.** Herausgegeben von Engelbert Zahn, 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Brünn, Gastl 1813. (1 fl. W. W.). Auch die dritte Auflage ist indessen schon erschienen, (Ein gar vortreffliches, nützlich Buch für die, denen es bestimmt ist, welches auch die würdigen Oberaufseher des Schulwesens in Mähren so sehr anerkannt, und daher zur Verbreitung desselben so sehr mitgewirkt haben, daß binnen Jahr und Tag schon diese zweite Auflage erscheinen konnte, welche mehrere Vorzüge, unter andern auch eine faßliche Anweisung zur Kenntniß der Giftpflanzen erhalten hat. Wenn ich endlich sage, daß die Leser dieses Kalenders dem Verfasser mehrere vortreff-

liche Beyträge in seinen verschiedenen Jahrgängen verdanken; so werden sie sich noch mehr für dessen gar praktische Anleitung interessiren, und nach allen Kräften dazu beitragen, daß sie in recht viele Hände kommen.)

4. **Muza Moravská w patero Oddělených, obsahujících duchovní, mravní, polní, vesko-občanské a staromlastenské hanácké písně Skladatelů vlastenských, k prospěchu a k vzdělání moravských Mlastenců. Složená od Jozefa Heřmana Gallase, vydaná od Tomáše Fryčape Kněze. Brně 1813. d. h. Muse von Mähren in fünf Abtheilungen; enthaltend: geistliche, moralische, Feld- Dorf- ländliche, und altvaterländische hanatische Lieder von verschiedenen Verfassern, zum Nutzen und Bildung der Mährer. Herausgegeben von dem Priester Thomas Frycay. Brünn 1813. (Dieser Volksdichter in der böhmisch-slavischen Sprache ist eine eben so seltene Erscheinung, als seine Gedichte sich durch fließenden Versbau, Faßlichkeit, Leichtigkeit im Ausdruck und hohe Moralität auszeichnen; dieß Werk sollte in die Hände aller Schulkinder und jeder Dorfsjugend kommen.)**

5. Unterricht über Verhütung der Feuersbrünste und Bestrafung der Brandstiftungen, zum Gebrauch für Schüler. Neustadt an der Orla. Wagner 1813. (1 gl.) (das Wesentliche hierüber nach Steinbeck, vollständig und lehrreich, bey äußerst wohlfeilem Preise.)
6. Wagners Sprichwörter = Lexicon mit kurzen Erläuterungen. Ein Handbuch fürs gemeine Leben, auch zum Gebrauch in Volksschulen. Queclinburg. Basse 1813. (20 gl.). (Ueber 4000 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten sind hier kurz erklärt.)
7. Hellbachs Unterricht über Brand-Verhütung = Lösch- und Rettung in Feuersgefahr, besonders für Landleute. Altenburg. Schnuphase 1805. (4 gl.). (Sehr verständlich und nützlich.)
8. Festbüchlein, eine Schrift für das Volk, von Krummacher. 2tes Bändchen. Zweyte verbesserte und vermehrte rechtmäßige Auflage. Auch unter dem Titel:
Das Christfest, eine Schrift für das Volk. von Krummacher. Duisburg, Baderer 1814. (Verdient eben so, wie das erste Bändchen, das dieser Kalender, 5. Jahrgang, S. 92 empfahl, die allgemeinste Verbreitung.)
9. Bzitek z wššipenj neb ockowánj nestovic krawššyč, wylozen w rozmlauwánj mezy Farátem a Sedlákem od Frantisska Aloizya Banka, duchownjho Pastýře w Kopidlně nad Lesstinau a Doktoratu theologického Licencyáta. W Praze 1815. (Eine sehr faßliche Belehrung über den Nutzen der Kuhpocken, ein Gespräch zwischen einem Pfarrer und Bauer.)
10. Callissen kurzer Abriss des Wissenswürdigsten aus der deutschen Sprachlehre, für das Volk und die Volksschulen in 4 Tafeln. Altona, Hammroh 1810, Fol. (4 gl.) (Das Nothwendigste findet man hier zusammengedrängt.)
11. Pöhlmanns kurzer Unterricht in der Christlichen Sittenlehre, in gemeinsten Fragen und Antworten, mit beygefüigten Bibelsprüchen und Sprichwörtern für die Jugend in Volksschulen. 2te verb. und verm.

- Auß Erlangen 1815. (4 gl.) Bey 5 Exempl. zusammen kommt jedes schon gebunden 2 gl. 8 pf., 50 Exempl. kosten 5 Thlr.) (Verdient allgemeinste Verbreitung)
12. Kraus Lehr- und Handbuch zum Gebrauche der Lehrer und Lehrlinge der männlichen Fevertagschule, wie auch zur Selbstbelehrung des jungen Bürgers und Landmannes. Landsbut, Thoman 1814 (6 gl.) (Gar ein lehrreiches, nütliches Büchlein.)
13. Siebt es kein Schuhmittel gegen das Scharlachfieber und gegen die schrecklichen Menschenblattern? Eine Unterredung zwischen dem Schulmeister und Richter zu Liebdorf, dem Wirth und der Wirthin zu Altheim, und dem Cantor zu Lohberhal. Entworfen von Menzmann. 3te ganz unveränderte Aufl. Leipzig, Gräff 1814. (6 gl.) (Sehr belehrend, überzeugend, unterhaltend und faßlich, besonders für den Landm.)
14. Konrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch für das Volk von Salzmann, 2te Aufl. Schnepfenthal 1815 (12 gl.) (da ist zu lernen, wie man aus seinen Kindern gesunde, fluge, geschickte, ehrliche, gegen vernünftige Erinnerungen folgsame, fleißige und thätige Menschen machen soll.)
15. Allgemeines Lesebuch für den Bürger und Landmann. Bamberg, Gebhard 1812 (12 gl.) (das ursprünglich allbesetzte Seigersche Lesebuch, welches 17 Auflagen erlebte, und zu welchem Seiger und Glück die Rechtslehre, Ziereich die Naturgeschichte, der Kupferzeller Meyer die Deconomie, der Prof. Meyer die Himmelskunde, Dr. Loss die Technologie, und der berühmte Schreiber, Naturlehre und einen Theil der Naturgeschichte bearbeitet hatten. Die gegenwärtige für katholische Länder ursprünglich 1793 bearbeitete Ausgabe, von der 1809 Prof. Paulus eine zweyte besorgte, ist die dritte verbesserte Ausgabe, die sich, wie die 2te, durch die vom Prof. Mannert hinzugekommene Erdbeschreibung auszeichnet; so, daß hier der Bürger und Landmann einen Schatz von Kenntnissen, und viel mehr noch, als angedeutet worden, besammeln findet.)
16. Praktisches Handbuch für den deut-

in
me
und
drey
stüb
gen,
euch
mei
Arb
beres
des

zur
Pla
ganz
hab
Zah
den
der
The
ich
lebe
das
lung
ger
mer
sabr
lebr
sche
XX
Ean
eing
der

sehen Landmann, von dem Verfasser des Bauern-Katechismus (Schmidt) Erster Theil, enthält geprüfte Lehren, um die Erndten vielfältigen, wenigstens verdoppeln zu können. Stuttgart, Steinkopf 1814 (16 gr.) (Ein leserwerthes Buch für den Landmann, besonders erfahrungreich in den Lehren vom Tabak- und Krappbau.

17. Kurze Landwirthschaftslehre für den gemeinen Mann, nach katechetischer Lehrart. Verfasst von einem böhmischen Gutsbesitzer. Prag, Haase 1816. (Kurz, faßlich, wohlfeil, woraus ein Bauer lernen kann, wie er geschickt wirthschaften muß, um ein wohlhabender Mann zu werden.)

Dank und Entschuldigung.

Fünfzehn thätige Theilnehmer (darunter zwey in Mähren, drey in Oestreich, sieben in Böhmen, einer in der Schweiz, einer in Ungarn, und einer in Siebenbürgen — sechs Geistliche, drey Beamte, drey Schullehrer und ein Arzt) unterstützten mich mit mehr als 25 zweckmäßigen Beiträgen, und halfen mir guten Samen ausstreuen. Dank auch dafür, ihr biedern Mitarbeiter, wovon ich die meisten unter meine Freunde zähle. Einige dieser Arbeiten lagen schon für den vorjährigen Kalender bereit, konnten ist aber erst ihren Platz finden, welches ich bitte, mir nicht zur Last zu legen.

Wunsch und Bitte.

Ich wünsche, daß sich immer Mehrere mit mir zur immer bessern Ausführung des gemeinnützigen Planes vereinigen mögen, den ich im ersten Jahrgange dieses Kalenders von 1811 kurz angedeutet habe, der immer, obwohl versteckt allen bisherigen Jahrgängen zum Grunde lag, und welchen daraus denkende Männer leicht entwickeln können, obwohl der Raum noch nicht erlaubte, ihn in allen seinen Theilen vollständig auszuführen. Insbesondere bitte ich die Herren Geistlichen, Beamten, Aerzte, Schullehrer, und jeden Mann von Kopf und Herz, dem das Wohl des Volks am Herzen liegt, um Mittheilung schöner, von ihnen wahrgenommener Handlungen, vorgefallener Unfälle, und anderer solcher merkwürdigen Ereignisse, aus dem Kreise ihrer Erfahrungen, welche zu nützlichen und nöthigen Belehrungen geschickten Anlaß geben. Besonders wünsche ich dergleichen für die Rubriken VIII, XXIII, XXXIV, XL, XLI, XLII und XLIV. Höchstens bis Mitte May's müssen die Beyträge eingetroffen seyn, deren Abdruck im nächsten Kalender man wünscht.

Aufforderung.

Ich fordre Leben auf, der Zeit, Lust, Gelegenheit hat, detaillierte zuverlässige Data über Bevölkerung, Production, Consumption, Handel, Gewerbe, Preise der Dinge, National-Eigenheiten, Merkwürdigkeiten, natürliche Beschaffenheit unsrer Länder, über Charakter, Sitten, Gewohnheiten, Tugenden, Fehler, Vorurtheile ihrer Einwohner, aus ältern und neuern Zeiten zu entwerfen oder zu sammeln, durch Mittheilung derselben meine gute Absicht zu befördern, und sich um das Vaterland verdient zu machen.

Grade weil der Kalender jährlich erscheint, ist er vorzüglich zu Berichtigungen falscher Angaben in viel gelesenen, besonders das Vaterland angehenden Büchern, auch Landkarten und zur Ausfüllung einzelner Lücken der Statistik sehr geeignet.

Ich habe selbst im Laufe der Jahre 1813 und 1814 zwey Werke dieser Art ins Publikum gebracht, an deren Ergänzung und Berichtigung durch Sachkenner mir außerordentlich viel gelegen wäre.

1. Neueste geographische statistische Beschreibung des Kaiserthums Oestreich. Mit 6 Karten und 2 Grundrissen. Weimar 1813.

2. Kurzer Abriss der Geographie des österreichischen Kaiserthums zur schnellen Haupt-Orientirung, für jeden Vaterlandsfreund, dem neuesten Zustande gemäß entworfen. Prag, Calve 1814.

Ich bitte alle Leser dieses Kalenders, die in beyden Schriften etwa vorkommenden Mängel zu bemerken, und deren Verbesserung mitzutheilen.

Anempfehlung.

Ohne alle Unbescheidenheit kann ich folgende zwey Journale, die ich besorge, empfehlen, weil das Allerwenigste darin von mir, sondern das Meiste, Beste und Vortrefflichste von ein Paar hundert

Mitarbeitern aus allen Ständen innerhalb und außerhalb der Monarchie herrührt.

1. Hesperus oder Nationalblatt für gebildete Leser, besteht seit 1809 als Ersatz des ehemaligen patriotischen Tageblatts, aber mit weit mehr Auswahl, Planmäßigkeit, und einem weit größern Reichthum an Original-Aufsätzen; so daß man an den 7 Jahrgängen dieser Zeitschrift einen Schatz von lehrreichen und interessanten Aufsätzen findet, die nirgends sonst abgedruckt sind. Dieß wird jeder eingestehen, der sich näher mit ihr bekannt macht. Sie wird auch für 1817 ununterbrochen fortgesetzt.

2. Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen, bestehen ebenfalls seit 1811, und sind jedem Landwirth unentbehrlich, der in der Oekonomie fortschreiten, und sich gründlich über die wichtigsten Punkte derselben aufklären will. Sie enthält fast durchgehends Original-Aufsätze, die man sonst nirgends antrifft, von meistens Versassern aus dem österreichischen Kaiserstaate.

Jede dieser Zeitschriften kostet zwar in den entferntesten Provinzen circa 22 — 24 fl. W. W. nach demaligen Geld- und Preis-Verhältnissen, theils wegen der außerordentlichen Papier- und Druck-Preuerung, theils wegen der nicht wenigen Kupfer, welche wegen der großen Correspondenz-Kosten mit ein Paar hundert Mitarbeitern in allen Theilen der Monarchie, und auch außerhalb derselben, theils endlich wegen der bedeutenden Entschädigungen, welche Postämtern und Buchhändlern für ihre Mühe und Auslagen bey der wöchentlichen oder monatlichen Versendung und Besorgung bewilligt werden müssen. Wenn sie indessen einige Freunde vereinigt halten, so kommen sie doch wohlfeil, und entschädigen durch ihren reichen und soliden Gehalt, der auch nach Jahren noch Werth und Nutzen behaupten wird.

Brünn, 31. May 1816.

André.

Der Verleger bemerkt, daß am Schluß dieses Kalendarers eine Inhalts-Anzeige folgt, worin die Bedingungen auch angezeigt sind, unter welchen man jedes dieser beyden Journale bekommen kann.

Prager und Wiener Postbericht.

Briefpost.

Prag.		Wien.	
Ankunft.	Abgang.	Alltäglich kommen Vormittags an und gehen Abends ab:	
Sonnt. Wiener.	Sonnt. Vorm. 11 u. Linzer.	1) Die böhm. Post, über Jälan von Prag.	M o n t. u. D o n n. die Post nach Klagenfurt u. ganz Steyermark, Illyrien u. Italien.
Schlesische.	Nachm. 5 — Schles.	2) Mähr., von Brünn, Olmütz, Teschen und Lemberg.	
Reichspost.	Abends 6 — Wiener.	3) Reichsp. v. Linz, Passau, Augsburg, Regensburg u. Nürnberg.	
Mont. Wiener.	Mont. Abends 6 — Wiener.	4) Steyerische, v. Grätz, Laibach, Triest und Görz.	
Dienst. Wiener.	Dienst. Vorm. 11 — Sächsisch.	5) Ungar. von Pressburg, Raab, Ofen und Pesth.	
Linzer.	Abends 6 — Wiener.	Außer dem geht ab:	
Mittw. Wiener.	Mittw. Vorm. 11 — Reichsp.	M o n t. u. D o n n. die Post nach Klagenfurt u. ganz Steyermark, Illyrien u. Italien.	
Sächsische.	Abends 6 — Wiener.	D i e n s t. u. F r e y t. nach ganz Ober- und Niederrungarn, Slavonien, Croatien Siebenbürgen, Wallachey u. Dalmat.	
Donn. Wiener.	Donn. Vorm. 11 — Linzer.	M i t t w. u. S a m s t. nach Tyrol u. ganz Ital., Sächs., Schles., Preußen, Pohlen, Rußland, Dänemark u. Schweden.	
Schlesische.	Nachm. 5 — Schles.	Die Post n. Konstantin. geht Auf. u. Mitte jed. Mon. an d. ungar. Hauptpostwagen v. Dienst. u. Freyt. ab; langt in ungefähr 25 Tagen an, u. geht gewöhnl. am 10. u. 25. jed. M. ab.	
Reichspost.	Abends 6 — Wiener.		
Freyt. Wiener.	Freyt. Abends 6 — Wiener.		
Sams. Wiener.	Sams. Vorm. 11 — Sächs.		
Sächsische.	Abends 6 — Reichsp.		
Linzer.	Abends 6 — Wiener.		

Anmerk. 1. Briefe von Wien, Grätz, Brünn, Pressburg, Ofen kommen täglich an, und gehen täglich ab in Prag, so, daß alle diese Hauptstädte täglich mit einander correspondiren können.
 2. Vom 5. Mai bis 15. Sept. tägl. Mitt. 12 U. in die Bäder der Karlsbad, Teplitz, Eger bis Dresden. Folglich ist in dieser Zeit auch von Grätz, Pesth, Pressburg, Wien Brünn und allen auf den Hauptstraßen zwischen diesen Städten liegenden Dörfern, auch ein täglicher Briefwechsel

W i e n.

A b f a h r t.

|| Rückkunft.

Jan. 9. 23. Febr. 6. 20. März 6. 20. April 3. 17. Mai 1. 15 29. Juny 12. 26. July 10. 24.	alle 14 Tage
Aug. 7. 21. Sept. 4. 18. Oct. 2. 16. 30. Nov. 13. 27. Dec. 11. 25.	
Freytags , alle Wochen,	Mittwochs
1) früh 8 Uhr nach Budweis über Horn und Schrems.	Montags
2) — 9 Uhr nach Prag, Sachsen, Preußen u. s. w.	
Samstags , alle Wochen,	Samstags
1) früh 8 Uhr nach Grätz, Prugg, Proben, Aussee und Ischl.	Freytags
2) — 9 Uhr nach Brünn, Olmütz, preuß. Schlesien zc.	

T a b e l l e

über den Gebrauch und Anwendung des Papier-Stampels bey allen Geld-Urkunden von einem oder mehreren Bogen auf jeden Geldbetrag in Einlösungsscheinen nach dem neuen Stempel-Patente vom Jahre 1811.

Für einen Geldbetrag in Einlösungsscheinen.				Wird erfordert.						
				Stem- pel- Classe	im Betrag von		Wenn die Urkunde aus mehreren Bogen beste- het, für jeden Einlösungs- Bogen			
					fl.	kr.	Stemp. Classe.	im Betrag.		fl.
Von	1	bis	5 fl.	1	—	3	1	—	3	
über	5	=	20 "	2	—	6	1	—	3	
"	20	=	50 =	3	—	15	1	—	3	
"	50	=	100 =	4	—	30	1	—	3	
"	100	=	150 =	5	—	45	1	—	3	
"	150	=	200 =	6	1	—	1	—	3	
"	200	=	400 =	7	2	—	2	—	6	
"	400	=	800 =	8	4	—	3	—	15	
"	800	=	1400 =	9	7	—	4	—	30	
"	1400	=	2000 =	10	10	—	6	1	—	
"	2000	=	4000 =	11	20	—	7	2	—	
"	4000	=	8000 =	12	40	—	8	4	—	
"	8000	=	16000 =	13	80	—	9	7	—	
"	16000	bis	zur höchsten Summe	14	100	—	10	10	—	